This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

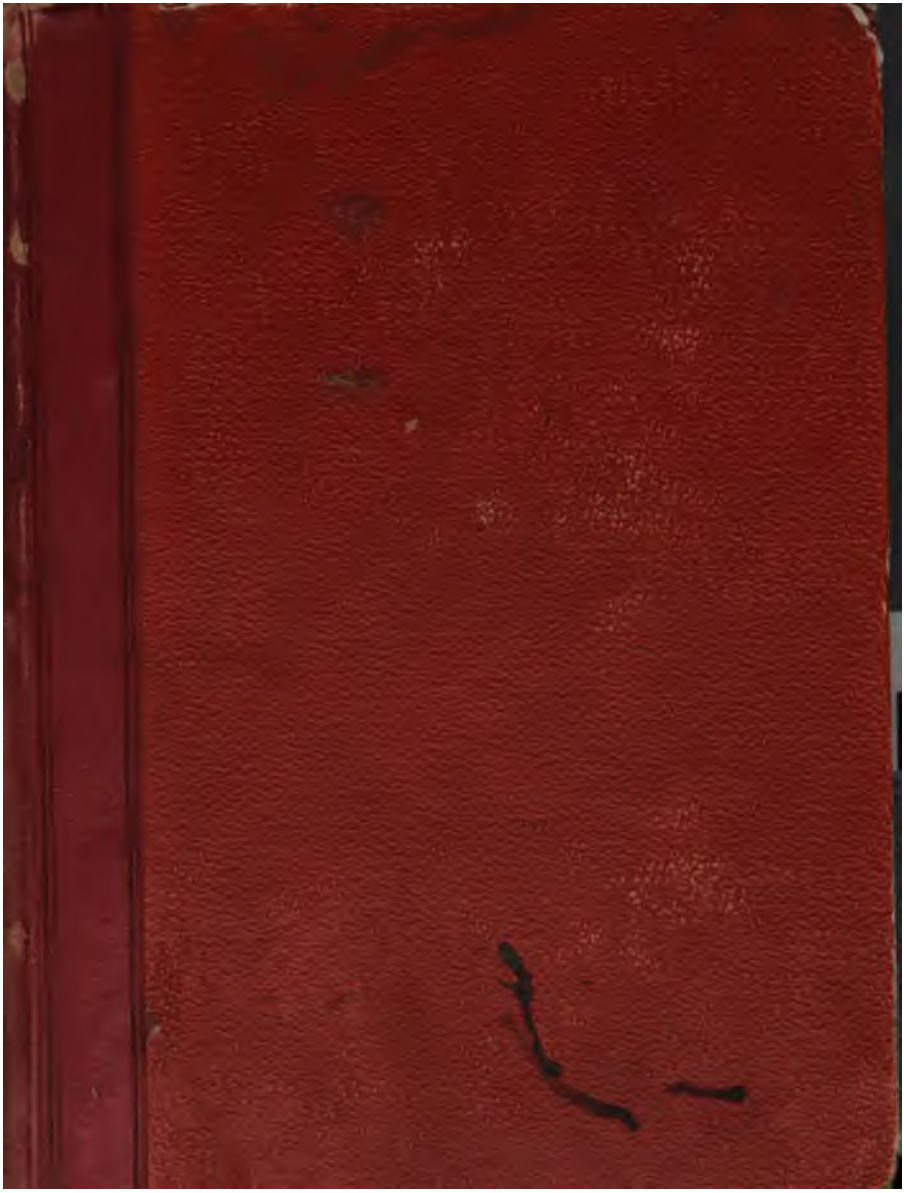
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

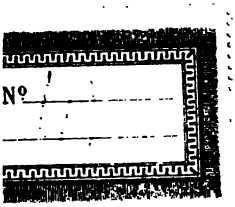
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




Nº

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

PT2287
H5 A1
1845
v. 3/4

# Aus der Gesellschaft.

## Gesammt-Ausgabe der Romane

von

**Ida Gräfin Hahn-Hahn.**

Dritter Theil.

## Gräfin Faustine.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

# Gräfin Faustine.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dritte Auflage.

D. a.
38.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

Országos Könyvtári Központ
Nem adható el!
soproni raktárából

## Vorwort zur dritten Auflage.

Ich haſſe es in einem Vorwort das nachfolgende Buch zu explizíren! es ſchien mir immer unendlich überflüſſig. Leider habe ich bei meiner unglücklichen Fauſtine die für mich ſehr demüthigende Erfahrung gemacht, daß es mir nicht gelungen iſt in dem Buch leicht verſtändlich dasjenige auszudrücken, was ich habe ausdrücken wollen, und daß eine Explikation daher an ihrem Platz ſein dürfte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dies nicht in Bezug auf journaliſtiſche Kritik ſage. Für die Rezenſenten unſrer Tage würde ich mir wol nie dieſe Mühe geben. Nein! es geſchieht für die Perſonen, welche ſich für meine Fauſtine genug intereſſirt haben um über ſie nachzudenken, und die

doch nicht den Gesichtspunkt haben auffinden können, von welchem aus ich das Buch geschrieben — was natürlich meine Schuld ist! — Denn hätten sie ihn gefunden, so würden sie mir wol keine Vorwürfe darüber gemacht haben, daß Faustine eben das thut, was sie thut.

Ich war im Frühling 1837 in Prag und brachte einen Morgen ganz einsam auf dem Wisserad zu, wo das Schloß der Königin Libussa gestanden haben soll, wo man noch jezt ihr Badezimmer zeigt und die bekannte Anekdote dabei erzählt, worauf Clemens in einem Gespräch mit Faustine Bezug nimmt. Die Parallele zwischen Sonst und Jezt, die Verschiedenheit der Form, in welcher sich die Gleichartigkeit des Wesens wiederfinden läßt, interessirt mich so unglaublich in den Geschichten der Menschheit, daß ich mich in Gedanken darüber vertiefte: wie würde sich eine Königin Libussa unsrer Tage benehmen? — Und daraus ist drei Jahr später Faustine entstanden. Sie trägt die Kronen der Schönheit, des Genies, der Anmuth; sie ist Königin an Macht über die Herzen; sie will Befriedigung, dauernde, ewige, unerschöpfliche; sie will sie um jeden Preis, und giebt Menschen und Verhältnisse auf,

die ſie ihr nicht mehr gewähren. Wohin ſie blickt, bezaubert ſie und macht ſie elend; was ſie thut, bereitet Seligkeit und Schmerz. Nie gewöhnt ſich ſelbſt Schranken zu ſetzen, kommt ſie früh bei der letzten an, und trauriger als ſie Andre hat untergehen laſſen, geht ſie ſelbſt unter in banger Einſamkeit, losgeriſſen, abgeſchieden, und verſchwindet mit ihrem Glanz und ihrer Glut hinter den finſtern, kalten Kloſtermauern. Sie verzehrt in ihren Flammen erſt Andere, und dann ſich ſelbſt. Die Eſſenz ihres Weſens iſt ein feingeiſtiger Egoismus, der Alles ausſchließt, was Opfer und Entſagung iſt, und der ſich im Streben nach der mißverſtandenen Entwickelung und Befriedigung ausbildet; — denn nicht das, was der Menſch äußerlich erlangt, befriedigt ihn, ſondern das, was er in ſeinem Innern ſammelt.

Jemand hat meine Idee vollkommen begriffen und mit zwei Worten wiedergegeben: „Fauſtine, dieſe ſublime Egoiſtin.“ Ich kenne nicht denjenigen, der dies geſagt hat, aber es iſt gar erquickend ſich ſo verſtanden zu wiſſen — umſomehr wenn man durch die ſeltſamſten Vorwürfe halb befremdet, halb entmuthigt iſt. — Hier ſoll Fauſtine dem

Andlau nicht treulos ſein. Dort vergiebt man ihr den Andlau, aber nicht den Mario. Da vergiebt man ihr ſämtliche Männer, aber nicht, daß ſie das Kind verläßt. — Es wäre ja unzweifelhaft unendlich viel beſſer, wenn ſie all das Unrecht nicht beginge, und man mögte ein ganz hübſches Buch darüber ſchreiben können, nur eben keine Fauſtine. Und wenn ich mich heute wieder hinſetzte und mich fragte: Wie benimmt ſich eine prächtig begabte reich organiſirte Natur, die nichts ſucht, will und verlangt als ihre eigene Befriedigung ohne Rückſicht auf Andre, ſo müßte ich zum zweiten Mal ſchreiben Gräfin Fauſtine.

Berlin. Oktober 5, 1844.

## An Bystram.

Seit fünf Monaten ſchmachte ich im zwiefachen Kerker der Blindheit und der Krankheit; ſeit fünf Monaten haſt Du, unermüdlich über mir wachend, mich gepflegt und getröſtet, mir Muth und Beruhigung zugeſprochen, mir die Thräne aus dem Auge und den Angſtſchweiß von der Stirn getrocknet, mir Dein Auge und Deine Hand geliehen. Daß ich nicht ganz in Verzweiflung, Stumpfſinn, Apathie untergegangen bin, danke ich Dir. Darum ſoll dies Buch — das freilich ſchon vor einem halben Jahr, bis auf die letzte Durchſicht, fertig war, deſſen Herausgabe aber doch einen aufglimmenden Funken geiſtiger Regſamkeit mir verkündet: — darum ſoll es Deinen Namen wie ein Diadem an der Stirn tragen. Vielleicht iſt er das Beſte an dem ganzen Buche.

Tharand, 14. Auguſt 1840.

In Norddeutschland giebt es wol wenig lieblichere Punkte, als die Brühlsche Terrasse in Dresden zur Frühlingszeit. An einem Juniustage, frisch, grün und stralend wie ein Smaragd, saßen mehre junge Männer vor dem Baldinischen Pavillon, rauchten Cigarren, nahmen Gefrornes oder Kaffee, musterten die Vorübergehenden und schwatzten eine Musterkarte von Unsinn durcheinander, wozu, wie sich von selbst versteht, Pferde, Theater und Frauen das Thema lieferten, — ein Thema, so lange und so oft gebrandschatzt, daß man schwer begreift, wie es noch immer zu neuen Variationen dienen könne.

Es war drei Uhr Nachmittags, und daher keine elegante Frau auf der Terrasse zu sehen. Sie speis'ten oder wollten speisen, und fürchteten die Hitze, die Sonne, obgleich sich kühler, grüner, wehender Schatten über die Terrasse legte. Desto mehr mußte es auffallen, daß eine augenscheinlich dem höhern Stande angehörende Frau allein auf einer Bank saß, den Rücken dem Pavillon zugewendet, ungestört von dem Geschwätz der Männer, und von dem unruhigen, jauchzenden Treiben der Kinder, welche mit und ohne Wärterinnen die Terrasse gleich Ameisen überdeckten. Aber es fiel Keinem auf. Sie mußte also eine Erscheinung sein, die Jedermann kannte, und

für die sich Niemand interessirte. Sie zeichnete emsig. Ein Bedienter stand wie eine Statue seitwärts hinter ihr und hielt einen Sonnenschirm so, daß weder ein blendender Lichtstral noch ein zitternder Schatten des Laubes Auge, Hand und Papier der Gebieterin treffen konnte. Ihr großes, dunkles Auge flog mit einem schnellen, scharfen Aufschlag hin und her zwischen Gegend und Zeichnung, und die feine Hand, ohne Scheu vor der Luft, der größern Festigkeit wegen des Handschuhs entledigt, folgte gewandt dem Blick. Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft.

„Lady Geraldin ist heute nach Teplitz abgefahren — das ist meine letzte Neuigkeit," sagte ein junger Mann aus jener Gruppe.

„Ist gar keine Neuigkeit!" rief ein Anderer, „es war längst bestimmt."

„Aber auf morgen."

„Nein, auf heute."

„Wahrhaftig, auf morgen!"

„Kurz und gut, sie ist fort," sagte ein Dritter, „und bald wird Dresden ganz ausgestorben sein. Man muß sich auch davon machen. Es ist unerträglich, nichts als gemeine unbekannte Gesichter zu sehen."

„Ich liebe gerade die fremden Gesichter, welche wie Wandervögel jezt hindurch und in die Bäder ziehen."

„Ah, fremde Gesichter! das ist etwas ganz Andres! die lieb' ich auch, und die kennt man sehr schnell. Ich meinte die unbekannten, die Nobody's, den Bodensatz der Gesellschaft, Namen, die man sich hundertmal wiederholen läßt, ohne im Stande zu sein, sie zu behalten, Gestalten, die Anspruch darauf machen, gegrüßt zu werden, weil man sie in irgend einem

Salon coudoyirt hat — und von ſolchen wimmelt Dresden plötzlich, wie die Nacht von Geſpenſtern."

„Ich bedaure jeden, der gezwungen iſt den Sommer hier zuzubringen."

„Und geſtern Abend iſt Graf Mengen angekommen. Der Geſandte hat nur darauf gewartet, um ſeine Badereiſe anzutreten — ſo bleibt er denn solo soletti! — Freilich.... reiten kann man überall, und auch allein iſt's amüſant."

„Beneidenswerth! — Und wo werden Sie hingehen?"

„Unbeſtimmt noch! hie und da aufs Land, zu Freunden — ſpäter nach Teplitz. Wenn Fürſt Clary Wettrennen veranſtalten wollte, wie ſie doch jezt in jedem civiliſirten Lande Europa's, und ziemlich an jedem Ort, wo faſhionable Geſellſchaft ſich zuſammenfindet, Mode ſind: ſo würde der dortige Aufenthalt bedeutend gewinnen. Das Terrain wäre vortrefflich; die Wiener würden auch ihre Pferde ſchicken. Unbegreiflich, daß der Clary den Vortheil nicht einſieht."

„Kennen Sie den Graf Mengen?" — wurde gefragt.

„Ich ſah ihn heut' früh bei Feldern, ſeinem Univerſitätsfreunde, aber nur einen Augenblick. Wir wurden einander genannt — dann ging er zu ſeinem Geſandten."

„Wie ſieht er aus? hat er gute Manieren?"

„Ich denke, er muß pompös zu Pferd ſitzen."

„Aber, lieber Centaur," rief Einer, „im Zimmer, im Salon kann man nicht zu Pferd ſitzen, und muß ſich doch präſentiren."

Der Centaur, der nichts Schmeichelhafteres kannte, als dieſen Beinamen, ſagte:

„Wer gut reitet, präsentirt sich überall und immer gut, hat Gewandtheit, Kraft, Haltung, Ungezwungenheit — kurz Alles, was ein Cavalier bedarf."

„Auch Verstand?"

„Auch Verstand! die Pferde sind kluge, schlaue, pfiffige, tückische Bestien, haben viel Aehnlichkeit mit den Weibern, müssen gehorchen lernen, auf den Wink, die geringste Bewegung. Es gehört viel Verstand dazu, ein tiefes Studium und ernste Beharrlichkeit, ihnen Gehorsam einzuimpfen."

„Den Weibern oder den Pferden?"

„Beiden! Der Umgang mit diesen ist gleichsam die Elementarschule zum Verkehr mit jenen."

„Ich gratulire Deiner künftigen Gemalin, lieber Centaur."

„Hat noch Zeit! bin noch nicht firm genug" — war die Antwort.

„Da kommt Feldern mit einem Fremden, wahrscheinlich Graf Mengen," unterbrach Jemand das geistreiche Gespräch.

„Richtig, er ist's!" rief der Centaur; „ich parire, er ist ein excellenter Reiter."

Neben dem kleinen, blonden, schmächtigen, zierlichen Feldern, der Hände hatte, weiß und zart wie ein Frauenzimmer, und ein Gesicht freundlich lächelnd, wie ein vierzehnjähriges Mädchen — ging ein großer Mann, schlank und dunkel wie eine Tanne, vom Scheitel zur Sohle ernst und fest wie aus Erz gegossen; aber die ganze Erscheinung wunderbar gelichtet, erleuchtet fast, durch seine Augen, welche Lichtstreifen auf den Gegenstand zu werfen schienen, den sie anblickten; übrigens aber vornehm gleichgültig, zerstreut selbstbewußt in Haltung und Manieren — kalt übersehend, spöttisch abwehrend in Wort und Ausdruck für die Masse, jedoch dem Ein-

zelnen nie Huldigung oder Bewunderung verſagend — ſo trat Graf Mario Mengen auf.

Feldern machte ihn mit all den jungen Männern bekannt. Einige empfingen ihn neugierig zudringlich, Andere thaten gleichgültig gegen den Fremden, den Uneingeweihten in das Geſchwätz und die Intereſſen ihrer Coterie. Mario ließ Alle ſchwatzen, gähnen, rauchen, ſetzte ſich mit untergeſchlagenen Armen, und blickte in die lachende Gegend hinein.

„Da zeichnet ja die Gräfin Fauſtine" — ſagte Feldern plötzlich.

„Aber wo iſt denn Andlau?" fragte Einer; „faſt eine Stunde iſt ſie allein hier, mich wundert, daß er das zugiebt."

„Daß er es erträgt!" rief ein Andrer.

„Nun, nun!" ſagte der immer begütigende Feldern, „ſie ſind ja nicht Beide aneinander geſchmiedet."

„Glauben Sie nicht, Feldern, daß ſie heimlich verheirathet ſind?"

„Nein, denn ſie könnten es ja wol öffentlich ſein, wenn ſie wollten."

„Wer kann's wiſſen! das Ding hat gewiß ſeinen Haken."

„O ganz gewiß!" rief ein Dritter; „z. B. den eigenwilligen Kopf der Gräfin Fauſtine ſelbſt, die, um etwas ganz Apartes zu haben, in der Stille beſtimmt tauſend Martern ertrüge — natürlich ohne ſich ſelbſt oder Andern zu geſtehen, daß es in der That Martern ſind."

„Es iſt wahr, ſie hat ihre eigenen und eigenthümlichen Allüren" — ſagte Feldern.

„Ein Beiſpiel hat mich ungeheuer frappirt," entgegnete der Andre. „Sie trug den ganzen Winter hindurch in allen großen Soireen ein und daſſelbe Kleid."

„In allen Soireen! ſie geht doch wenig in die Welt."

„Kann ſein! aber wenn ſie ging, ſo trug ſie ihr himmelblaues Atlaskleid. Zuerſt war das ganz gut; aber es iſt doch wunderlich, öfter als drei- bis viermal genau im nämlichen Anzug zu erſcheinen. In Italien herrſcht die Sitte, daß Mütter ihre Kinder unter den beſondern Schutz der Madonna ſtellen und ſie deshalb in deren Farbe, hellblau, kleiden — ein Jahr, eine Reihe von Jahren, immer, je nachdem ſie es gelobt haben. Ich fragte die Gräfin Fauſtine, ob ſie ein ſolches Gelübde gethan. Nein, ſagte ſie, aber das der Bequemlichkeit. — Iſt dies natürlich bei einer Frau — ich frage!"

Indem erhob ſich Fauſtine, gab dem Bedienten das Zeichenbuch und nahm den Sonnenſchirm. Dann ſtand ſie ungefähr eine Minute lang an der Baluſtrade der Terraſſe. Sie trug ein ganz ſchlichtes weißes Percale-Kleid, den Hals umſchließend, auf die Füße herabfallend. Kein buntes Band, keine Schleife, kein Shawl zerſchnitt die Geſtalt und ſtörte den harmoniſchen Eindruck ihrer ſtatuenmäßigen Proportionen. Ein tiefer weißer Taffthut verbarg ihr Haar, faſt ihr Geſicht. Sie wandte ſich langſam. Es ſah aus, als bildeten die grünen Bäume ein Laubdach für Andere, einen Tempel für ſie. Sie ging mit dem Anſtand einer Königin an den Männern vorüber, die ſie freundlich grüßte, als ſie Bekannte unter ihnen wahrnahm.

„Wer war die Dame?" fragte Graf Mengen lebhaft.

„Eben die Gräfin Fauſtine, von der wir ſprachen."

„Eine Fremde?"

„Ja; doch ſeit einigen Jahren hier etablirt."

„Verheirathet?"

„Geweſen. — Vielleicht. — Man weiß nicht. — Wittwe. — Unverheirathet." — Erſcholl es von allen Seiten.

Mengen warf den Kopf herum: „Die Herrn ſind guter Laune."

„Auf Ehre! reine Wahrheit was wir ſagen!"

„Das Wahrſte und Einfachſte," ſprach Feldern, „iſt indeſſen doch, wenn man ſagt, daß Gräfin Fauſtine Obernau Wittwe iſt."

„Kennſt Du ſie?" fragte Mengen.

„Recht gut."

„Iſt ſie liebenswürdig? kann ich ſie auch kennen lernen? — Nimm nicht übel, daß ich die inſipideſte aller Converſationen, eine fragende, mache! Dem Fremden muß man das verzeihen."

„Ueber dieſe Frau," nahm ein Anderer das Wort, „könnte man noch ein Paar hundert Fragen thun, wenn es der Mühe lohnte, und Jeder würde eine andere Antwort geben, weil ein Feld von allerlei Möglichkeiten bei ſolchem Verhältniß aufgethan iſt. Aber eben weil ein ſolches Verhältniß ſtatt findet, kann man ja alle Fragen von Hauſe aus ſparen."

„Wann werden Sie dem König vorgeſtellt, Graf Mengen?" fragte Einer.

„Ich denke, Sonntag, wenn er von Pillnitz herein kommt."

„Iſt der Wiener Hof von großer Reſſource für die Geſellſchaft?"

„Von gar keiner! mit einer Cour hat die Geſellſchaft, mit ein Paar Kammerbällen hat der Hof ſeine Pflicht abgethan."

„War das diesjährige Pferderennen glänzend, und wessen Pferd siegte?“ fragte der Centaur.

„Ich meine, es war ein Lichtensteinsches.“

„Das wissen Sie nicht einmal gewiß! ich hoffe, Graf Mengen, daß Sie ein Liebhaber der Pferde sind.“

„O ja,“ sagte Mengen gelangweilt, „nur nicht der Gespräche über sie. Sobald ich meine Pferde hier habe, will ich die Gegend weiblich durchstreifen.“

„Graf Mengen!“ rief der Centaur mit überquellendem Herzen; „gleich vom ersten Augenblick an hab' ich das in Ihnen vorausgesetzt. Ich hab' eine horrende Freude, daß mich mein erster Blick in diesem Punkte nie trügt.“

Er packte seine Hand und schüttelte sie. Die Uebrigen lachten und neckten den Centauren mit seinem untrüglichen Urtheil. Kein Demosthenes wäre im Stande gewesen, dem Gespräch über Pferde eine andere Wendung zu geben. Mengen stand auf.

„Die Speisestunde meines Ministers“ — sprach er grüßend, und ging.

„Nun, Feldern,“ riefen Alle durcheinander, „heraus damit! erzählt, erzählt! von seinen Verhältnissen, seinen Umständen, seiner Carriere!

„Mein Gott,“ sagte Feldern, „davon giebt es nichts Besonderes zu erzählen! Er macht die diplomatische Carriere wie jeder Andere und wie er auch seine Studien machte — auf ganz gewöhnlichen Wegen, ohne besondere Protection. Und ob er Vermögen hat, weiß ich nicht! In Göttingen hatte er bald vollauf Geld und bald nichts! aber immer war er, als befehle er über Goldminen und verachte sie nur. Einmal kam ein Prinz dahin und brachte die Mode der kostbaren

und eleganten Stöcke mit. Wir schafften uns Alle dergleichen an. Mengens Fonds mogten niedrig stehen, er hatte keinen. Da sagte er einmal bei Tisch: Bah! wer mag denn den Tambour-Major spielen und einen Stock mit blankem Knopf tragen! — Es kam uns vor, als habe er uns zu Tambour-Majors dadurch ernannt. — Die prächtigen Stöcke verschwanden."

„Solch ein stupendes Uebergewicht kann auf der Universität jeder Raufbold haben."

„Das war er nicht. Er schlug sich, wenn er mußte und dann tüchtig; aber nie suchte er Händel."

„Wir wollen doch sehen, ob der Legationssecretär die Suprematie des Studenten hier wird geltend machen wollen und können."

„Er scheint Lust dazu zu haben."

„Ich glaube nicht," sagte Feldern, „er hat Lust aus der untergeordneten in eine unabhängige Stellung zu kommen, freie Hand zu haben. Seinen alten Minister wird er wol etwas tyrannisiren, allein die Fanfaronaden der Burschenzeit liegen zu weit ab, um sie in die gegenwärtigen Zustände zu verflechten."

„Wenn er sich pousiren will, muß er eine Ministertochter heirathen — anders geht's heutzutag nicht."

„Oder nicht heirathen, das hilft bisweilen auch."

„Wie das? wie so? — Das ist bequemer noch. — Wem ist das passirt?"

„Einem meiner Vettern! er war verlobt mit der Tochter eines Allmächtigen, und die Vermälung schon festgesetzt. Da kommt ein immens reicher, dummer Russe; die Braut faßt die heftigste Leidenschaft für ihn, die er, so gut er kann,

erwidert. Erklärungen, tragische Szenen zwischen Braut und Bräutigam! Letzterer tritt natürlich zurück, denn er ist der Aermere, folglich der Ungeliebte. Aber er hat eminenten Kopf, Schlauheit, Talent, Scharfsinn; der Ex-Schwiegerpapa will all diese guten Gaben nicht gegen sich im Felde wissen, so wird mein Vetter bei siebenundzwanzig Jahren Gesandter in Stockholm und einer eiteln Närrin los und ledig."

„Verdammtes Glück! — Und das letzte größer als das erste!"

„Rücksichten regieren die Welt" — sagte Feldern bedachtsam.

„Aber sie geniren teufelmäßig!" — rief ein Anderer.

„Ich habe das nie finden können," entgegnete Feldern; „Rücksichten sind die Geleise, in welchen der Wagen der Gesellschaft ruhig und sicher fährt, ohne mit andern zusammen zu stoßen, zu zertrümmern und zertrümmert zu werden."

„Aber es giebt breitspurige Wagen."

„Nun, die halten halbe Spur, und sind nach einer Seite wenigstens geschützt."

Die Cigarren waren geraucht, die Tassen und Becher geleert, die Gespräche erschöpft. Jeder schlenderte seiner Wege; die Meisten zur Sieste.

---

In Faustinens Wohnung herrschte tiefe Stille. Sie lag an der Promenade; da gab es kein Wagengerassel, kein Pferdegestampf, kein Marktweibergeschrei, nichts, was an den Tumult und das Bedürfniß erinnert. Die Fenster des Salons — lange Glasthüren, welche auf den Balcon führten —

waren geöfnet und die Jalouſien geſchloſſen, damit nur das ſcharfe Licht, nicht die Luft verbannt ſei. Auf einer Ottomane ſaß der Baron Andlau und blätterte ziemlich unaufmerkſam in einem Buch — denn er wartete. Nichts auf der Welt iſt ſtörender als die Erwartung, ſogar von den geringfügigſten Dingen. Von dem Moment an, wo man wartet, iſt man trotz aller Fähigkeiten, Kräfte und Sinne nichts als ein Schütze, der von der ganzen Erde nichts ſieht und weiß außer dem ſchwarzen Punkt in der Scheibe. Andlau wartete auf Fauſtine. Warum kommt ſie nicht? ſprach er zu ſich ſelbſt; ſollte ihr irgend etwas zugeſtoßen ſein? Warum ging ich nicht mit ihr — mein Kopfweh wäre nicht ärger worden! Warum ließ ich ſie überhaupt gehen in dieſer heißen Tageszeit! — Er nahm den Hut und wollte ihr entgegen; da hörte er ihren Schritt auf der Treppe und er ſprang auf und öfnete ihr die Thür. Es wurde ganz hell in dem verfinſterten Gemach, als ſie eintrat. Fauſtine warf ihren Hut auf den einen Tiſch, ihr Zeichenbuch auf den andern, ſich ſelbſt auf ein Sopha und ſagte:

„Lieber Anaſtas, das wird ein hübſches Bild werden! aber müde bin ich — todtmüde!“

„Warum ſtrengſt Du Dich ſo an? muß das Bild denn nothwendig eine ſo heiße Sonnenſchein-Beleuchtung haben?“

„Ganz nothwendig!“ — ſagte ſie und ſtand auf; „ich bin auch ſchon ausgeruht, und heut Abend mußt Du mit mir nach der Neuſtadt hinüber! ich will mir recht einprägen, wie der Fluß und die Kirchen im Mondlicht ausſehen. Das wird ein Gegenſtück dazu.“

„Hier iſt ein Brief an Dich,“ ſagte Andlau und nahm ihn vom Schreibtiſch; „nach dem Wappen zu urtheilen, von Deinem Schwager.“

„Richtig!“ rief Fauſtine und las:

„Geehrteſte Frau Schwägerin! Ihrem erfreulichen Schrei„ben vom 24. huj. zu Folge, entnehmen wir aus demſelben „Ihre gütige Abſicht, uns im Lauf des Monat Junius mit „Ihrem ſchmeichelhaften Beſuch zu erfreuen. Da mein jüngſt„gebornes Söhnchen am 10. deſſelben Monats die Taufe em„pfangen ſoll, ſo vereinigen meine liebe Frau und ich unſre „Bitte und Wunſch dahin, daß es Ihnen gefallen möge, eine „Pathenſtelle bei ſelbigem Knäbchen zu übernehmen, und es „am 10. Junius, Mittags um 2 Uhr, in meiner Kirche zu „Oberwalldorf über die Taufe zu halten. Ihre Mitgevattern „werden ſein: die Frau Baronin von Feldkirch, geborne Grä„fin Hagen auf Mühlhof, und mein Bruder Clemens von „Walldorf, welcher ſich, nachdem er ſeine Studien zu Würz„burg und Jena ſeit Oſtern vollendet hat, bei mir aufhält, „um die Landwirthſchaft praktiſch zu ſtudiren, was ein ganz „ander und viel wichtiger Ding iſt, als es theoretiſch zu „thun.

„Meine Kinder befinden ſich ſämtlich wol und munter, „was unter allen Umſtänden mit Dankbarkeit anzuerkennen „iſt, aber dann ganz beſonders, wenn man ſieben hat und auf „dem Lande, fern von ärztlicher Hülfe, wohnt. Auch meine „liebe Frau iſt, Gottlob! ſo wol wie man es nur wünſchen „kann, denn die Wochenbetten ſind ihr bereits zur Gewohn„heit worden, wie Tag und Nacht. Sie trägt mir die herz„lichſten Grüße für die liebe Schweſter auf. Ich aber, ver„ehrte Frau Schwägerin, unterzeichne mich als Ihren treu„ergebenen Schwager und Bruder und ganz gehorſamen „Diener,

Maximilian von Walldorf“

„Nun gut“ ſagte Fauſtine, „auf ein Paar Tage früher oder ſpäter kommt es Dir wol nicht an. Laß uns übermorgen reiſen! Bis Coburg zuſammen, dann Du nach Kiſſingen, ich nach Oberwalldorf, und in der erſten Hälfte des Julius hole ich Dich ab, und fort nach Belgien.“

Andlau machte keine Einwendung. Er war mit Allem zufrieden, was ihr genehm war, und da ſie meiſtentheils auf nichts und Niemand in der Welt Rückſicht nahm, als auf ihn allein, ſo muß man ihm dieſe Zufriedenheit als ein außerordentliches Verdienſt anrechnen; denn die Maſſe der Menſchen iſt am verdrießlichſten, wenn man die größte Rückſicht auf ſie nimmt. Fauſtine ſagte:

„Es iſt nur eine Trennung von vier bis fünf Wochen, die uns bevorſteht; aber dennoch, Anaſtas, bin ich traurig, als wären es eben ſo viel Jahre. Trennung iſt Trennung! auf die Länge der Zeit, auf die Weite des Raums kommt es gar nicht dabei an. In drei Tagen, wo ich Dich nicht ſehe, nicht höre, nichts von Dir weiß, kannſt Du und kann ich eben ſo gut zu Grunde gehen, als wenn wir auf immer getrennt wären. Iſt denn das Wiederſehenwollen eine Bürgſchaft des Wiederſehens?“

„Gewiß, Fauſtine! meinſt Du, daß etwas Anderes uns trennen könne, als unſer Wille?“

„O ja!“ ſagte ſie melancholiſch.

„Ja“ rief er heftig; „ja? nun, wenn Du das glaubſt, ſo ſind wir ſchon getrennt.“

„Der Tod,“ ſprach ſie, „nimmt auf keinen menſchlichen Willen Rückſicht; er hat ſeinen eigenen Gang.“

„O der Tod, Fauſtine!.... Du wirſt nicht ſterben, und wenn ich ſterbe....“ —

„So ſinke ich Dir nach! Du haſt Recht, Anaſtas, das iſt kein Tod und keine Trennung.“

Sie hatte ſich zu ihm auf die Ottomane geſetzt, und legte nun ihr weiches, friſches, blühendes Haupt auf ſeine Schulter und ihre gefalteten Hände in ſeine Linke, während er ſie mit dem rechten Arm umſchlang. Er berührte leiſe mit den Lippen ihre Stirn und ſah auf ſie herab mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit, Andacht und Freude. Er hatte ein Geſicht mit ſcharfgezeichneten Zügen, mit Spuren von ſtarker Leidenſchaft, von ernſten Gedanken; aber wenn der Blick ſeines großen blauen Auges auf Fauſtine fiel, ſo verklärte ſich dies ſtrenge Auge und die ſchneeweiße Stirn, welche es überwölbte, auf eine Weiſe, die Keiner ahnte, der ihn nicht mit ihr geſehen; denn ſeine breiten, dunkeln Augenbrauen und ſein glänzend ſchwarzes, feines Haar, das ſich ſchlicht um ſeine Stirn legte, verbunden mit einem durchdringenden, klaren Blick, gaben ihm einen Ausdruck von ungewöhnlicher Strenge. Nur Fauſtine hatte ihn aus innerer Freudigkeit lächeln geſehen; denn für ſie war er Alles, was ſie bedurfte, und in jedem Augenblick, wo ſie es bedurfte: Vater oder Freund, Lehrer oder Geliebter, lächelnd oder warnend, ermahnend oder ſcherzend, ſorgend oder liebend, und wie an ihre ſichtbare Vorſehung lehnte ſie ſich an ihn. Ihre fliegende Phantaſie ward in Schranken gehalten durch ſeine Klarheit, ihre reizbare Beweglichkeit durch ſeine Ruhe. Bisweilen fühlte ſie ſich beängſtigt durch das Uebergewicht, welches beſonnene Charaktere immer über phantaſtiſche haben, und ſagte ſcherzhaft:

„Wie jene Sclavinnen des Orients als Zeichen ihrer Knechtſchaft nur eine kleine goldene Feſſel in der Hand tra-

gen, die wie ein Schmuck aussieht, so ist auch Deine Liebe wol ein Schmuck, aber doch eine Fessel."

„Die Du nothwendig brauchst, um nicht in alle vier Winde zu verflattern" — entgegnete Andlau.

„Und dann verdien' ich es auch nicht besser," sagte sie, „habe eine ächte Sclavennatur, und liebe da am meisten, wo ich am meisten tyrannisirt werde; und zwar so sehr, daß ich die Menschen gar nicht begreife, welche extraordinär genug lieben, um sich gar nicht um das Liebste zu kümmern, ihm sein Glück gönnen, ohne es theilen, seine Freude, ohne sie genießen, seine Wege, ohne sie verfolgen zu wollen. Aus lauter Liebe lassen sie das Liebste laufen; was bleibt da der Gleichgültigkeit übrig? Ich halt' es mit der exclusiven Liebe!"

Da ihr Geist immer Nahrung und Anregung bei Andlau fand, und seine Seele für sie der Inbegriff aller Vollkommenheit war, so drückte seine Ueberlegenheit sie auch nur in den seltenen Fällen, wo ihr Wille sich durch den seinen beeinträchtigt glaubte. Aber wenn sie sich die Mühe nahm zu überlegen, so sagte sie immer:

„Du hast wirklich Recht."

Indessen kam es selten bei ihr zur Ueberlegung. Sie that, wie und was Andlau wünschte, sobald seine Meinung die ihrige überwog. Außerdem handelte sie nach Laune, aus Leidenschaft, aus Eingebung, was immer eine mißliche Sache ist, und wenn die Natur auch die allerreinste. Faustine hatte eine solche; jedoch Grundsätze hatte sie nicht.

„Wenn ich die Grundsätze nur begreifen könnte," sagte sie oft, „so wollte ich sie mir ja sehr gern zu eigen machen. Allein Jeder hat seine ganz besondern und ganz possirlichen. Der Eine spricht: ich stehe alle Morgen um sechs Uhr auf,

das ist mein Grundsatz. Der Andere: ich erziehe meine Kinder durch Prügel, das ist mein Grundsatz. Der Dritte: ich lasse die Leute schwatzen, was sie mögen, bekümmere mich um nichts und thue, was ich will — das ist mein Grundsatz. Mit Letzterem bin ich gewiß ganz einverstanden; nur sehe ich nicht ein, weshalb eine so natürliche Denk- und Handlungsweise mit dem pomphaften Wort Grundsatz belegt werden solle."

„Die Grundsätze sollen uns ja keineswegs eine unnatürliche, sondern eine edle, unserm Wesen entsprechende Richtung geben," sagte Andlau, „und uns helfen diese Richtung zu verfolgen, soviel es in menschlicher Kraft steht, wenn es uns auch schwer wird — eben weil wir sie als die erfoderliche und nothwendige zu unserer Entwickelung erkannt haben."

„Sie machen starr und unbeugsam!" rief Faustine.

„Wo sie fehlen, giebt's Leichtsinn und Flatterhaftigkeit" — sagte Andlau lächelnd.

„Wenn ich mir nun auch vorgenommen habe, auf der Chaussee zu gehen, warum soll ich nicht aus dem dicken Staube oder von den harten Steinen auf die Wiese nebenbei, und zu meinem Ziel spazieren? ich komme ja angenehmer hin."

„Aber Du kannst Dir im Thau nasse Füße und den Schnupfen holen; oder ein breiter Graben sperrt Deinen Pfad und Du mußt umkehren; oder ein Schmetterling lockt Dich seitab; oder Du kommst eine Minute später an, und diese eine ist zu spät."

„Ich hab' auch einen Grundsatz," sprach Faustine ernsthaft.

„Und der wäre?"

„Nie mit Dir zu disputiren, weil ich immer den Kürzeren ziehe, was gewiß sehr demüthigend ist."

Doch auch dieſer war nur ein momentaner Einfall. In ihrem Charakter waren viele Anomalien und manche Schatten; doch der vorherrſchende Zug ihres ganzen Weſens war eine Liebenswürdigkeit, die jene ausglich und dieſe überſtralte. Worin ihre Liebenswürdigkeit beſtand, konnte man nicht definiren — vielleicht blos darin, daß ſie natürlich und ohne Anſprüche war, und von Niemand weder Lob, noch Beifall, noch Huldigung verlangte. Die tiefe Sorgloſigkeit über den Erfolg ihrer Erſcheinung oder ihres Geſprächs gab ihr eine ſolche Friſche, daß um alltägliche Handlungen, um gewöhnliche Worte ein reizender Schmelz gehaucht war, wie er auf friſchgepflückten Früchten liegt. Es iſt ein Hauch, ein Duft, eben Nichts! — doch wenn die Früchte zwölf Stunden im Zimmer geſtanden, ſo iſt dies liebliche Nichts verſchwunden, und dann, wenn man es vermißt, wird es erſt erkannt. Trotz ernſter Lebenserfahrung, die oft muthlos — trotz herben Kummers, der oft trübe macht — trotz der Verhältniſſe, die ſie beengten — war Fauſtine an Körper und Geiſt, an Sinn und Seele jung und friſch, als hätte ſie nichts erfahren, nichts gelitten; und fremd in den Verhältniſſen des Lebens, als bewohne ſie den Regenbogen etwa, oder den Orion, und komme nur zufällig bisweilen auf die Erde herab. Sie war ganz und ungetheilt Eins, nicht zerſtückelt, nicht zerſplittert; das gab ihr Klarheit. Sie blickte weder rechts noch links auf Wege, wo Andere gingen; ſie wandelte unbekümmert auf dem ihren: das gab ihr Sicherheit. Sie griff nicht hier und dort nach Haltung umher, nach Liebe und Freundſchaft ſuchend: ſie war begnügt im tiefſten Weſen; doch wenn man ihr entgegentrat und ihr die Hand bot, oder wenn ſie erkannte, daß ſie die Hand bieten durfte, ſo that ſie es gern, nahm und

gab dem fremden wie dem eignen Bedürfniß und Wunſch. Aber wer nicht mit ihr Schritt hielt, wer ihr kein Stab war, woran ſie ſich heraufranken konnte ans Licht, kein Fels, woran ſie empor klettern konnte zur Luft — den ließ ſie los, gleichgültig, unbefangen, wie man eine welke Blume nicht wegwirft, aber fallen läßt. Menſchen, Zuſtände, Welterſcheinungen, eigene Fehltritte — Alles war ihr Mittel, um ſich daran fort- und auszubilden. Sie ſagte oft:

„Helden, Künſtler, große Herrſcher, was thun ſie Anderes, als daß ſie in ihrem Wirkungskreiſe, der freilich nicht kleiner als die Welt iſt, ſich ſelbſt zur Vollkommenheit durchzuarbeiten ſuchen. Das ungemeſſene Streben, Durſten und Ringen nach Vollendung kennt Jeder, aber nicht Jeder kann zu ſeiner Bildung in die Zeit hineingreifen und ſich einen Thron in ihr errichten, oder in den Stein hauen und ſich ein Monument daraus bauen. Es iſt eine große Erleichterung für den Menſchen, ein Genie in irgend einer Kunſt, d. h. in irgend einem Zweige des geiſtigen Lebens zu ſein: er hat, woran er ſich üben kann. In ſeine Schöpfungen legt er den Ueberfluß des Daſeins nieder und taucht friſchgewaſchen aus dieſem Bade hervor, wie die großen Bergſtröme erſt dann klares Waſſer bekommen, wenn ſie durch einen See gefloſſen ſind. Wir Nicht-Genies müſſen uns helfen, wie wir eben können, und ich bilde mir ein: Alles kann uns dienen, ohne daß wir deshalb geiſtige Blutſauger werden müßten.“

Aber unter dienen verſtand ſie eine Bequemlichkeit zur Erlangung kleiner Abſichten und Zwecke. Niemand beſaß weniger Geſchick als ſie, die Menſchen zu gewinnen und zu lenken für ihre Plane; ſchon deshalb, weil ſie ſchwerlich je einen andern Plan als den einer Reiſe oder einer Spazier-

fahrt gehabt. Die Menſchen dienten ihr wie anatomiſche Präparate oder wie ſeltene Pflanzen — als Studien, nicht einer Wiſſenſchaft oder einer Kunſt, ſondern des Lebens, das ſie nach allen Richtungen, in allen Aeußerungen verfolgen und verſtehen wollte. „Ein Vogel ſingt, der andere fängt Mücken, jedes Ding hat ſeine Art," ſagte ſie, und jede Art war ihr intereſſant: mitunter freilich nur auf zwei Minuten. „Iſt das meine Schuld?" fragte ſie unbefangen, wenn Andlau oder andere Freunde ihr vorwarfen, daß ſie leicht der Dinge überdrüſſig werde, und heute gähne, wo ſie geſtern Beifall geklatſcht: — „ich habe wirklich noch nie Ueberdruß an meinem Gott und meiner Liebe empfunden."

Faſt alle Frauen ohne Ausnahme hatten Fauſtine lieb, denn in keinem Stück rivaliſirte ſie mit ihnen. Sie gönnte ihnen ihre Triumphe, ihre ſchönen Kleider, ihre Anbeter, ihre Verdienſte, und begnügte ſich — das Alles nicht zu haben. Zwar ſtellte ſie die ſchönſten und glänzendſten Frauen in Schatten, doch ſo, daß beide Theile keine Ahnung davon hatten. Die ſchönen ſagten: „Sie hat ſehr viel Verſtand, aber ſchön iſt ſie durchaus nicht." Die klugen: „Verſtand hat ſie nicht viel, aber ſie iſt allerliebſt." Keine verglich ſich mit ihr, ſo wie prächtige Gartenblumen ſich vielleicht nicht mit einer Alpenpflanze vergleichen mögten. Ein Wilder ſagte einſt, als er das Gemälde eines Engels ſah: „Er iſt meines Geſchlechts." Civiliſirte Leute haben nicht mehr dieſen ſublimen Inſtinkt.

Männer intereſſirten ſich im Allgemeinen weniger für Fauſtine, ſie war zu unduldſam gegen Fadaiſen, und, Gott ſei es geklagt! ſie machen den Lichtpunkt in der Unterhaltung der Männer aus. Damit hatte ſie gar keine Nachſicht, d. h.

die Langeweile malte ſich unwillkürlich, aber ſo deutlich auf ihr durchſichtiges Antlitz, daß mehr als Verwegenheit dazu gehört hätte, eine Unterhaltung fortzuſetzen, die ſolche Wirkung hervorbrachte. Folglich hatte die Maſſe der Männer ihr nichts zu ſagen, und nichts drückt einen Mann mehr, als ſich einer Frau gegenüber unwichtig zu fühlen. Daher kommt es, daß das eigene Geſchlecht ziemlich willig einer eminenten Frau geiſtige Bedeutung und Uebergewicht verzeiht; das fremde hingegen nur dann, wenn ſie von den Grazien in höchſt eigener Perſon zur Gefährtin geweiht iſt — was natürlich nie der Fall. — Aelteren Leuten gefiel ſie beſſer, als jungen; vermuthlich deshalb, weil ſie freundlicher gegen jene war, theils aus Achtung für das Alter, theils weil ſie behauptete, man liefe bei ihnen keine Gefahr, nicht — ſich zu verlieben, ſondern — in dieſen Verdacht zu kommen: was ſehr unbequem und ſtörend ſei. — Ohne Vermögen, ohne Anſehen, ohne Verbindungen, ohne Intriguen, nur durch die Macht ihrer Perſönlichkeit hatte ſie es dahin gebracht, daß die Welt ihr Verhältniß zum Baron Andlau ſtillſchweigend als ein legales anerkannte und, um ſich gleichſam für dieſe Nachſicht zu entſchuldigen, eine heimliche Ehe vorausſetzte.

Fauſtine und ihre Schweſter Adele, als Kinder ſchon verwaiſ't und ganz arm, wurden von einer Schweſter ihres verſtorbenen Vaters erzogen, d. h. dieſe bezahlte die Penſion beider Mädchen für ihre Erziehung in einer großen Koſtſchule, und bekümmerte ſich nicht eher um ſie, als bis ſie erwachſen waren. Da nahm ſie ſie in ihr Haus, und hatte keinen ſehnlicheren Wunſch, als ſie ſo bald wie möglich zu verheirathen — nicht aus Intereſſe für die hülfloſe Lage der Mädchen, ſondern weil ſie ſelbſt noch ſehr gern Huldigungen entgegen-

nahm, und ihrer vierzigjährigen Schönheit nicht mehr die Kraft zutraute, siegreich neben siebzehnjähriger zu bestehen. Zwei junge Männer, die öfters ihr Haus besuchten, schienen ihr so wünschenswerthe Neffen, daß sie beschloß: sie müßten es werden. Und sie wurden es. Graf Obernau, ein wilder, brutaler Militär, dem nichts über sein Pferd, seinen Schoppen Wein und seine Pfeife ging, war der eine; Maximilian von Walldorf, Gutsbesitzer, derb und vierschrötig, ohne Manieren, aber brav und ehrlich, war der andere; dieser von geringem, jener von bedeutendem Vermögen, was aber ziemlich auf eins herauskam, da Walldorf sehr guter Wirth „ein äußerst solider Mensch" war, — wie die Tante zu Adele sagte, und Obernau ein Tollkopf und Verschwender „den Du zum schönen und nützlichen Gebrauch seines Vermögens anleiten wirst" — wie sie zu Faustine sprach.

Adele, emsig und thätig, von Kindheit auf mit hausmütterlichen Neigungen, froh der Kostschule entronnen zu sein, dachte sich keine lieblichere Zukunft, als ein eigenes Haus zu haben, und darin vom Morgen bis in die Nacht wirthschaftliche Geschäfte zu treiben. Ein Mann mußte sie freilich in dies Eldorado führen, denn auf dem Schloß der Tante hatte sie nicht so freie Hand, wie sie es wünschte, weil die Tante der Meinung war, Wirthschaftlichkeit und Fleiß sei ein Netz wie jedes andere, um den Mann darin zu fangen, welcher diese Eigenschaften suche; übrigens aber brauche man sie nicht gründlich zu treiben, nicht die Hände am Feuer zu verderben, und nicht die Haut in der Sonnenhitze auf dem Bleichplatz, oder an der Ofenglut beim Plätten. Adele aber kannte kein größeres Vergnügen, als die schöne, reinliche, weiße, feine Wäsche durch das Plätten zu ihrer Vollkommenheit zu

bringen; und kein Blick auf ein Gemälde von Rafael oder auf eine italieniſche Gegend hätte ſie ſo innerlich befriedigt, als der in einen großen, weitgeöfneten Schrank voll glatter, ſilberweißer Leinwand.

„Das Mädchen iſt wirklich gar nicht im Salon zu brauchen," ſagte die Tante einſt verdrießlich zu Walldorf, als Adele Abends dunkelroth im Geſicht und ganz ſchläfrig erſchien. „Wenn ich ſie wollte gewähren laſſen, könnte ich zwei Mägde abſchaffen und ſie erſetzte deren Stelle. Heute früh um vier Uhr iſt ſie aufgeſtanden und hat Käſe gemacht....— eſſen Sie gern Käſe?"

„Wenn er gut iſt — mein Leibeſſen! aber die Butter muß auch gut ſein."

„O die Butter! das verſteht Adele gründlich! — Dann hat ſie beim Buttern die Oberaufſicht geführt....—"

„Bei mir wird früher gebuttert, als Käſe gemacht."

„Das iſt ja einerlei, wenn es nur tüchtig gemacht wird."

„Nicht ſo ganz, freilich! doch Fräulein Adele iſt noch ſo jung, kann lernen."

„Ach, mein guter Walldorf, Sie müſſen es nicht ſo genau mit mir nehmen; ich erzähle nur, was Adele heut Alles gethan hat: die Reihenfolge weiß ich nicht; aber gelungen iſt Alles — das weiß ich."

„Nun, was hat ſie noch weiter gethan?"

„Sie hat Kirſchen mit Zucker eingekocht; ſie hat ſich ein Kleid zugeſchnitten, und zuletzt hat ſie geplättet — darum iſt ſie ſo erhitzt."

„Ein capitales Mädchen, das! wenn ich mir erlauben darf, es zu ſagen."

„Und ſo anſpruchlos, ſo einfach, ſo genügſam, ſo freundlich — das wäre eine Frau für jeden verſtändigen Mann.“

„Gnädige Frau — auf Ehre, das hab' ich auch eben gedacht.“ Und mit großen Schritten ging er durch den Saal zu Adele, die im letzten Fenſter bei ihrer Arbeit ſaß, während Fauſtine und einige andere Perſonen um den Flügel verſammelt waren.

„Was nähen Sie ſo emſig, gnädiges Fräulein?“ fragte er, um die Unterhaltung anzuknüpfen, was ihm ſtets ſehr ſchwierig vorkam.

„Taſchentücher,“ — entgegnete ſie ohne aufzuſehen. Daran ließ ſich nicht fortweben. Er nahm einen neuen Anlauf:

„Eſſen Sie gern Kirſchen, gnädiges Fräulein?“

„Außerordentlich gern“ — antwortete ſie und ſah ihn freundlich an.

„In Oberwalldorf ſind herrliche Kirſchen, alle mögliche Arten.“

„Das hat mir meine Tante erzählt.“

„Hat ſie das? das freut mich. Sagen Sie — mögten Sie die Kirſchen eſſen?“

„Hier ſind auch recht gute Sorten“ — ſprach ſie ausweichend nach Mädchenart.

Er dachte im Stillen: Blitz und Donner! das Mädchen hat gute Qualitäten, iſt aber etwas ſchwer von Begriff. Mit den verblümten Redensarten kommt man nicht vom Fleck bei ihr. Ich muß nur von der Leber weg reden.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie die Kirſchen von Oberwalldorf eſſen oder einkochen oder was weiß ich! wollten, ſo würde es mir eine große Freude ſein, vorausgeſetzt, daß Sie mir gut genug ſein könnten, um mich zu heirathen.“

Adele bückte sich tief auf ihre Arbeit und sagte: „Wenn die Tante erlaubt."

„O, die erlaubt es sehr gern!" rief Walldorf herzensfroh und überlaut. „Nicht wahr, gnädige Frau, Sie haben nichts dawider, daß Fräulein Adele mich heirathet?"

Alles gerieth in tumultuarische Bewegung. Adele lief verlegen aus dem Saal, Faustine lief ihrer Schwester nach, Walldorf machte Miene, ihnen zu folgen; doch ein befehlender Blick der Tante hielt ihn fest. Man machte einen Spaziergang, man verständigte sich, man machte Alles sicher und fest, und beim Souper stellte die Tante Walldorf und Adele als Verlobte ihren Gästen vor, und lud sie in sechs Wochen zur Vermälung ein.

„Bist Du denn recht glücklich, Adelchen?" fragte Faustine zärtlich, als sie ihr am Hochzeittage den Myrthenkranz aufgesetzt.

„O, so sehr!" rief Adele und faltete die Hände.

„Und worüber wol am meisten?"

„Eigentlich über Alles — so im Ganzen — daß ich ein Haus und eine Wirthschaft bekomme...." —

„Aber das wird dir viel Plage machen."

„Doch viel mehr Vergnügen noch! — daß ich die Tante verlasse...." —

„Das ist freilich ein großes Glück."

„Daß ich Frau werde und in Gesellschaften sitze, wenn die Mädchen haufenweise zusammen stehen."

„Es mag sein Angenehmes haben."

„Am meisten aber doch, daß Walldorf mein Mann wird. Keinem Andern würd' ich so gut sein können! Er spricht zwar etwas laut und macht nicht viel Complimente — doch

Niemand kann's ehrlicher meinen, als er, und warum soll er das nicht so laut und offen wie möglich sagen, liebe Ini? —"

„Nun, sobald es Dir nicht unbehaglich ist, daß die Wände dröhnen, wenn er lacht, und daß es einen rothen Fleck giebt, wo er küßt...." —

„Einen rothen Fleck?!" rief Adele erschrocken und sah in den Spiegel. Als sie aber ihr hübsches blühendes Gesichtchen makellos fand, setzte sie tröstend hinzu: „Der vergeht wieder, Ini."

Walldorf und Adele wurden und blieben ein glückliches Paar, d. h. glücklich auf ihre Weise; denn Jeder hat seine eigene. Und zu ihnen wollte Faustine jezt. Andlau sagte:

„Wie seltsam, daß Dein unceremoniöser Schwager solche steife, förmliche Briefe schreibt, die doch gar nicht in seiner Natur liegen."

„Er hat so wenig Form, daß er gleich gezwungen wird, sobald er artig sein will, und was diesen Brief betrift, so mag er ihn wol aus einem uralten Briefsteller aus der Bibliothek von Oberwalldorf abgeschrieben haben, denn das Briefschreiben und Bücherlesen ist seine Sache nicht. Nur die Bücher studirt er mit wahrer Wonne, die er selbst schreibt, und wovon er schon eine recht hübsche Sammlung besitzt."

„Also schreibt er seine landwirthschaftlichen Beobachtungen nieder?"

„Keinesweges! seine Gutsrechnung schreibt er nieder, aber auf eine Weise, die seine Zeit und sein Interesse gleich sehr in Anspruch nimmt. Erst wird mit der ausgesuchtesten Pünktlichkeit, bei Batzen und Kreuzer, die Rechnung geführt: das ist aber nur der Brouillon. Dann macht er eigenhändig Abschriften dieses wichtigen Werkes, in Sedez, in Duodez in

Octav, in Quart, in Folio und in Royal-Folio, auf dem schönsten Papier, elegant gebunden, das Royal-Folio gar prächtig in Maroquin mit goldenem Schnitt, und dann ordnet er die verschiedenen Ausgaben dieses Werkes nach ihrer Größe in den Bücherschränken seines Arbeitszimmers, worin schwerlich ein anderes Buch Zutritt findet. Das ist sein unschuldiges Steckenpferd."

„Ich wundere mich nur, daß dies Steckenpferd gleichsam in einem Gespann mit seinem Arbeitspferde läuft; daß etwas, das am Morgen seine Arbeit war, am Abend seine Erholung wird; daß er nicht lieber etwas Andres abschreibt, meinetwegen gewisse Zeitungsannoncen oder Wetterbeobachtungen, kurz, daß er in nützlicher und angenehmer Beschäftigung so gar keines Wechsels bedarf. Seine Einseitigkeit muß ihn für Jeden, der nicht Landwirth ist, erdrückend langweilig machen."

„Gehört nicht eine gewisse Einseitigkeit dazu, um etwas Großes in irgend einem Fache zu leisten oder zu werden? Kann man zugleich tüchtig als König und Dichter und Minister und Kunstkenner und Baumeister sein? mehr liefern als mittelmäßige Proben von mittelmäßigen Fähigkeiten in diesen verschiedenen Richtungen?"

„Das Genie ist seiner Essenz, seinem innersten Wesen nach vielseitig; denn was ist es anders, als die göttliche Kraft des Geistes, das Homogene aufzufassen, zu entdecken, zu schaffen, zu wirken, zu bilden, je nach dem Material, das man gerade unter der Hand hat. Das Genie findet es immer unter der Hand, es sucht nie. Es fragt nicht: soll ich lieber ein Held werden oder ein Künstler? sondern es greift nach Schwert oder Pinsel, und hat, ohne sich zu besinnen, die Welt erobert oder entzückt. Daß das Genie zuweilen mehre Talente hat,

verſchiedene Materiale behandelt, gleichſam in drei oder vier Sprachen ſpricht, daß da Vinci Maler, Baumeiſter und Dichter war, daß Peter der Große ein Reich aus der Verſunkenheit emporzog und Schiffe baute, daß Julius Cäſar der erſte der Imperatoren war, und nach ein Paar tauſend Jahren noch der Schriftſteller der Jugend iſt —: das blendet und verführt die Leute. Sie meinen, mit der Vielſeitigkeit ſei auch das Genie da, und vergeſſen nur, daß man viel Fähigkeiten in ſich ausbilden, viel Fertigkeiten ſich aneignen, aber nimmermehr ein Genie werden könne. Man muß es von Natur ſein. Es liegt in einer dem Menſchenwitz unerreichbaren Region. Der liebe Gott hat es ſich vorbehalten, ſeinen Lieblingen damit ein Geſchenk zu machen, das, gleich allen bedeutenden Geſchenken, ſchwere Verbindlichkeiten auf den Empfänger wälzt, obgleich es ihn beglückt. — — Aber weil der Menſch doch einen bewegbaren Kopf hat, der ſich rechts und links, vor- und rückwärts wenden kann, ſo meine ich, er ſolle nicht muthwillig Stupidität, Vorurtheile, Launen und Eigenſinn als Scheuklappen ſich vorbinden, die ihn hindern, irgend etwas zu ſehen, das nicht in ſeinem Kram paſſen könnte. Selbſt ausgezeichnete Talente werden, zwiſchen Scheuklappen ausgebildet, zur Manie. Ich hörte einen berühmten Pianiſten; er übte täglich vierzehn Stunden; er dachte, er wußte, er kannte, er ſprach nichts, als ſeine Kunſt — nun, er ſpielte wie eine vom Dämon der Muſik gefertigte und beſeſſene Maſchine. Stelle ich mir nun Deinen Schwager als einen vom Dämon der Erdſcholle Beſeſſenen, aber ohne in ſein Fach einſchlagende beſondere Talente vor, ſo wünſch' ich ihm der Abwechſelung wegen doch Liebhabereien aus einem andern Gebiet — etwa Mongolſieren oder dergleichen." —

„Ich mache es, so wie Du meinst, daß man es machen müsse," sagte Faustine; „ich sehe mir die Dinge an, und assimilire davon, was ich brauchbar finde, mit meiner Eigenthümlichkeit. So bleibe ich doch Eins und werde nicht allzu sehr einseitig. — Aber nun hör' weiter! Die Liebhaberei meiner Schwester ist auch aus ihrem Fach: es ist das Anschaffen und der Besitz von Leinwand. Spinnen, weben, bleichen zu lassen, ist ihr Element. Nach jeder Niederkunft erhält sie von ihrem Manne als Wochengeschenk ein Stück Land — bei der Geburt eines Knaben noch einmal so groß als bei der eines Mädchens — womit sie machen kann, was sie will. Sie läßt darauf Lein säen, und ihn dann verarbeiten zur Aussteuer für ihre Töchter, von denen die älteste sieben, die jüngste ein Jahr alt ist. Da sie außerdem noch fünf Söhne hat, so ist ihr Leinwandschatz und ihr Grundbesitz schon ziemlich bedeutend, und wir können es vielleicht erleben, daß mein Schwager nur noch Oberlehnsherr seines Gutes sein wird."

„Aber sie sammelt für ihre Töchter; das ist doch ein würdiger Zweck."

„Und mein Schwager gedenkt seine Werke den Söhnen zu hinterlassen. Der älteste bekommt die Ausgabe in Royal-Folio und so abwärts der Reihe nach. Für die Zukunft arbeiten wir Alle — außer uns, in uns."

„Kennst Du den Bruder Deines Schwagers?"

„Den kleinen Clemens? ja. Vor vier Jahren fand ich ihn einmal in Oberwalldorf. Ein Mensch, damals schon wie ein Riese, aber so kindisch, daß ich ihn immer den kleinen Clemens nannte. Gut, daß er da ist! er wird doch ein wenig

menſchlicher und dann vielleicht recht angenehm geworden ſein, und ſo etwas iſt immer brauchbar — dort am meiſten."

„Sprich nicht ſo leichtſinnig, Ini!" ſagte Andlau ernſt.

„O Gott, gar nicht!" rief ſie; „ich freue mich wirklich, den Clemens dort zu ſehen. Thue mir den Gefallen," ſetzte ſie ſcherzend hinzu, „und werde ein wenig eiferſüchtig; Du haſt jetzt die beſte Gelegenheit. Ich mögte gern wiſſen, wie Du Dich in eiferſüchtiger Stimmung, und ich mich ihr gegenüber benehmen würde."

„Du weißt, Fauſtine, bei mir kann darum nie von Eiferſucht die Rede ſein, weil ich keinen Rival anerkenne. Ein Gut, wonach ein Andrer die Hand ausſtreckt, überlaſſe ich ihm gern."

„Ich weiß, daß Du ein ſchroffer Mann biſt."

„Aber nicht für Dich."

„O doch! auch für mich! Du biſt wie ein Felſen; daran rank' ich mich als Epheu mit geſchmeidigen Armen empor und ſchmücke ihn ſo gut ich kann. Aber der Felſen bleibt ernſt und unbewegt, und ich weiß nicht einmal, ob es ihm eine Freude iſt." — Ihre Augen ſtanden voll Thränen.

„Du kränkſt mich, Ini," ſagte Andlau mit tiefer Zärtlichkeit; Du weißt recht wol, daß Du meine einzige Freude, mein ganzes Glück auf der Welt biſt. Es wäre eben ſo kindiſch, wenn Du daran zweifeln könnteſt, als wenn ich es Dir alle zehn Minuten wiederholen wollte."

„Ich verſtehe nur nicht zu zweifeln, wenn ich liebe; ſonſt, Anaſtas, würd' ich mir wol bisweilen Gedanken machen."

„Und was für Gedanken? böſe oder gute?"

„Ich würde mir vorkommen wie die Eidergans."

„Das iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft" — ſagte er lachend

„Nein, gewiß nicht für die Menſchen! denn die ſchieben dem armen Vogel Kreideeier ſtatt der wirklichen ins Neſt, weil er die Gewohnheit hat, ſich die Federn auszurupfen, um die Eier damit zu erwärmen. Unermüdlich rauben die Menſchen den weichen Flaum und machen ſich bequeme Kiſſen daraus, und unermüdlich rupft ſich der Vogel kahl für die unerwärmbaren Kreideeier.“

„Und die Nutzanwendung?“ fragte Andlau etwas erſtaunt.

„Was ich an Liebe und Zärtlichkeit im Herzen habe, ſtreue ich, ohne mich zu beſinnen, vor Dir aus, und bin gewiß glücklich genug, daß Du es mir geſtatteſt, denn wo ſollte ich ſonſt damit bleiben? Aber Du, Du nimmſt abſichtlich den weichen Flaum fort, damit ich mir immer etwas Neues und Friſches, immer eine andere Weiſe aufdenken möge, um Dir zu ſagen, wie ich Dich liebe.“

„Wenn Du das von mir glaubſt, ſo beſtrafe mich und denke Dir nichts Neues auf.“

„Das würde mir aber ein großer Zwang ſein.“

„Du ſiehſt, liebe Fauſtine, unſre Natur ändern wir nicht. Du mußt die Fülle, die Glut, die Pracht der Deinigen aushauchen durch Wort und Bild und Ausdruck. Ich, der ich ohnehin nicht Deinen Reichthum habe, muß ſtumm und anbetend zu Dir emporſehen. Nennſt Du das Mangel an Theilnahme und Liebe?“

„Nein, nein, Anaſtas! ich ſagte Dir ja, daß ich die Gedanken nicht dazu kommen laſſe, ſich wirklich auszubilden.“

„Es wäre auch ſchade um Dich, wenn in Deine lichte reine Seele Zweifel und Zwieſpalt verfinſternd fielen. Du biſt ein Kind des Lichts, meine Ini.“

„Die Kinder der Welt ſind klüger als die Kinder des Lichts — ſteht in der Bibel.“

„Ich dachte auch ſo eben nicht daran, Deine Klugheit zu preiſen“ — ſagte Andlau lachend.

„Du biſt mein Verſtand, ich brauche keinen beſondern;“ antwortete ſie, und drückte die Stirne an ſeine Wange. Die Locken fielen graziös über ihr Geſicht herab; die ſchlanke weiße Geſtalt ruhte friedlich in ſeinem Arm. Sie ſah aus wie eine junge Birke mit frühlingsgrünem, wehendem Gezweig an einen Felſen gelehnt.

Dieſe beiden Menſchen lebten in und mit der Welt, wie auf einer goldenen Klippe, die mitten im Meer für ſie emporgeſtiegen. Sie liebten ſich ſo, daß ſie zwar den Stürmen ausgeſetzt, doch nicht vor ihnen zu beugen ſich glaubten. Denn mogte Fauſtine auch zuweilen klagen über Andlau's immer gehaltenes Weſen, ſo war das doch nur ſo wie die Nachtigall Töne in ihrem Geſang hat, die gleich herzzerſchmelzender Klage klingen, weil übermächtige Sehnſucht in ihnen wiederhallt. Fauſtine war eine von den flammendurſtigen Seelen, die in jedem Moment des Lebens die Nektarſchaale des Glücks verlangen und leeren, ohne Rauſch, ohne Taumel, ohne Uebermuth; mit dem Bewußtſein, daß ſie ihnen zukomme, und darum nicht trunken wie die Sterblichen, ſondern wie die Ueberirdiſchen, beſeligt! Aber nur an großen Jubelfeſten und nicht an Wochentagen wird ſie den Menſchen gereicht und Troſt und Beſchwichtigung dafür fand Fauſtine immer bei Andlau. War er nicht von der Glut, ſo war er doch ſtets von der Höhe ihrer Empfindungen und wie ein Fixſtern von unwandelbarem Licht. An dieſem Abend, als ſie mit Andlau von dem Spaziergang nach der Neuſtadt heimkehrte, wo ſie

künſtleriſche Beobachtungen über Mondſcheinbeleuchtung angeſtellt, verweilte ſie auf der Brücke und ſprach:

„Anaſtas! ich muß mir einen Zaubergeſang aufdenken, womit ich, wie die alten theſſaliſchen Zauberinnen, den Mond vom Himmel herabziehe. Er hat Geheimniſſe, die ich ergründen mögte. Sein Stral berührt mich ſo kalt, daß ich ſchaudere, wie von einem Leichenfinger berührt, und ſein Glanz iſt doch ſo magiſch, wie der eines geliebten Auges, in das man immer hineinblicken mögte.“

„Laß den Mond in ſeiner Sphäre, und nimm Deinen Shawl zuſammen, Ini.“

„Und ich denke, wenn ich ihn ganz nahe bei mir hätte, ihm gleichſam Aug' in Auge ſchauete, ſo würd' er nicht ſo leichenkalt ſein. Um ſeiner Schönheit willen thut mir ſeine Kälte leid, die gewiß ein großer Fehler iſt.“

„Beſonders hier auf der Brücke. Nimm Deinen Shawl zuſammen; die Luft weht kalt über die Elbe.“

„Ich thu' es, lieber Anaſtas! — Aber ich mögte wiſſen, ob die Geſtirne nicht einen weſentlichen und räthſelhaften Einfluß auf den Menſchen und ſeine Schickſale haben; ob der Stern, welcher in dem Augenblick unſerer Geburt uns begrüßt, für immer unſer Freund und mit uns in Verbindung bleibt.“

„Dies zu beweiſen und zu berechnen, mühten ſich in früheren Zeiten die Aſtrologen ab. Unſere Tage der ſcharfen Analyſe und der materiellen Induſtrie ſind dieſer nebulöſen Wiſſenſchaft abhold, und ich meine, die Ueberzeugung ſei uns heilſamer und förderlicher, daß wir ſelbſt mehr Einfluß auf unſer Schickſal haben, als Sonne, Mond und der ganze geſtirnte Himmel.“

„Es kann wol Irrthum ſein — dennoch bild' ich mir ein, daß die Sonne mich lieb hat, weil ich an ihrem Herrſchertage geboren bin, am 22. Junius. Das iſt der längſte Tag des Jahres, da ſteht ſie am höchſten über unſerm Haupt, da tritt ſie das mächtige Reich des Sommers an. Und nur wenn die Sonne hoch über mir ſteht, iſt mir das Leben eine Luſt, weil ich dann nicht abgeſperrt von Erde, Licht und Luft bin, ſondern ihr friſches, ſchaffendes Regen theile und genieße. Im Sommer, mein' ich, könne mir kein Unglück, nichts Böſes widerfahren: die Sonne lächelt mich an! iſt ſie nicht das Auge Gottes? — O Anaſtas, ich habe wol Recht, die himmliſche Sonne zu lieben, die mir Freuden bereitet, wie eine gute Mutter."

„Ich ſagte Dir ſchon heute, Du wärſt ein Kind des Lichts."

„Und der Stürme, Anaſtas! denn auch im Gewitter, unter Donner und Blitz, bin ich geboren. Darum thun mir die Stürme nichts! ſie brauſen über mein Haupt dahin, ſie zerwühlen mein Haar und mein Kleid, ich drücke beide Arme kreuzweis über meine Bruſt, und ſenke den Kopf und laſſe ſie ſauſen — ich horche auf die Stimme des Ewigen in ihnen. Und auch der Donner ſchreckt mich nicht! nicht die leiſeſte Bangigkeit, die unwillkürlich, körperlich faſt, ſein ſoll — beſchleicht mich im Gewitter. Wenn der Donner pomphaft über den Himmel, um hohe Berge und in tiefe Thäler rollt, ſo mein' ich, daß große Geiſter aus ihren ewigen Wohnungen herabſteigen, die arme kleine Erde mit dröhnendem Fußtritt berühren, wie ein alter in Eiſen gewaffneter Ritter das Hüttchen des Landmanns. Und die Blitze gar! die gelten alle, alle mir! die greifen und züngeln nach mir, die mögten mein

Gürtel ſein, meine Krone, meine Lanze — und ich Schwache, ich Bewußtloſe verſtehe nur nicht, ſie zu brauchen. O die Blitze haben große Dinge mit mir vor! tödten will mich keiner, auch nicht blenden! als ich zuerſt das Auge aufthat, hab' ich ſie ja geſehen, und ſtarb nicht und erblindete nicht. Aber verſengen und aufzehren wollen ſie alles Irdiſche — auch bei mir, glaub' ich. Darum ſehe ich immer empor und breite die Arme aus zum Himmel, wenn es blitzt. Siehſt Du, das Alles verſteh' ich, aber den Mond verſteh' ich nicht."

„Aber ich, Ini, denn er ſpricht eine unpoetiſche Sprache, die mir ſehr geläufig. Sein kühler Stral iſt ein Wegweiſer, daß man ſpät Abends nach Hauſe, und nicht auf der Elbbrücke gehen ſoll, wo böſe Kobolde ſich tummeln und uns mit eiſigem Athem anhauchen. Sie ſuchen Dir zu ſchaden, und Du ahnſt ſie nicht — da muß ich denn Wache halten."

„O Du biſt gut!" ſagte ſie und drückte innig ſeine Hand. Er führte ſie in ihre Wohnung und ſuchte dann die ſeine auf.

---

Zwei Tage ſpäter ſagte Mengen auf der Terraſſe zu Feldern:

„Du wollteſt mich ja der ſchönen weißen Statue vorſtellen, die vorgeſtern hier zeichnete, Gräfin ... wie heißt ſie?"

„Obernau; eine Statue iſt ſie nicht; dafür aber heute früh auf mehre Monate verreiſ't;" entgegnete Feldern.

„Schade!" ſagte Graf Mengen; „aber ſie wird wiederkommen, und dann! — Manche Menſchen ſehen ſo wunderbar aus, daß ich übers Gebirge klimmen würde oder auf die Thurmſpitze ſteigen, um ihnen wenigſtens Einmal gründlich

ins Antlitz zu ſehen, und habe ich das gethan, ſo vergeſſe ich ſie nie.“

„Dein Geſandter wird ja von der Badereiſe Tochter und Enkelin hierher bringen. Ob die junge Perſon hübſch iſt?“

„Sehr hübſch, nach einem Porträt zu urtheilen, doch zu jung, um Eindruck zu machen.“

„Und die Mutter?“

„Nicht mehr jung genug.“

„Die diplomatiſche Laufbahn iſt doch äußerſt angenehm! Nicht nur, daß Ihr wie die Windroſe für alle Weltgegenden und alle Claſſen der Geſellſchaft eingerichtet ſeid: Ihr findet auch, wohin Ihr entſendet werdet, überall ein Haus, in dem Ihr zu Hauſe ſeid wie in dem eigenen, ohne die Unbequemlichkeit, welche häufig mit letzterem verbunden iſt.“

„Der Soldat hat ſeine Kameraden, der Beamte ſeine Collegen, was — beiläufig geſagt — unbeſchreiblich philiſterhaft klingt; und beide haben ihre Chefs; ich ſehe keinen beſonderen Vortheil in unſeren Verhältniſſen, als höchſtens den, daß unſer Chef ſeinem einſamen Secretär ganz genau auf die Finger ſehen kann. Ich bin zuweilen dieſer Stellung überdrüſſig zum Todtſchießen! Wäre Cäſar nicht groß durch ſein Leben und ſeinen Tod, ſo wär' er es durch ſein berühmtes Wort vom Erſten und Zweiten.“

„Wir arbeiten rottenweiſe in einem weit ärgern Joch, als das iſt, worin Ihr einzeln arbeitet; alſo habt Ihr doch immer die größere Chance für Euch, bald der Erſte zu werden, und nicht in einem armſeligen Dorf, ſondern in irgend einer Weltſtadt. Ich hätte mich auch gern der Diplomatie gewidmet, aber Rückſichten wieſen mich in eine andere Carriere, in der das Leben und die Geſellſchaft geringere Anſprüche an uns machen.“

„Du biſt verlobt, hörte ich ſagen ....“ —

„Seit vier Jahren.“

„Welche Geduld, mein lieber Feldern! — und Deine Braut lebt hier?“

„In der Nachbarſchaft, auf dem Lande — Du wirſt ſie kennen lernen.“

„Ich würde mich auch gern verheirathen.“

„Ah, das freut mich! Auch ſchon verlobt?“

„Nein,“ ſagte Mario lächelnd, „und am wenigſten vier Jahr. Ein weibliches Weſen hat mir noch nicht den Wunſch eingeflößt, mich zu verheirathen, ſondern aus der öden Oberflächlichkeit des Lebens mögte ich mir in deſſen Tiefe eine Zuflucht bereiten, wo ich dem Gewirr unerreichbar bliebe, wo andre Geiſter walteten, als die, welche für und in unſerm Beruf uns zur Seite ſtehen. Ich mögte erfahren, ob es denn kein anderes Glück giebt, als das, welches unſer unruhiges Bemühen, unſern Ehrgeiz, unſre Eitelkeit belohnt, d. h. aufreizt, indem es ſie momentan befriedigt. Ich mögte ein ſtilles, dauerndes, unerſchütterliches, ſchützendes Glück, das wie ein ſchattiger Fußpfad neben der breiten, ſterilen Lebensheerſtraße dahinliefe. Das Alles, mein' ich, müſſe eine Frau mir geben und mir ſein! Doch die, zu der ich dies Vertrauen haben könnte, hab' ich noch nicht gefunden.“

„Du machſt wahrſcheinlich große Anſprüche, lieber Mario .... —“

„Ganz und gar keine! ich verlange nur, daß wir ſo zu einander paſſen, wie zwei mal zwei vier iſt.“

„Das iſt freilich eine ſehr beſcheidene Foderung“ — ſprach Feldern lächelnd.

Oberwalldorf war in lebhafter Aufregung. Eine feſtliche Taufe und ein wochenlanger Beſuch galten in dem häuslichen, geregelten Leben für merkwürdige Begebenheiten. Heute ſollte Fauſtine eintreffen, morgen die Taufe ſein. Adele, eine ſehr hübſche, aber kugelrunde Frau, rollte ſich mit unglaublicher Behendigkeit und unermüdlicher Geſchäftigkeit durch das Haus, um ihre ſämtlichen Anſtalten und Einrichtungen zum neunundneunzigſten Mal zu überſchauen und zu beſprechen, obgleich alle Dienſtboten, gleich Kanonieren mit brennender Lunte bei ihren Kanonen, ſchußfertig und des Winkes gewärtig bei ihren Geſchäften waren. Hinter Adele her zog, wie eine wilde Jagd, ihre Kinderſchaar, bei der man die gute Mannszucht, welche im Domeſtiken-Corps herrſchte, ſehr vermißte. Ihre Kinder zum Gehorſam zu gewöhnen, dahin hatte die gute Adele es noch nicht gebracht. Sie waren ihr von Hauſe aus über den Kopf gewachſen, und dieſe Frau, ein Muſter von Ordnung und Pünktlichkeit, duldete, daß ihre Kinder, wenn es ihnen gefiel, ihre Einrichtungen in die kläglichſte Unordnung brachten. Wurde es einmal ſo arg, daß ſie eine Züchtigung für unumgänglich hielt, ſo trat ihr Mann dazwiſchen und ſagte, er könne nicht leiden, daß ſeine Kinder gemißhandelt würden. Er ſelbſt verlor die Geduld mit ihnen nur dann, wenn ſie an ſeine Heiligthümer, Schreibtiſch und Bücherſchrank, unheilige Hand legten. Vielleicht den größten Zorn ſeines Lebens hatte er empfunden, als ſeine älteſte Tochter in ihrem vierten Jahr ſeine Abweſenheit aus dem Zimmer benutzt hatte, um auf einen Stuhl vor dem Bücherſchrank zu klettern, und ſeine ſämtlichen Werke, ſo weit ſie ihren Händen erreichbar, auf den Fußboden zu ſchleudern. Damals hielt er ein Strafgericht, deſſen Schreckniſſe ſich

traditionel bei den Kindern fortpflanzten, ſo daß ſie dreiſter eine Löwenmähne, als die Schriften des Papa berührt haben würden.

„Kommt nur herunter, Kinder" — ſagte Adele, in das für Fauſtine beſtimmte Zimmer tretend, wo die Kleinen verweilt waren, während ſie die Runde durch die übrigen Gaſtzimmer gemacht. Aber die Kinder hörten und ſahen nicht; denn drei rollten ſich in der vom Bett herabgeriſſnen grünſeidnen Decke kopfüber, kopfunter auf der Erde herum; und die beiden älteren voltigirten mit der höchſten Behendigkeit vom Bett auf den Fußboden und ſo wieder hinauf. Alle fünf kreiſchten, glühten, ſchwitzten, zappelten, balgten ſich nebenher — kurz, es war ein außerordentlicher Spaß, den nur die Mutter nicht goutirte. Es gab ihr einen Stich durchs Herz, die derben Lederſchuhe auf dem feinen Bettbezug umhertrampeln zu ſehen. Sie rief zur Ordnung! doch leichter hätte ſie eine Heerde junger Füllen als ihre Kinder zuſammentreiben können. Da nahm ſie ihre Zuflucht zu einer Kriegsliſt und: „Ein Wagen! die Tante kommt!" rufend, verließ ſie ſchnell das Zimmer. Die Kinder ſtürmten augenblicks ihr nach und die Treppe hinab, und Adele hatte das Schlachtfeld gewonnen, auf welchem nach zehn Minuten wieder die frühere Zierlichkeit herrſchte.

Endlich kam Fauſtine. Sie hatte ſich heute von Andlau getrennt, und das Gefühl, wie einſam ſie ohne ihn auf der Welt ſtehe, beängſtigte ſie. In der Familie unſrer Geſchwiſter wird es uns ſelten heimiſch. Mag uns der Bruder oder die Schweſter noch ſo lieb und werth und vertraut ſein — die Schwägerin, der Schwager, deren Eltern, deren Vetter

und Muhmen, ſind eben fremdartige Elemente, die uns häufiger abſtoßen, als anziehen, vielleicht darum, weil man von uns begehrt, daß wir für Perſonen, die unſerm Blute fremd und unſrer Neigung fern ſind, Liebe und Freundſchaft hegen ſollen, welche Gefühle man doch gern nach eigener Wahl vertheilt. Seit zwei Jahren war Fauſtine nicht hier geweſen. Als ſie ſich Oberwalldorf näherte, vergaß ſie etwas ihre Traurigkeit. Es lag äußerſt freundlich am Eingang eines Thals, durch welches ein raſcher Waldbach ſtrömte, der weiter hinab ſich in den Main ergoß und höher hinauf Schneide- und Sägemühlen trieb. Die Wohnungen der Landleute lagen zwiſchen blühenden Gärten; Wieſen und Felder grünten üppig; die Berge, welche das Thal zwiſchen ſich nahmen, waren mit gemiſchtem Laub- und Nadelholz bedeckt: es war keine großartige, aber eine wolthuende, liebliche Natur. Das Wohnhaus, das man aus Artigkeit das Schloß nannte, lag mitten im Beſitzthum, von Ulmen umgeben, alterthümlich ohne Pracht, wodurch es ein etwas vernachläſſigtes Anſehen hatte, was indeſſen nur Nebendinge betraf. Das Wappen über der Eingangsthür war beſchädigt, künſtliche Steinmetzarbeit an einem Erker war ganz herabgefallen und die Urne verſiegt, welche ein verſtümmelter Triton im Hof über einem Waſſerbecken hielt. Alles Weſentliche war ſolid.

Die ganze Familie umringte lärmend Fauſtinens Wagen, und es gab ein Gejubel beim Empfang, daß Niemand ſein eigen Wort hören konnte. Ein Paar Kinder ſtiegen in denſelben und befahlen dem Poſtillon, ſie im Hof umher zu fahren, wozu er durchaus nicht geneigt war. Für ſeine abſchlägige Antwort tröſteten ſie ſich damit, daß ſie abpacken halfen.

„Erinnern Sie Sich noch meiner?“ fragte endlich eine ſanfte, wolklingende Stimme hinter Fauſtine.

„Recht gut!“ — wollte ſie ſagen, und blickte ſich nach dem Sprechenden um, doch erſchrocken fuhr ſie zurück, denn ein baumlanger, ſchwarzer Mann mit einem Bart wie ein Jupiter, ſah auf ſie herab.

„Ich bin ja der kleine Clemens,“ ſagte der Rieſe, und ein mitleidiges Lächeln über Fauſtinens Schreck legte ſich in ſeine freundlichen Augen.

„Find' es begreiflich, daß Sie das Bürſchchen nicht erkannt haben,“ ſagte Walldorf mit ſchallendem Gelächter; „ſieht ja aus wie der wilde Mann auf den Harzgulden, nur anſtändiger, verſteht ſich! war immer von tüchtigem Schrot und Korn. Was ein Haken werden will, krümmt ſich bei Zeiten — obgleich der Clemens nichts weniger als gekrümmt iſt, ſondern gerade und unverbogen an Leib und Seele.“

„Das freut mich“ — ſprach Fauſtine mit einem Lächeln, ſo lieblich, wie Clemens ſchon vor vier Jahren gemeint hatte, es gleiche dem Sonnenſtral.

„Sie ſehen aber ganz aus wie damals!“ rief Clemens.

„Das freut mich auch,“ entgegnete ſie.

„Willſt Du nicht irgend etwas genießen, liebe Ini?“ fragte Adele; „Du mußt recht Hunger haben; den ganzen Tag im Wagen geſeſſen — das macht müde — gelt?“

„Weder hungrig noch müde, Adelchen! ich habe ja nichts dabei zu thun.“

„Aber das Nachteſſen will ich denn doch früher anordnen.“

„Nicht meinetwegen! ich danke Dir tauſendmal, und werde Dir zehntauſendmal danken, wenn Du nicht die geringſten Um-

ſtände für mich machſt. Ich bin nicht blöde und werde fodern, was ich brauche — wenn Du es erlaubſt."

„Sehr verſtändig!" ſagte Walldorf. „Ungenirt müſſen Wirth und Gäſte ſein. Ehe ich es vergeſſe! welchen Namen wollen Sie denn Ihrem Pathchen geben?"

„Welchen Sie wollen, beſter Walldorf."

„O nein! die Gevattern legen dem Pathchen einen ihrer Namen bei — ſo ſchickt es ſich."

„Ich glaubte, das ſei altmodiſch."

„Kann wol ſein; d'rum hab' ich's gern."

„Gefällt Ihnen denn Fauſtus oder Fauſtin für Ihren Sohn?"

„Nein, ganz und gar nicht! liebe nicht das Romantiſche, Abenteuerliche, wobei einem Räuber- und Geſpenſtergeſchichten einfallen. Mögte Ihnen aber doch gern eine Ehre anthun. Haben Sie keinen Lieblingsnamen?"

„O ja, Anaſtaſius."

„Gut! ſo ſoll der kleine Mann Anaſtaſius genannt werden. Wird aber ſchlecht fahren — das arme Bübchen!"

„Wobei? warum?" riefen Alle.

„Bekommt die Duodez-Ausgabe meiner beobachtenden Berechnungen von Oberwalldorf. Ein garſtiges Format, das! nicht Fiſch, nicht Fleiſch, weder imponirend noch zierlich. Sollte der Himmel keinen Sohn mehr beſcheeren, ſo bin ich im Stande, die Duodez-Ausgabe ganz und gar zu ſtreichen; dann bekäme er den Sedez, der ein allerliebſtes Spielzeug iſt, mit Krähenfedern geſchrieben... —"

„Fauſtine kennt es, lieber Max" — ſagte Adele.

„So? Ei!" ſprach er, ungemein erſtaunt, daß ſeine Frau ihn in dieſer Unterhaltung ſtörte, denn ſie war ſo daran

gewöhnt, daß ſie für ihre Perſon nicht mehr darauf achtete, als auf fallende Regentropfen; doch jezt hörte ſie mit dem Ohr ihrer Schweſter.

Die Kinder ſtürmten herein und drängten ſich dann, Fauſtine gewahrend, ſcheu und bewildert in einem Winkel des Zimmers zuſammen, wo ſie mäuschenſtill die Tante angafften, einige mit den Fingern im Munde, andre an den Knöpfen drehend.

„Wollt ihr nicht ſchlafen gehen, Kinderchen?“ fragte Adele.

Da erhob ſich ein Lärm, wie die Hühner machen, wenn ſie Abends zum Schlafen auffliegen, und unter endloſen Gute-nacht-Wünſchen und -Küſſen zogen ſie ab, denn die Tante war ihnen noch zu fremd, um nicht ſtörend zu ſein.

Der Tauftag ging vorüber mit vielem Geräuſch und vieler Langenweile, wenigſtens für Fauſtine, die keine Feſte liebte, welche wochenlang vorbereitet waren. „Sie haben immer einen ſauerſüßen Beiſchmack,“ ſagte ſie, „von all den Verdrießlichkeiten, Umſtändlichkeiten, Plagen und Qualen, welche die Feſtgeber während der Vorkehrungen ausgeſtanden haben.“

Hernach lebte ſie in ihrer Weiſe, ſtörte Keinen, und ließ ſich nicht ſtören, las, zeichnete, ging ſpazieren. Adele fand nichts unbegreiflicher, als daß man zum Vergnügen ſpazieren gehen könne. Sie ging in den Garten, um zu ſehen, ob die Kirſchen reiften oder ob die Kartoffeln blühten, zuweilen aufs Feld, um ihren Flachs zu inſpiziren; aber nur für dieſe Zwecke trugen ihre Füße ſie über die Schwelle des Hauſes. Walldorf, wie die meiſten Männer, deren Geſchäfte ſie viel im Freien und auf den Beinen erhalten, nannte den Spazier-

gang einen Zeitverderb. Männer hingegen, welche eine Lebensweise führen, welche ſie viel über den Arbeitstiſch bückt, betrachten ihn als eine Arzenei, die ſie täglich in einer gewiſſen, nach Stunden gemeſſenen Doſis einnehmen müſſen. Alles ſehr erniedrigend für den lieblichen, freien, zweckloſen, vornehmen Spaziergang, der ſeinen verborgenen Reiz nur dem enthüllt, der ihn ohne Nebenabſicht auf Dienſt und Nutzen genießt. Ein Rezept iſt nicht über das zu geben, was zu einem angenehmen Spaziergang gehört, denn nach Regeln wird er nicht conſtruirt. Hingegen iſt ſehr leicht zu ſagen, was nothwendig nicht zu ihm gehört: Geſellſchaft. Man muß allein ſein oder mit einem geliebten Menſchen gehen; denn Letzteres iſt keine Geſellſchaft: man iſt nur zu Zweien allein.

Clemens begleitete zuweilen Fauſtinen, um ihr irgend eine hübſche Ausſicht, oder einen prächtigen Baum oder einen verſteckten Fußpfad in den Bergen zu zeigen. Nach und nach geſchah es täglich. Wenn Adele ſich arbeitſam mit ihrer Näherei Abends vor die Thür in den Garten ſetzte, und Walldorf mit der Pfeife langſam vor dem Hauſe auf und nieder ging, machte Fauſtine gewöhnlich eine Viertelſtunde lang dieſe ermüdende Promenade mit ihrem Schwager, und trat dann eine größere mit Clemens an. Er war ein ganz liebenswürdiger Menſch, ſanft und weich an Gemüth, wie die koloſſalen Geſtalten gewöhnlich ſind. Zu ihren rieſigen Körperkräften gab ihnen die ausgleichende Natur eine milde, wolwollende Seele, welche ſie unfähig macht, ihre Kraft auf brutale Weiſe zu gebrauchen. Nur ausnahmsweiſe ſind ſie Raufbolde und Händelmacher. Die Kleinen, die ſich auf die Fußſpitzen recken müſſen, damit man ſie erblicke — das ſind die Krakehler,

die Zankſüchtigen; die thun patzig, damit kein fremder Ellbogen um ihre Naſenſpitze ſpiele. Doch, zum Erſatz, weil ſie oft ſo lächerlich ſind — verſteckte die ausgleichende Natur in die kleinen Figürchen die großen Genies.

Clemens hatte ſchon vor vier Jahren eine beſondere Zuneigung für Fauſtine gehabt. Er war etwas ſchläfriger Natur damals; Bruder und Schwägerin trugen, ihrer Eigenthümlichkeit nach, nicht dazu bei, ihn zu ermuntern, wol aber Fauſtine, die mit dem unbeholfenen blöden Menſchen ſprach und ſcherzte, bis er etwas ſeine eckige Scheu verlor. Dafür blieb er ihr innig dankbar. Weil er ihr in dem Zeitpunkt begegnet, wo er anfing, das Leben mit andern als kindiſchen Augen zu betrachten, glaubte er, daß ſie dieſe Wendung und Lichtung ſeines innerſten Weſens veranlaßt habe, und ſo knüpfte er ſeine lieblichernſte Erkenntniß an ihre lieblichernſte Erſcheinung. Jedes Mal, wenn er ſeinen Bruder beſuchte, hofte er heimlich Fauſtine in Oberwalldorf zu finden — immer umſonſt! aber er bewahrte eine ſtille Sehnſucht nach ihr, wie man ſie im Winter nach dem lang ausbleibenden Frühling empfindet. Handlung, Thätigkeit, welcher Art ſie ſeien, ſind den Einbildungen entgegen, wie Waſſer dem Feuer, und ein Paar Studien- oder Arbeitsjahre, was ſag' ich! Monate, bisweilen Wochen, bringen einen jungen Kopf ſehr ſchnell ins rechte Gleis. Aber da Clemens ſich keineswegs einbildete, Fauſtine zu lieben, ſondern ſie nur als das Holdſeligſte betrachtete, was ihm auf der Erde begegnet, ſo bewahrte er ihre Erinnerung in immer gleicher Friſche. Und auch jezt war ſie ganz, ganz wie damals; denn ſie that nicht gern einen Schritt vorwärts, den ſie ſpäter hätte zurückthun müſſen. Sie that ſehr oft Schritte, die gewagt, regellos, nicht zur

Nachfolge einladend waren, doch war es einmal geſchehen, ſo ſtellte ſie ſich feſt und ſagte heimlich: „nur nicht zaghaft! nur immer vorwärts! wer gelenkige Glieder hat, muß ſpringen und klettern, darf ſie nicht einroſten laſſen.“ Das, in Beziehung auf ſich ſelbſt. Für Andere hatte ſie einen Takt in der Seele, der ihre Schritte ſo abmaß, daß kein fremder Gang dadurch beeinträchtigt wurde — ſo glaubte ſie wenigſtens.

Einſt fand ſie Clemens unter den Ulmen des Hofes, als ſie am Morgen einen Spaziergang machen wollte.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen! Morgens brauch' ich Sie nicht,“ ſprach ſie freundlich.

„Brauchen Sie mich nicht!“ wiederholte er.

„Nein,“ ſagte ſie unbefangen, „am Morgen geh' ich nicht ſo weit, daß ich mich verirren könnte, es wird zu heiß! und dann iſt's ja heller Tag! Abends fürchte ich, daß die Dunkelheit über mich einbrechen könnte — dann brauche ich einen Beſchützer.“ Sie nickte ihm freundlich zu, und ging fort.

Dies war ganz wahr. Nebenbei dachte ſie, es könne ihn in ſeinen gewohnten Beſchäftigungen ſtören — „und ich mag Niemand ſtören,“ fügte ſie hinzu. „Anaſtas! den ſtör' ich nie, der lebt für mich, meinetwegen, der kann mit mir ſpazieren gehen vom Morgen zum Abend; Clemens nicht! Clemens nur, wenn er nichts Anderes, nichts Beſſeres verſäumt.“

Aber Clemens war mit dieſer Rückſicht keineswegs zufrieden und ſagte ihr am Abend:

„Gönnen Sie mir doch einige liebliche Stunden mehr in Ihrer Nähe für die Paar elenden Tage, die Sie noch hier ſein werden.“

„Sie dürfen keinen zu lebhaften Geſchmack an meinem nichtsthueriſchen Leben finden," entgegnete ſie, „es iſt unglaublich anſteckend."

„Ja, ſo lange Sie da ſind. Wenn Sie uns verlaſſen haben, gewinnt die alte Thätigkeit ihr altes Recht — und ein neues dazu: ſie muß zerſtreuen helfen."

„Die Verſtändigkeit der Männer iſt außerordentlich groß," rief Fauſtine ſcherzend; „ſie werden durch ſie geſchützt und nie um ein Haar breit weiter fortgezogen, als ſie es ſich vorgenommen haben."

„Billigen Sie es nicht?" fragte er ernſthaft.

„Ich billige Alles, was Andern gut thut, wenn es mich nicht verletzt," antwortete ſie lachend.

„Und wenn es Sie verletzt?"

„So mag ich nicht mehr Richter ſein. Wie Brutus über meine Söhne zu Gericht ſitzen und ihnen das Leben abſprechen — könnt' ich nicht. In Ermangelung der Söhne habe ich an meinen Neigungen und Meinungen Lieblinge und Schooßkinder, denen ich es gern gönne, daß ſie ihr und mein Glück im Leben machen. Durch ſolche Schooßkinder ſind wir Alle verletzbar."

„Sollte wirklich großer Kraftaufwand nöthig ſein, um ſie, wenn ſie Verräther waren, hinrichten zu laſſen?"

„Vielleicht nicht! — aber um ſie als Verräther zu erkennen — ein großer. Unſer ganzes Weſen liegt in der Deutung, die wir den Dingen geben; die Deutung iſt der Keim, woraus unſre Meinung als Stamm entſpringt, der ſich dann wieder in das zahlreiche Gezweig der Anſichten theilt und verbreitet. Geb' ich meine Meinung auf, ſo geſtehe ich ein, daß ich ſtatt eines geraden Baumes einen verkrüppelten gezogen

habe, der umgehauen werden muß. Wo ich lieblichen Schatten fand, finde ich eine Wüste; wo Blattgesäusel und Vogelsang — einen öden, todten Fleck. O ich kann's begreifen, daß es der Tod sein könne, eine Meinung aufgeben zu müssen."

„Sollte nicht das Bewußtsein der besseren Erkenntniß uns vor der Verzweiflung über den Irrthum schützen?"

„Aber auf der Grenze zwischen jenem Bewußtsein und der Verzweiflung — stirbt man einstweilen. Georg Forster starb aus Gram, am gebrochnen Herzen, als die französische Revolution eine Wendung nahm, die seiner Meinung nicht entsprach."

„Georg Forster war ein enthusiastischer Mensch, dessen Feuereifer ihn aufgerieben haben würde, wenn auch die Revolution all seine Hofnungen realisirt hätte."

„Ja, Freund! mehr als Fischblut gehört allerdings dazu um an etwas Anderem, als am Alter zu sterben. — Aber ein andrer Georg, gewiß kein Enthusiast in der Bedeutung, welche Sie dem Worte beilegen, nämlich der von Frundsberg, ward vom Schlag gerührt, als bei der Eroberung Roms die verwilderten Kriegsknechte seinem Befehl nicht mehr gehorchten."

„Er würde viel besser daran gethan haben, auf irgend eine Weise seinen Einfluß wieder zu gewinnen, als sich todt darüber zu ärgern, daß er ihn verloren."

„Er sah ein, daß seine Zeit aus war, darum starb er! Als Carl V. sah, daß seine Zeit aus war, d. h. daß er sie nicht mehr beherrschen könne, legte er die Krone nieder. Er mogte nicht zum Schein Kaiser sein, und Frundsberg nicht zum Schein Feldherr, weil beide eine hohe Meinung von ihren Würden hegten."

„Sie sind erschrecklich gelehrt mit all Ihren geschichtlichen Beispielen.“

„Die geben mehr Nachdruck, als wenn ich nur von unsereins rede.“

Clemens hatte während des Gehens einen großen Strauß von Wald- und Wiesenblumen gepflückt. „Er ist prächtig,“ sagte Faustine, „aber ich kann unmöglich mit dieser Garbe mich befrachten.“ So trug er ihn denn geduldig, und sie nahm ihn nur dann und wann und drückte ihr Gesicht hinein, als wollte sie es in Duft und Frische baden. Nach einer Stunde waren die Blumen welk, matt und zerknickt. Nichts ist so schnell verwelkt, als eine Waldblume.

„Tragen Sie doch nicht mehr die Blumen,“ sagte Faustine.

Clemens reichte sie ihr. Sie warf sie fort.

„O Gott!“ rief er bestürzt, und blieb stehen.

„Bester, ich brauche meine Hände nothwendig zum Sprechen, das wissen Sie ja längst.“

„Aber ich hätte sie ja gern getragen.“

„Sie taugten nicht mehr. Blumen sind nur schön, so lange sie im Zusammenhang mit der Erde sind. Fehlt ihnen der, so haben sie nach fünf Minuten Leichenansehn und Todtengeruch. Ich pflücke nie Blumen.“

„Aber diese waren nun einmal gepflückt!“

„So wollen wir sie dem Elemente geben, das ihnen angenehm sein wird für ihren gegenwärtigen Zustand“ — sprach Faustine scherzend, kehrte um, hob den Strauß auf, und warf ihn in den Bach, der äußerst lebendig mit ihm thalab über Stock und Stein sprang. „Den Tanz hätten sich die stillen Blumen wol nicht träumen lassen! Ob er sie amüsirt?“

„Sie ſind recht grauſam, Gräfin.“

„Und Sie wol gar ſentimental?“

„Warum gönnten Sie mir die Blumen nicht?“

„Alſo Ihretwegen lamentiren Sie?“ rief Fauſtine und lachte herzlich. „Ich meinte, das Schickſal der Blumen errege Ihr Mitleid, aber Sie bejammern ein verlornes Kräuterkiſſen gut gegen Zahnweh oder dgl. Denn daß Sie ſie etwa als Andenken an dieſen Spaziergang aufheben wollten, kann ich nicht glauben.“

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?“ ſagte Clemens etwas verſtimmt.

„Weil er dazu nicht wichtig genug war! wir haben gar nicht über beſonders intereſſante Gegenſtände geredet.“

„Das thut mir leid — für Sie. Mir iſt Alles intereſſant, was und worüber Sie reden.“

„Das iſt brav, an Allem Intereſſe zu finden.“

„Keineswegs iſt das mein Fall! nur an Allem, was Sie ſagen.“

„Da Socrates zu den Füßen einer Diotima lauſchend und lernend geſeſſen hat, ſo iſt's wol keine Schmach, wenn ein Mann glaubt von einer Frau profitiren zu können. Nur bin ich leider nicht geſcheut und weiſe genug dazu.“

„O“ — ſagte Clemens; aber Fauſtine unterbrach ihn ſchnell:

„Nur keinen Gemeinplatz! für mich bin ich klug genug — vielleicht! doch für Andre ganz gewiß nicht. Bei mir darf Niemand in die Schule gehen; die Praxis des Lebens, das Eingreifen, das Handanlegen, ſind mir unerträglich, und die Männer ſind dafür, wenn nicht geboren, doch erzogen. Wer nicht arbeitet wie eine Dampfmaſchine, gilt nicht. Wer am

Längſten am Schreibtiſch ſitzt, ohne leberkrank — und am Längſten: „Rechts um! links um!“ commandirt, ohne bruſtkrank zu werden — wem die Augen nicht übergehen und die Geduld nicht ausgeht — der kann was werden, kann es zu etwas bringen, wie man ſagt. Aber da ich glaube, daß man es leichter auf ſeine eigene Hand, als in Reih' und Glied zu etwas bringt: ſo würde ich gern Deſerteurs, Ueberläufer, und Sie wiſſen — das iſt ſchimpflich.“

„Ach, Gräfin,“ ſagte Clemens aus voller Bruſt, „Sie ſind unbeſchreiblich liebenswürdig.“

„Die ächte Liebenswürdigkeit iſt immer unbeſchreiblich,“ entgegnete ſie, „denn ſie beſteht aus den Elementen, die nicht mit Worten wiederzugeben ſind.“

„Ja, das fühlt man Ihnen gegenüber! Nehmen Sie es nicht übel! ich weiß wol, man ſagt nicht ſo geradezu Complimente, aber ich denke, Sie wiſſen recht gut, daß ich Ihnen keine ſagen will, — ſondern mehr, weit mehr! oder weniger — wie Sie es betrachten wollen.“

Fauſtine ließ die Unterhaltung fallen. Nächſten Tags ſchrieb ſie an Andlau:

„Anaſtas, ich bin traurig! die Tage laufen mir wie Waſ„ſer zwiſchen den Fingern durch: es bleibt nichts davon zurück, „und wovon nichts zurückbleibt, das lebt man ja nicht, man „träumt es höchſtens, und ach! ich lebe ſo gern! Wie ich „mich fürchte, ſterben zu müſſen, ohne geſehen, gekannt, er„kannt zu haben! Was? wirſt Du fragen. Alles, Lieber! „Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft! ja, die Zukunft ſogar. „Müßte man ſie nicht eben ſo gut aus ihren beiden Gefähr„tinnen beurtheilen können, wie der Arzt die Diagnoſe einer „Krankheit ſtellt. Freilich gehört dazu tiefe Wiſſenſchaft und

„ernſter Scharfblick, und nicht alle Leute ſind Aerzte, und „nicht alle Aerzte ſind geſchickt und glücklich. So tröſte ich „mich ſelbſt. Doch die Sehnſucht bleibt. Dann ſehe ich mit „unausſprechlichem Erſtaunen Menſchen an, die ſo gar nichts „davon empfinden. Zuweilen beneide ich ſie, und denke, eine „unendliche Fülle von Glück mache ſie unempfindlich für das, „was außerhalb ihrer Sphäre liegt. Aber wenn ich mich „beſinne, ſo ſehe ich wol ein, daß ein enger Geſichtskreis nur „für den taugt, deſſen Auge darauf eingerichtet iſt, und dann „erſtaune und beneide ich nicht mehr. Wollte ich zu meinem „Schwager ſagen: „ich mögte gern die Zukunft wiſſen" — „ſo würde er mir antworten: oben im Dorfe wohnt eine „Kartenſchlägerin; aber glauben Sie denn das dumme Zeug? — „Er iſt ſehr brav, mein Schwager, tüchtig, redlich, rechtſchaf- „fen, kränkt und betrügt Niemand, und meine Schweſter ganz „eben ſo, beide wie nach einem Muſter zugeſchnitten, was „zwei Menſchen wol ſein müſſen, um glücklich mit einander „zu leben. Wir ſind uns auch Alle recht gut; allein, müßte „ich mein Leben hier beſchließen, ſo glaub' ich es würde ſehr „bald beſchloſſen ſein: ich langweilte mich todt. Mein Gott, „was habe ich denn bei Dir für Unterhaltung von außen? da „leb' ich ja auch zuweilen Tage und Wochen ganz einſam, „ganz ſtill — aber nie beſchleicht mich dieſe ſeelenabſpannende „Mattigkeit. Immer giebt es etwas zu denken für uns. „Hier giebt es immer nur etwas zu thun. Du weißt, es „giebt eine Krankheit, den Veitstanz, ſo anſteckend, daß wer „die Verrenkungen ſieht, Luſt bekommt ſie nachzumachen. „Sehe ich hier das Treiben und Arbeiten vom Morgen bis „zum Abend, ſo iſt mir bisweilen zu Muth, als müſſe ich in „der allgemeinen Thätigkeit und zum allgemeinen Beſten meine

„Händ' und Füße ſchwenken, ſo gut wie alle Uebrigen — aber „die wunderlichen Glieder wollen ſich bei mir nicht anders „brauchen laſſen als zu nichtsnutzigen Dingen. O Anaſtas, „wie dank' ich Dir, daß Du nicht auf meine Schultern die „Laſt eines ſolchen betriebſamen, ſorglichen, ſchaffenden Lebens „gewälzt haſt. Ich würde gar nicht wiſſen, wie ich mich „dabei benehmen ſollte. Adele ſagt zwar: das lernt ſich! — „aber ich kann nur die Dinge lernen, die ich ſchon weiß. „Adele intereſſirt ſich für nichts, als für ihre Wirthſchaft und „für ihre Kinder, was gewiß ſehr achtungswerth iſt; wenig- „ſtens ſcheint mir, es gehöre die größte Selbſtverleugnung „dazu, für dieſe kleinen unbändigen Geſchöpfe in ſteter Auf- „merkſamkeit zu ſein und nichts zu beachten, als was mit „ihnen in Verbindung zu bringen iſt. Daher red' ich auch „nur über ihre Kinder mit ihr. Kinder ſind etwas allgemein „Menſchliches, für die Jedermann ſich intereſſirt; aber um für „dieſe eine beſondere Zärtlichkeit zu hegen, muß man eben „Vater und Mutter ſein. Ich gebe zuweilen Erziehungsan- „ſichten zum Beſten, nicht weil ich glaube, daß ſie Nutzen „ſtiften könnten, ſondern lediglich, um aus den perſönlichen „Beziehungen heraus zu kommen; Einmiſchung in Erziehung „ſeiner Kinder verträgt Niemand, und hat Recht zu glauben, „daß kein Dritter dieſen Punkt ſo überdacht hat. Anſichten „über die Oekonomie hab' ich aber gar nicht, und muß mich „bei ſolchen Geſprächen ſchweigend und hörend verhalten, „was auf die Dauer nicht amüſant iſt. Dafür räche ich „mich an Clemens Walldorf; mit dem red' ich und er hört „mir zu; von Antworten iſt nicht viel die Rede. Antworten „nach meinem Sinn giebt mir Niemand, als Du. Ich ſehne „mich ſie zu hören. Sie zu leſen — bin ich überdrüſſig.

„Der fatale Ueberdruß! muß er ſich überall einſchleichen? „Nun, ich hoffe, Du nimmſt es nicht übel, daß Deine Gegen„wart mir lieber iſt, als Deine Briefe.“

Clemens war halb gekränkt in ſeiner Eitelkeit und halb betrübt in ſeinem Herzen, daß Fauſtine ihn ganz in früherer Weiſe behandele. Was ihn anfänglich erfreute, gnügte ihm nicht mehr. Bin ich denn noch immer ein knabenhafter Schüler in ihren Augen? fragte er zuweilen leiſe; und gern hätte er laut an ſie ſelbſt dieſe Frage gerichtet. Aber wenn ſie Ja ſagte! Er fürchtete ſich vor dieſem Ja. Was könnte ich ihr auch ſonſt ſein? ſetzte er ſeufzend hinzu; braucht ſie überhaupt einen Menſchen zu ihrem Dienſt und kann ein Menſch ihr genügen? Ach, ich wollte ſie ja nur auf der Hand tragen, wie einen Schmetterling.

Fauſtine hatte keine Ahnung, daß Clemens oder irgend ein anderer Mann ein Intereſſe für ſie hegen könne, welches die gewöhnlichen Grenzen der Theilnahme und des Wolwollens überſtiege. Eine tiefe Neigung einzuflößen, ſchien ihr unmöglich, weil ſie keine erwidern zu können glaubte, und ſie hatte die feſte Ueberzeugung, dies ſtehe ihr, ſo zu ſagen, auf der Stirn geſchrieben. Die Männer wüßten es auf ein Haar, behauptete ſie, wo ihre Liebenswürdigkeit Eindruck mache und wo nicht, und „verlorne Liebesmüh“ ſpielten ſie nie. Clemens war für alle Menſchen, mit denen er lebte, ſo freundlich, hatte ſtets ein ſo gutes Lächeln, ein ſo ſanftes Wort, daß ſie ſich verwundert haben würde, ſie, die Verwöhnte, wenn er es nicht doppelt für ſie gehabt.

Als er einmal unermüdlich Ball mit den Kindern geſpielt, ſagte ſie:

„Sie ſind ein herziger Menſch, der eine recht liebe Frau verdient.“

Clemens ſah ſie groß an. Sein Bruder ſagte:

„Denkſt Du denn ſchon an eine Frau, Clemens?“

Clemens wandte ſich zu ſeinem Bruder, ſah den an und ſchwieg.

„Warum ſollte er nicht?“ fragte Adele ſtatt ſeiner.

„Er iſt ſo jung, ſo unerfahren in der Landwirthſchaft.....“ —

„Ach, Guter!“ rief Fauſtine, „auf tiefe Wiſſenſchaft wartet die Liebe nicht.“

„Und Du warſt ja auch nicht viel älter, als wir uns verheiratheten,“ ſetzte Adele hinzu.

„Die Weiber mögen doch nichts lieber als ſelbſt heirathen oder wenigſtens Heirathen ſtiften“ — ſagte Walldorf und lachte donnernd über ſeine Bemerkung, die ihm eben ſo neu als geiſtreich vorkam.

Adele ſagte empfindlich: „Ich dächte, das wäre ſehr ſchmeichelhaft für Euch.“

Fauſtine rief: „Immer beſſer, ſie ſtiften, als ſie ſtören! — aber was meint denn Clemens dazu?“

„Daß es Zeit hat,“ ſprach er lakoniſch.

„Seht ihr, wie gut ich meinen Bruder kenne!“ rief Walldorf triumphirend. „Er macht erſt eine tüchtige Schule gründlich durch, kauft dann ein Gut in meiner Nachbarſchaft und läßt ſich nieder. Während der Zeit iſt die Joſephine herangewachſen.... gelt, Clemens?“

„Da muß er lange in die Schule gehen,“ ſagte Fauſtine, „wenn er auf Ihre Joſephine warten ſoll. Wie lange rechnen Sie denn die Lehrzeit?“

„Nun, ſieben Jahr gewiß! ich fing bei vierzehn an, und verdarb dazwiſchen nicht meine Zeit mit Studien auf Gymnaſien, Univerſitäten und was weiß ich! doch darf ich nicht ſagen, daß ich vor dem einundzwanzigſten Jahre meine Lehrzeit vollendet hab'. Er fängt in dem Alter an, als ich aufhörte. Iſt nicht meine Schuld! hab' ermahnt und gepredigt."

„Jeder hat ſeine Weiſe, guter Max" — ſprach Clemens gelaſſen.

„Und nicht wahr, auch ſeine Weiſe eine Frau zu nehmen?" fragte Fauſtine.

„Gewiß!" entgegnete er; „ich würde nie eine heirathen, die unter meinen Augen erwachſen wäre."

„Warum denn nicht?" fragte Adele, wieder ganz empfindlich.

„Weil ich gern von meiner Frau glauben mögte, daß ſie für mich vom Himmel herabgefallen wäre."

„Ueberſpannte Anſichten!" brummte Walldorf.

„Das gefällt mir!" rief Fauſtine, und klatſchte vergnügt in die Hände; „ich hab' es gern, wenn der Mann etwas mehr von ſeiner Frau wünſcht und erwartet, als daß ſie ihm die Suppe nicht verſalze."

„Bei den hochgeſpannten Foderungen kommt ſelten ein ſonderliches Glück zum Vorſchein!" — bemerkte Adele; „dafür kann ich einſtehen, daß meine Töchter ihren Männern nie die Suppe, noch irgend eine andere Speiſe verſalzen werden; aber wenn die begehren, daß meine Töchter ſich wie überirdiſche Genien benehmen ſollen, ſo muß ich antworten: verſucht's in Gottes Namen! ich habe nie etwas Ueberirdiſches weder an ihnen bemerkt, noch für ſie gewünſcht."

„Das iſt nun ſo verſchieden!“ — ſagte Fauſtine. „Hätte ich eine Tochter, und ein Mann bewürbe ſich um ſie, weil er doch eben eine Köchin oder, wenn's hoch kommt, eine Wirthſchafterin braucht: ſo würde es mich ſehr kränken.“

„Mit Unrecht!“ rief Adele, „gemeinſame Sorgen verbinden ſo herzlich.“

„Ich glaube ſelbſt, daß es thörig iſt,“ entgegnete Fauſtine gelaſſen, „und der Himmel hat mir dieſe Thorheit erſpart, indem ich keine Tochter habe. Allein daran hab' ich nie gezweifelt, daß Sorge und Mühe, zuſammen durchkämpft, zuſammen getragen, die Herzen aneinander binden. Ich will ja auch ſehr gern Haushälterin ſein und Magd und Alles — aber ich will nur, daß der Mann mich als Fauſtine begehre mit all meinen Fähigkeiten, und nicht als Magd.“

„Ich erſtaune!“ ſagte Walldorf, und ließ die Hand mit der Pfeife ſinken.

„Ueber meine verſtändigen Anſichten?“ fragte ſie.

„Nein; daß Sie nicht grade heirathsluſtig, aber doch heirathsfähig ſprechen, — das überraſcht mich unausſprechlich.“

Fauſtine war äußerſt beluſtigt durch ihren Schwager. Sie lachte ſehr und fragte:

„Warum ſollte ich nicht heirathsfähig ſein? finden Sie mich zu alt?“

„O,“ ſagte er mit einer verbindlich ſein ſollenden Verbeugung, „eine ſo ſchöne Frau wird nie alt.“

„Bravo! Sie üben ſich in der Galanterie. Alſo jung und ſchön genug wär' ich! — doch nicht reich genug etwa?“

„Nebenſache, das! aber.... nehmen Sie's nicht übel, ich dachte, Sie wollten ganz auf gleichem Fuß mit dem Mann leben — und das geht doch nicht an. Darum mein freudiges

Erſtaunen bei Ihrer demüthigen Aeußerung, die vom Gegentheil zeugt. Ja gewiß! der Mann muß herrſchen und die Frau gehorchen — dazu iſt ſie geboren."

„Gott," rief Fauſtine, „wie komiſch ſind die Männer! ganz ernſthaft bilden ſie ſich ein, der liebe Gott habe unſer Geſchlecht geſchaffen, um das ihre zu bedienen!"

„Zu beglücken!" verbeſſerte Walldorf.

„Das kommt Euch gegenüber auf Eins heraus! Der gute Gott ſchuf nicht das Lamm, damit der Wolf es freſſe; und nicht die Fliege, damit der Vogel ſie erſchnappe — ſondern Lamm und Fliege, weil ſie in ſeine Schöpfung gehören und auch ihre Luſt am Leben haben ſollen. Und die eine Hälfte des Menſchengeſchlechts wäre geſchaffen, damit die andre ſie brutaliſire!"

„Welch ein Ausdruck...." —

„Ihr wollt winken, und wir ſollen kommen — ein Wort ſagen, und wir ſollen anbeten — lächeln, und wir ſollen auf die Knie fallen — zürnen, und wir ſollen verzweifeln — Alles auf allerhöchſten Befehl, den ihr von Gottes Gnaden decretirt. Was iſt das anders als uns brutaliſiren? — ich frage. Das iſt Euch ſchon zur Natur worden! in dieſem Sinn richtet Ihr die bürgerlichen Verhältniſſe ein, erzieht Ihr die Kinder, ſchreibt Ihr Bücher. Himmel! wenn ich neuere Romane aufſchlage, beſonders franzöſiſche, was erdulde ich für Aerger! In ewiger Anbetung, wie der Pater Seraphicus im Fauſt, ſchweben die Frauen vor ihren Geliebten, und die laſſen es ſich gnädig, zuweilen auch ungnädig, gefallen. Könnt' ich nur Bücher ſchreiben — ich kehrte das Ding um, und brächte den guten alten Sprachgebrauch, der jezt ganz widerſinnig iſt: „Er iſt ihr Anbeter" — wieder zu

Ehren. Ich werde es auch gewiß noch thun, nur um meiner Empörung Luft zu machen, und vielleicht giebt mir der Aerger liebliche Inſpirationen."

„Willſt Du denn, daß die Frauen das Regiment führen?" fragte Adele.

„Nein, ich will nur, daß die Männer mit ihnen umgehen wie mit ihres Gleichen, und nicht wie mit erkauften Sclavinnen, denen man in übler Laune den Fuß auf den Nacken ſtellt, und in guter Laune ein Halsband oder ähnlichen Plunder hinwirft. Das demoraliſirt die Frauen, es ſtumpft ihr Zartgefühl ab. Heut laſſen ſie ſich eine Brutalität gefallen, um dafür morgen einen neuen Hut zu bekommen. Ich war einmal bei einer Freundin, ihr Mann kam von der Jagd heim, ſehr verdrießlich, weil die Schnepfen ſich nicht hatten wollen ſchießen laſſen. Er warf ſich aufs Sopha und commandirte: „Charlotte!" — ſie ſtellte ſich. „Knöpfe die Kamaſchen ab!" große, ſchwere, plumpe, beſchmutzte, lederne Kamaſchen! Sie that es. Hernach ſagte ich ihr: „Ich war recht verwundert, daß Du nicht den Bedienten riefſt." — Sie antwortete: „Das hätte meinen Mann noch verdrießlicher gemacht, und er würde mir nicht den Gefallen thun, meine Rechnung bei dem Juwelier zu bezahlen, was ganz nothwendig iſt." — Ich rief: „Du biſt ja wie Eſau, verkaufſt Dein Erſtgeburtrecht für ein Linſengericht!" — Dieſen Vergleich mit Eſau hat ſie mir, beiläufig geſagt, nie vergeben. Aber dieſe Behandlung verdirbt die Frauen ſo, daß, wenn der Mann ſpricht: „Ich habe Kopfweh, bleibe doch heute Abend zu Hauſe" — ſo entgegnet ſie: „Sehr gern, allein dafür bekomme ich doch dies oder das?" — Clemens — wandte ſie ſich plötzlich an dieſen — wenn Sie dereinſt nicht Ihre

Frau als ein Weſen Ihrer Art behandeln, ſo ſage ich Ihnen die Freundſchaft auf."

„Als ein Weſen höherer Art wird er ſie betrachten, das hat er uns ja vorhin geſagt" — warf Walldorf ſpöttiſch hin.

„Ich wollte Ihnen gönnen, wenn Sie ein Weſen fänden, welches das verdiente und rechtfertigte" — ſagte ſie freundlich zu Clemens.

Jedes ihrer Worte grub ſich in ſein Herz. Nur war es ihm unbegreiflich, wie ſie ihm eine Frau wünſchen konnte. Ahnet ſie denn gar nicht, daß es für mich nur eine Fauſtine und gar keine Frauen giebt? fragte er ſich heimlich. Er war zerſtreut und blieb es auch, als er mit ihr ſpazieren ging. Er ſprach wenig, doch das fiel Fauſtinen nicht auf, ſie wußte, wie gern er ihr zuhörte. Er achtete auch nicht auf den Weg, und das fiel ihr auch nicht auf, weil ſie ſich immer unbekümmert von ihm führen ließ, und die ungebahnten Stege ſehr liebte.

„Wo ſind wir denn eigentlich?" fragte ſie endlich, als ſie aus einem dichten Gehölz auf eine Wieſe heraustraten, die rings vom Wald umgeben war und durch die ein ſumpfiger Bach langſam floß. „Es iſt recht ſchauerlich hier! — muß ich hier über den Bach?"

„Freilich!" ſagte Clemens, und ohne weiter zu fragen, nahm er ſie zierlich auf den Arm und trug ſie hindurch. Als Fauſtine drüben wieder feſten Fuß gewonnen, ſagte ſie verdrießlich:

„Das verbitte ich mir! ich kann meine Füße gebrauchen! — Wohin nun?" Sie ſchüttelte ihr Kleid ab, als wollte ſie ſeine Berührung abſtreifen. Sie that es ganz unwillkürlich und das eben kränkte ihn tief. Er antwortete auf ihre Frage:

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Warum trugen Sie mich denn durch den Bach, wenn's unnütz iſt?“

„Das weiß ich auch nicht.“

„Nun ſo gehen Sie, bitte, den Weg ſuchen.“ Sie ſetzte ſich auf einen Stein. Clemens blieb unbeweglich neben ihr ſtehen. „Sind Sie zu ermüdet?“ fragte ſie.

„Nein, ich mögte Sie nur um etwas fragen.“

„Was zaudern Sie denn? es iſt ſo unbehaglich hier! — Alſo?“

„Weshalb ſchüttelten Sie vorhin Ihr Kleid ab, als krieche garſtiges Gewürm darauf?“

„Ich mag nicht, daß man mich anfaßt,“ ſagte ſie und lachte. „Nehmen Sie es nicht übel, es iſt eine Eigenheit. Und da Sie mich sans rime et sans raison durch den Bach getragen, ſo ſehe ich wirklich nicht ein, weshalb ich Ihnen dankbar ſein ſoll.“

„Ich bin recht unglücklich!“ rief er.

„Weil Sie den Weg verloren haben?“

„Nein, den Kopf.“

„Das iſt freilich übel,“ ſprach ſie ernſt. „Suchen Sie erſt jenen, dann finden Sie auch wol dieſen wieder. Es wird regnen, glaub' ich.“

Clemens ſprang über den Bach zurück und verſchwand im Gehölz. Fauſtine wartete; die Zeit wurde ihr lang. Es dunkelte zwar noch nicht, allein finſtere Wolken zogen ſich herauf. Ihr graute auf dem öden Fleck. Sie beſchloß, mit dem Bach zu gehen, ohne die Rückkehr ihres Gefährten abzuwarten. Einige Regentropfen fielen. Sie ſtand auf und ging durch die Wieſe, durch das Gehölz, und ſtand nach einer

tüchtigen Viertelſtunde auf der Landſtraße. Der Clemens hat wirklich den Kopf verloren, dachte ſie; dies iſt ja das Thal von Oberwalldorf und der kleine ſumpfige Bach, der mir ein treuerer Führer geweſen iſt, als er, fällt dort in unſern, großen, wolbekannten Waldbach. Nur nie auf Menſchen ſich verlaſſen, immer auf die Natur! — Es regnete ſtark. So kam ſie tüchtig durchnäßt, aber wolbehalten nach Hauſe, wo ſie ihr Abentheuer der ſtaunenden Schweſter erzählte und ſich ſehr über Clemens Ungeſchick luſtig machte. Adele ſagte:

„Er wird Dich jezt ſuchen und in Todesangſt ſein.“

„Freilich wird er das!“

„Du hätteſt ihn doch lieber erwarten ſollen.“

„Dort auf der unheimlichen Wieſe ſitzen und mich naß regnen laſſen? Nein, ſeine Unachtſamkeit verdient die kleine Strafe.“

„Solche Widerwärtigkeiten hat man von den Promenaden! Du wirſt den Schnupfen bekommen und er....“ —

„Vielleicht den Huſten!“ ſagte Fauſtine luſtig. „Das iſt ja kein Unglück! aber ich werde nicht mehr mit ihm ſpazieren gehen.“

Clemens hatte den Weg wieder zurückmachen wollen, den ſie gekommen. Da er ihn aber nicht beachtet, ſo kam er ſeitab zu einem Köhler, deſſen Buben er mitnahm, um den Heimweg ſich zeigen zu laſſen. Auf die Waldwieſe zurückgekehrt, fand er zu ſeinem Entſetzen Fauſtine nicht mehr. Statt gradeswegs nach Oberwalldorf zu gehen, fing er an umher zu irren und zu ſuchen, er rechts, der Bube links. Es regnete, es dunkelte; er begegnete keiner Seele, kein Hirt, kein Kohlenbrenner, der ſie geſehen hatte! Daß ihr ein Unglück zugeſtoßen, glaubte er zwar nicht; es gab hier keine Räuber, keine

gefahrvollen Abgründe; aber verirrt konnte ſie ſein, geängſtigt. Er raufte ſich das Haar aus vor Verzweiflung. Endlich that er, was er gleich hätte thun ſollen, und gethan haben würde, wenn er eben nicht den Kopf verloren: er ging nach Oberwalldorf, um die Schloßbewohner, und ſollte es Noth thun, auch die Dorfbewohner nach Fauſtine auszuſenden — dachte er. Die Thurmuhr ſchlug eilf. Sonſt war um dieſe Stunde das ganze Schloß dunkel. Heute Licht in einigen Zimmern! Sie iſt nicht da, ſonſt wären ſie wol ſchlafen gegangen — dachte er. Er trat in den Saal. Sie war da. Er flog auf ſie zu, ergriff ihre Hände, küßte ſie mit ſtürmiſchem Entzücken und ſank dann halb ohnmächtig auf einen Stuhl, keines Wortes mächtig. Walldorf beſprengte ſein Geſicht mit Waſſer, Adele hielt ihm Aether vor. Fauſtine ſah zu.

„Was dachten Sie denn eigentlich?“ fragte ſie, nachdem er ſich erholt.

„Nichts!“ ſagte er. „Sonſt würd' ich wol das Richtige gedacht haben. Meine Angſt war zu groß.“

Als er am andern Tage eine Promenade vorſchlug, antwortete ſie:

„Das haben Sie verſcherzt! ich habe das Vertrauen zu Ihnen verloren. Sie laſſen mich einſam auf der ſumpfigen Wieſe.“

Er gelobte und flehte. Aber Fauſtine ging nicht mehr. Ihre Abreiſe rückte ganz nah heran, und ſie verbarg nicht, wie ſehr ſie ſich darüber freute. Clemens war wie vernichtet. Am letzten Abend, als ſie zufällig allein waren, faßte er Muth und fragte:

„Wüßte ich nur, ob Sie ohne Verdruß an mich denken!“

Auf Fauſtinens Lippe ſchwebte ein Lächeln, das ſoviel bedeutete, als: ich denke ja gar nicht an Dich. Sie ſagte gleichgültig:

„Sie haben mir gar nichts Leides gethan.“

„Doch! jenen Abend auf der Waldwieſe....“ —

„Das ſollt' ich übel genommen haben? nein, guter Clemens, beruhigen Sie Sich. Wir ſcheiden, wie wir uns fanden — als gute Freunde.“

„Und thun die nichts für einander?“

„Schwerlich!“ rief ſie heiter. „Freunde thun ſchon wenig genug für einander — aber gute Freunde wünſchen ſich glückliche Reiſe und damit Baſta!“

„Würden Sie mir nicht erlauben Ihnen zu ſchreiben?“

„Da ich ſchwerlich Zeit haben würde, Ihnen zu antworten, ſo mein' ich, daß Sie von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch machen mögten.“

„Sie ſind von einer eiſigen, übermenſchlichen Kälte! Fünf Wochen haben Sie hier gelebt, ſo freundlich, ſo liebenswürdig, daß es eine Wonne war, mit Ihnen zu verkehren, Sie zu ſehen, ſich von Ihnen anſtralen zu laſſen — und nun gehen Sie, als wäre Alles Spaß oder gar nicht geweſen.“

„Ich gehe mit derſelben freundlichen, theilnehmenden Geſinnung, die ich beim Kommen hatte. Kummer über meine Abreiſe zu affectiren würde gewiß lächerlich ſein. Ich bin ſehr gern hier geweſen, zwiſchen guten Menſchen, aber ich gehe auch gern; denn heimiſch bin und werde ich hier nicht.“

„Und wann werd' ich Sie wiederſehen?“

„Müſſen Sie mich denn durchaus wiederſehen?“

„Durchaus!“ ſagte er feſt. „O Gott, nur ſehen! das können Sie mir doch gönnen?“

„Wenn es Ihnen zu etwas hilft, Sie fördert — gern! wenn nicht — ungern! Ueberlegen Sie Sich das.“

„Sie sind schauerlich, Faustine!“

„Hab' ich denn Unrecht? — Kommen Sie, wir wollen Schach spielen.“

Sie spielten; doch Clemens so unaufmerksam, daß Faustine ihm seine Königin nehmen konnte.

„Die Königin ist fort, das Spiel ist aus,“ sagte er und verließ das Zimmer.

Der allgemeine Abschied am nächsten Morgen war herzlich und kurz. Einen besondern nahm Clemens nicht. Faustine kam zu Andlau mit jubelvoller Freudigkeit.

„Nun will ich wieder leben,“ sagte sie. „Ich muß zum Leben einen weiten Horizont, einen hohen Standpunkt, eine schöne Aussicht, eine reine Atmosphäre haben — Alles haben, was ich auf hohen Bergen finde, und was Deine Nähe, Dein Umgang, Dein Wesen mir geben. Ohne Dich wandle ich im Thal umher, immer den Ausgang suchend, immer auf die Berge verlangend, durstend nach Luft, nach Freiheit, nach Dir, Anastas!“

Stralendes Glück lag auf ihrem schönen Antlitz, aber sie weinte. Sie schloß Andlau mit jener Kraft in die Arme, welche den Mann schauern macht, weil er darin die Herrschaft der Seele über den Körper wahrnimmt. Er ist von Kindheit auf gewöhnt, dessen Kräfte zu üben, er führt die Waffen, er theilt die Wellen, er bändigt die Pferde; Ernst und Scherz, eiserne Nothwendigkeit und fröhliche Erholung machen ihn stark. Neigung, Gewohnheit, Erziehung machen heutzutage aus der Frau ein gebrechliches Wesen; aber man stelle sie mit

einer Leidenſchaft dem Mann gegenüber, und er wird zittern — ſo wie man beim Erdbeben zittert.

Andlau ſuchte immer Fauſtinens wetterleuchtendes Weſen zu beruhigen. Sie war zauberhaft ſchön mitten in den Stürmen der Empfindung, ſo wie im Grunde alle Menſchen nur dann ſchön ſind, wenn ſie ſich in ihrem eigenthümlichen Element bewegen; allein er liebte ſie ſo ſehr, daß er weniger Freude darüber hatte, ſie in ihrer Herrlichkeit zu ſehen, als er Furcht empfand, daß die häufige Wiederkehr oder die Dauer ſolcher Momente das irdiſche Leben aufzehren könnten. Die Liebe ſorgt ſtets um das Geliebte, obgleich ihre Sorge faſt immer ſo überflüſſig wie Andlaus Furcht iſt. Kein Fiſch iſt geſtorben, weil man ihn ins Waſſer gelaſſen hat. Der Himmel und ich — pflegte Fauſtine zu ſagen — wir müſſen uns ausdonnern; das iſt unſre Natur, und ihr Leute mit euern Blitzableitern langweilt uns ſehr.

„Warum weinſt Du denn jezt, Jni?“ fragte Andlau; „ehe Du bei mir warſt, hatteſt Du doch einen Grund — aber jezt?....“ —

„Pedant!“ rief ſie; „ſoll ich mich etwa nach Regeln freuen? Wenn Jubel, Küſſe, Liebkoſungen nicht ausreichen, ſo kommen Thränen und Klagen an die Reihe. Jenes iſt Glück im Sonnenlichte, dieſes im Mondſchein. Auf die Beleuchtung kommt's ja nicht an, wenn's nur überhaupt etwas zu beleuchten giebt.“

„Aber Thränen erinnern doch an Schmerz, und ich mögte gern, daß Du bei mir ohne Schmerz glücklich wäreſt, befriedigt, ruhig“... —

„O, ich bin außerordentlich ruhig.“

„Nun ſo ſetze Dich zu mir und erzähle mir von Deinem Leben.“

„Erzählen — ja! ſitzen — nein! Das Sitzen, lieber Anaſtas, iſt eine entſetzliche Erfindung. Zum Gehen, Stehen und Liegen iſt der Menſch geſchaffen, das zeigt ſeine ſchöne, lange, geſtreckte Geſtalt, die vom krummen, geknickten, verbogenen Sitzen ganz krüppelhaft wird. Meine Gedanken verroſten, wenn ich ſitze, und das macht nicht ruhig, ſondern nur ſchläferig. Ruhig bin ich, wenn alle Kräfte in Bewegung ſind und wie die Stralen einer Fontäne ſpringen. Ruhig bin ich, wenn meine Seele eine große Landſchaft iſt, wo im Weſten die Sonne purpurgolden glüht, und unter ihr Blitze gleich Silberſchlangen aus dem Gewölk auftauchen, wo im Oſten der Mond friedlich hervorkommt, wie ein unſchuldiges Kind, das von fern einer Schlacht zuſieht, wo der Donner wie ein geſchlagener, grollender Feind ſcheu entflieht, indeſſen die Vögel ihre Siegeshymnen anheben, wo die ganze Erde opferraucht und glänzt wie ein geſchmückter Altar — o mein Anaſtas, dann bin ich himmliſch ruhig! und nur dann.“

Sie warf ſich auf das Sopha, ganz erſchöpft. Andlau kniete neben ihr nieder und wollte ihren Kopf an ſeine Bruſt legen; aber ſie ſagte:

„Laß mich! da ſteht ein Piano, es wird ſchlecht genug ſein, aber ſpiele! ich habe Dich ſo lange nicht gehört! und nie ſprichſt Du lieblicher zu mir als in Tönen.“

Andlau küßte ihre wunderſchönen Füße, und ſetzte ſich ans Piano. Er ſpielte vortreflich; am liebſten und am ſchönſten phantaſirte er. Er fing zuweilen an nach Noten zu ſpielen, aber wenn ein Akkord oder eine Melodie oder irgend etwas kam, was ihn frappirte, ſo verließ er den Componiſten,

und löſ'te in eigener Weiſe jenen Akkord auf. Er überdachte in Tönen den Tongedanken des Componiſten, ſo wie man Randbemerkungen auf ein Buch ſchreibt. Muſik! das iſt eine Kunſt! alle andere Künſte ſind keine, ſie haben immer ihr Vorbild in der Natur, und wollen die nachahmen, wenn's hochkommt — ſie verklären. Menſchenform und Menſchenweſen zu idealiſiren, oder den Raum zu verherrlichen, worin der Menſch ſein Treiben hat — iſt ihr Ziel, lieblich wie jedes Ziel, das über die Befriedigung des materiellen Bedürfniſſes hinausgeht. Aber der Marmorgott und die gemalte Heilige werden unſersgleichen, gehen mit uns Hand in Hand! aber die Poeſie, welche die natürliche Sprache des unbefangenen Menſchen iſt, giebt unſre eigenen Gedanken mit unſern eigenen Worten uns wieder! Die Muſik hingegen verſchönt nicht dieſe Welt und ihre Erſcheinungen, ſondern überwölbt ſie mit einer zweiten, in der wir ſchweben gleich körperloſen Engeln, die Flügel haben unter einem ſtralenden, liebenden, gläubigen Angeſicht. Und das bewirkt ſie durch Klänge, welche auf Zahlen ſich begründen, durch Zahlen bezeichnet werden können, und aus der Zuſammenſtellung von Holz und Metall zauberiſch, fabelhaft, hervorgelockt werden. Nach klugen, tiefſinnigen, regelrechten Berechnungen, entdeckt die Muſik über der Erde eine neue Welt, wie Columbus auf der Erde es gethan — eine Welt von primitiver Kraft und Herrlichkeit, eine Welt, in der jeder ſein Eldorado ſucht, und zwar ohne Klugheit und Tiefſinn zu haben, und ohne die Regel zu verſtehen! ein Paradies, worin jeder Zutritt hat, der eine Seele empfing. Kinder, Wilde, Greiſe, zu unentwickelt oder zu ſtumpf für die Schönheiten des Meißels und Pinſels, nehmen Theil an dem Zauber der Muſik, und Wiegenlied und Grabgeſang geleiten

unſre erſten und unſre letzten Schritte im Leben. Die Poeſie hieß in ihrer Frühlingszeit „die heitre Kunſt," und damals mit Recht, denn ſie mußte aus der harmloſen Sprache, der noch die Eierſchaalen der Rohheit und Unbeholfenheit anklebten, den buntgefiederten, tirilirenden Vogel herausſchälen, den man Minnelied nannte, und der unter Muſikbegleitung, als Improviſation, oft nach ſelbſterfundener Melodie, bei glänzenden Feſten und frohen Gelägen zur Erhöhung der Luſt über die Lippen des Dichters ſchwirrte. Seitdem ſind aber lange Jahrhunderte vergangen, und die Poeſie hat ſich im Laufe derſelben mißlaunig wie eine alte Jungfer in die Einſamkeit zurückgezogen, und ſich auf Gelahrtheit und Schulmeiſtereien geworfen, weil ſie doch gern, wie alle alte Jungfern, ein Wörtchen mitredet, und weil ein dozirender Ton, bald ſpöttiſch lächerlich machend, bald ſuperklug ermahnend, am meiſten Effekt macht bei den ſpöttiſchen, ſuperklugen Leuten unſerer Zeit. Sie iſt nun ein Stubenhocker, ein Bücherwurm, die Poeſie! hat die Beine unter dem Schreibtiſch und Dintenflecke an den Fingern, treibt finanzielle und adminiſtrative Speculationen, ſchreibt Hymnen über Dampfmaſchinen und Oden über Trottoirs von Asphalt, und wenn Jemand ſie ſich anders vorſtellen kann, als mit einer blauen Brille über einer impertinenten Naſe, den beneide ich um ſeine friſche Phantaſie. Das bischen Heiterkeit, das noch in der Welt, hat ſich in die Muſik geflüchtet, und wo es nur ein Feſt giebt, für vornehm oder gering, in frescogemalten Sälen oder unter grünen Bäumen, Muſik muß dabei ſein. Nie wird munterer geplaudert, als wenn es Muſik giebt: in jeder Soiree, bei jeder Tafel kann man ſich davon überzeugen. Und das Volk nun gar! Wie ſchmauſ't der Wiener ſo behaglich ſeine gebackenen

Hähnel, mit welchem Wolgefallen trinkt der Dresdner ſeinen miſerablen Kaffee, wenn es nur Muſik dabei giebt. Wie es hier in Berlin zugeht, weiß ich nicht. Ich habe gehört, daß das Volk viel Weißbier trinken ſoll, kann mich aber nicht davon überzeugen, weil ich gar keine Menſchen erblicke, die wie „das Volk" ausſehen. Geputzt und geziert, geſchniegelt und gebiegelt wie unſer einer, habe ich wol im Thiergarten große Schaaren gehen und ſitzen ſehen; aber ſie kamen mir Alle vor, als ſprächen ſie: „wir ſind viel zu gebildet, um uns mit etwas ſo Gemeinem wie eſſen und trinken abzugeben." Wenn hier wirklich „Volk" exiſtirt, ſo muß es ausgeſchieden wie Parias leben. Man bringt nicht zu ihm. — Dies Alles nur ſo beiläufig. Eigentlich wollt' ich ſagen: da die Muſik von Orpheus an bis zum Rattenfänger immer Wunder gethan, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie auch Fauſtinens raſches, heißes Herz zur Ruhe brachte.

Ohne ſich länger in Kiſſingen aufzuhalten, ging ſie mit Andlau nach Belgien, deſſen alte Geſchichte und alte Künſte ſie mehr intereſſirten als deſſen moderne induſtrielle Betriebſamkeit.

---

Graf Mengen lebte ziemlich einſam in Dresden. Die Häuſer einiger Miniſter gaben dann und wann den Ueberreſten der zerſtreuten Geſellſchaft Gelegenheit ſich zu ſehen; jedoch war kein Nerv und kein Magnet darin, am wenigſten für ihn. Die Oberfläche des Lebens mußte ſehr ſchillernd ſein, ſollte ſein Auge an ihr haften bleiben, und um in die Tiefen hinabzuſteigen, muß man einen andern Impuls haben,

als Neugier und momentane Theilnahme. Stolz, kalt und rein ging er durch die Welt, nichts fürchtend, als aus ſeinem inneren Gleichgewicht zu kommen, in Schwankungen zu gerathen und die Herrſchaft über ſich zu verlieren. Das geſchieht aber leicht, wenn man ſich in die Tiefen des Lebens hineinwagt. Dante zagte in der Hölle und war geblendet im Himmel; aber er ging, weil Beatrice es gebot und ihm den Führer ſchickte. Nicht alle haben eine Beatrice und einen von ihr geſendeten Virgil. Mengen hatte keine. Er liebte den Umgang mit Frauen — als Unterhaltung und weil die Eitelkeit eines ſchönen und geſcheuten Mannes immer ihre Rechnung dabei findet. Doch ward er beſſer von Männern verſtanden, als von Frauen. Er lachte viel; darum hielten ihn die Frauen für ſehr luſtig; die Männer wiſſen aus Erfahrung, daß der Mann oft lacht, weil es ſich für ihn nicht ſchickt zu weinen. Mario lachte über ſeine eigenen koloſſalen Wünſche und ihre winzige Erfüllung; er lachte über das Maskenſpiel, welches Kopf und Herz treiben, wenn dem einen Theil daran liegt, ſich auf drei Minuten von dem andern hintergehen zu laſſen; er lachte über den Sieger, wenn Verſtand und Gefühl ihre kleinen Händel zuſammen ausfochten, und ſprach zu ihm: morgen wirſt du der Geſchlagene ſein; er lachte über ſich ſelbſt, wenn er ſich gegen die Macht der Empfindung durch Spott und Scherz wie hinter Wall und Mauer verſchanzte; er lachte, weil er ſehr ernſt war, ein feſter Pilot, der ſeinen Nachen ungefährdet durch die Strömung zu bringen ſucht, indeſſen die Brandung des konfuſen, ſtrudelnden Lebens ihn die wunderlichſten Sprünge, welleauf, welleab, machen läßt. Und weil er lachte, ſo behielt er den friſchen Muth, welcher nie die Arme ſchlaff ſinken läßt. Jeder Zu-

ſtand, jedes Verhältniß war ihm ein neuer Sporn, eine höhere Stufe. „Sei Dir ſelbſt getreu — hatte ſein Vater zu ihm geſagt, als der funfzehnjährige Mario das älterliche Haus verließ — ſei bereit für das, was Du als recht erkannt, nicht blos zu ſterben, das iſt bisweilen dem Jünglinge ſehr leicht, ſondern zu leben, und das iſt faſt immer ſehr ſchwer. Aber es lohnt nicht der Mühe des Lebens, wenn Du nur das Leichte thun willſt.“ Dies war der Segen, den der Vater dem Sohne gab, und als der Sohn ihn zu ſeiner Richtſchnur machte, ward der Vater ſein Freund; denn nach denſelben Grundſätzen leben und handeln — das ſtiftet Freundſchaft zwiſchen Männern; Mario betete ſeinen Vater an. Trotz der großen Selbſtändigkeit, zu welcher dieſer ihn früh gewöhnt, brachte er Alles vor des Vaters Forum, was — nicht der Entſcheidung, die traf er ſelbſt — der Billigung bedurfte. „Das war recht,“ ſagte dann der alte Mengen, und Mario erwiderte: „Ich wußte es.“ Bei großen und kleinen Dingen, bei ernſten und unwichtigen Gelegenheiten, erklang oft die Stimme des Vaters, ohne daß Mario daran dachte, vor ſeinem Ohr. Er liebte einſt eine Frau, ein ſchönes, liebliches, verlockendes Weſen. Es mußte zu irgend einer Entſcheidung kommen. „Nun, Mario?“ fragte ihn der alte Mengen, obgleich er fünfzig Meilen von dem Sohn entfernt war, und Mario zerbrach die Feſſel. Ein andres Mal hatte er die tollkühne Wette gemacht, auf der Baluſtrade eines hohen Kirchthurms frei umherzugehen. Er begann die gefahrvolle Promenade und war faſt am Ziel, als der Schwindel ihn ſo gewaltig packte, daß Blei in ſeinen Füßen und ein Flor auf ſeinen Augen lag. Da hörte er ſeinen Vater: „Aber Mario!“ ſagen; der Schwindel wich, er ging um den Thurm. — In

jeder Krisis, auf jedem Wendepunkt des Schicksals gab ihm sein Vater hülfreich die Hand.

Mit Feldern verkehrte Mario ziemlich viel, obgleich kein tieferes Interesse Beide verband, als Erinnerung an die lustigen Studentenjahre. Feldern, in Vermögensumständen beschränkt, mit trocknen Arbeiten überladen, von gewöhnlichen Fähigkeiten, nur dem Wunsch nachgehend, sobald wie möglich die Geliebte in das bescheidne eigne Hüttchen zu führen — war ziemlich gleichgültig gegen allgemeine Verhältnisse, sobald sie nicht auf irgend eine Weise ihn berührten. Er that das Nächste, das ihm Vorliegende, pünktlich und treu, aber nur, weil es eben sein Geschäft war, und ohne Faden daraus zu ziehen, die er zu eigenen Webereien hätte verbrauchen können. Von Marios rastlosem Vorwärtsstreben, von dessen glühender Theilnahme an jeder Erscheinung der Zeit, von dessen regem Ehrgeiz, durch selbständiges Handeln und Wirken mehr zu sein, als eine Null, welche die Zeit in ihrem großen Rechenexempel gebraucht, um die Zahl voll zu machen — hatte Feldern keine Vorstellung. „Minister werd' ich doch nicht," sagte er einst zu Mario, als dieser ihn gefragt, warum er nicht eine Stelle annehme, die man ihm, zwar mit überhäufter Arbeit und ohne pecuniäre Verbesserung, aber in einem höhern Collegium, vorgeschlagen.

„Wie kannst Du so genügsam sein!" rief Mario ungeduldig; „warum Du nicht so gut Minister wie ein Anderer? Als man den nachmaligen Papst Johann XXIII. fragte, weshalb er nach Rom gehe, antwortete er: um Papst zu werden! und wurde es. Man muß nur Hand anlegen, und vor allen Dingen die Zuversicht haben, daß in der Sphäre, die wir durchwandern, das Höchste uns erreichbar sei."

„Aber ich bin genügsam, das liegt in meinem Charakter! ein kleines Glück, nur recht rund, nur recht ruhig, das befriedigt mich. Ein großes würde mich betäuben, verwirren, trunken machen, und in dem Rausch würde ich es nicht festhalten können. Und dann der Neid! und dann die Scheelsucht! und dann die feindlichen Blicke und Worte, die den Glücklichen treffen: Basiliskenaugen bei Katzenbuckeln! und dann die Launen der Gönner, welche immer sultansmäßig mit den Lieblingen verfahren — die Glücksgöttin selbst nicht ausgenommen — und dann die innern Anfechtungen...." —

„Bester Feldern, nimm's nicht übel, Du sprichst wie ein zaghaftes Frauenzimmer. Ist denn die ganze, große, reiche, prächtige Welt nicht für uns Alle da? und nicht blos als ein Tafelaufsatz von Glas und Porzellan, den wir, die Hände unterm Tischtuch, bewundern — sondern als eine Arena olympischer Spiele, wo es zwar Staub giebt, Getöse und Geschrei, Pferdegestampf und Wagengedränge — aber Triumph am Ziel."

„Und was wird uns für den mühsam errungenen Triumph?"

„Ein grüner Kranz."

„Nun warlich, Freund, Du bist genügsam, ich erwartete doch wenigstens, mit einem goldnen Diadem oder einer Rosenkrone Dich geschmückt zu sehen! aber ein schlichter, grüner Kranz!...." —

„Ja, ein schlichter, grüner Kranz!" rief Mario und seine Augen flammten von tiefem Feuer, „Gold- und Purpur- und Blumenkränze wären ja Lohn, und wer mag denn dafür belohnt werden, daß er sein Ziel erreicht hat? das Bewußtsein

will er! und der ſchlichte, grüne Kranz iſt ein Symbol des Bewußtſeins."

„Und das genügt Dir wirklich vollkommen? nach keinem andern Glück verlangſt Du? kein heitrer Genuß des Errungenen würde Dich freuen?"

„O," ſprach Mario lachend, „was das Verlangen betrift, ſo verlange ich ein ganz foudroyantes Glück — wenigſtens! ſonſt aber nichts! nichts Halbes, nichts Mittelmäßiges, nichts Theilbares, ſondern eben — Alles. Und wie es dann mit dem Genuß beſchaffen ſein mag — das mögen die Götter wiſſen, die allein ſolch Glück verleihen können. Bis jezt war Streben mein Leben, und der Genuß des Erſtrebten war ein kurzer, roſenroth verträumter Schlaf, aus dem ich noch immer erwacht bin, begierig nach fernerem Leben."

„Und biſt Du glücklich mit dieſen Geſinnungen? ich meine, abgeſchloſſen in Dir, ſicher, ruhig, befriedigt?"

„Glücklich nenne ich nur den, welcher Spielraum findet, all ſeine Kräfte zu entwickeln und dadurch ſein Weſen zu höchſtmöglicher Vollendung zu bringen. Selten wird es dem Menſchen ſo gut, daß alle ſeine Knospenanlagen Blüten — noch ſeltener, daß ſie Früchte werden — es kommen zu viel Stürme! Wenn Du nur fertige Menſchen glücklich nennſt, ſo bin ich nicht glücklich, und werde es dann auch vielleicht nie werden. Mir ſcheint, wer in der Jugend abgeſchloſſen, iſt im Alter verdorrt, oft vor dem Alter — ein verſteinter, bemoos'ter Säulenheiliger. Ich mag keiner ſein. Ich will auf der Erde ſtehen und mit allen Sinnen ihrer Lieblichkeit mich freuen."

„Und Du denkſt ernſthaft daran, Dich zu verheirathen?"

„Zuweilen — für die Zukunft. Ich denke, es muß angenehmer sein, eine Sonne zu werden, um welche ein ganzes Planetensystem sich bewegt, als ein Planet zu bleiben, der die Familiensonne umkreis't. Der Fixstern gefällt mir zwar am Besten durch seine grandiose Unabhängigkeit; aber die unruhige, bewegliche Seele verträgt sich nicht mit der Fixstern-Natur."

„Doch gehört sie einigermaßen zur Ehe."

„Ich meine, die Ehe giebt sie."

„Wenn man die Fähigkeit dafür mitbringt."

„Diese zu entwickeln, werd' ich meiner künftigen Frau überlassen. Aber wann werd' ich die Bekanntschaft Deiner Braut machen?"

„Willst Du morgen mit mir hinaus?"

„Gern."

Sie ritten am andern Tage das heitre Elbufer gen Meißen hinab. Der Landsitz von Fräulein Cunigundens Eltern lag auf halbem Wege dorthin. Mario foderte seinen Freund auf, ihm eine Beschreibung der Geliebten zu machen.

„Sie würde parteiisch ausfallen," entgegnete Feldern; „Cunigunde ist nicht eigentlich schön, wenigstens glaub' ich, daß ihre Schwestern schöner sind...." —

„Diable! sie hat Schwestern? warum sagtest Du mir das nicht früher? Du mußt wissen, ich hüte mich sehr, in ein Haus eingeführt zu werden, wo unverheirathete Töchter sind. Man steht oft mit dem linken Fuß noch auf der Schwelle und soll schon mit dem rechten vor den Altar treten."

„Cunigundens Schwestern sind allerliebst."

„Und sie selbst?"

„Allerliebst wäre keine Bezeichnung für sie."

Es wird eine häßliche, verſtändige, grundgute Perſon ſein — dachte Mario, und wandte das Geſpräch. Bald war das Ziel erreicht. Durch ein Gitterthor, an dem zwei prächtige Linden Wache hielten, ritten ſie in einen zierlichen, gartenmäßigen Hof, vor das nette Landhaus, unter deſſen um einige Stufen erhöhter Vorhalle Damen arbeitend ſaßen. Feldern ward freundlich empfangen, und ſtellte der Frau von Stein und ihren beiden jüngſten Töchtern Graf Mengen vor. Dann fragte er nach Cunigunden. Sie war mit dem Vater in den Weinberg geſtiegen, um zu ſehen, ob die Trauben noch nicht reifen wollten — was ſeine einzige, aber ihm durchaus genügende Beſchäftigung war. Eben als Feldern ſie aufſuchen wollte, kam ſie mit dem Vater zurück. Mario ſtand verſteinert bei ihrer Erſcheinung. Iſt Feldern toll geworden, dachte er, oder will er mich necken! dieſe Perſon ſoll nicht ſchön ſein? nicht einmal ſo ſchön, wie die beiden kleinen albernen Schweſtern? er iſt blind — er iſt raſend! — Feldern näherte ſich äußerſt zärtlich der Braut; aber — war es die Gegenwart des Fremden oder lag es überhaupt in ihrer Weiſe — ſie empfing ihn kühl. Sie machte eine ſo graziös ausweichende Bewegung, daß es ihm nicht möglich war, ſie zu umarmen, und als ſie Hand in Hand neben ihm ſtand, da ſah ſie ihn zwar recht freundlich an, aber, o weh! ſie ſah auf ihn herab, ſie war größer als er — vielleicht nur einen halben Zoll, jedoch größer! — Nun, das wird nimmermehr gehen, dachte Mario.

Frau von Stein ſprach geſcheut, und das iſt immer angenehm; Herr von Stein nur, wenn er gefragt wurde, und das iſt bei bornirten Leuten auch angenehm; Cunigunde faſt *gar* nicht; ihre Schweſtern plapperten ſo viel wie möglich.

Die Converſation ſtockte nie. Dennoch ward es Mengen nicht behaglich, und er verſtand es doch ſonſt ſo gut, in jedem Kreiſe heimiſch zu werden! Eine verſtimmte Saite verdirbt das ganze Concert für ein feines Ohr. Cunigunde war dieſe verſtimmte Saite. Ihre Befangenheit, ihre Zerſtreutheit wirkte anſteckend auf ihn, den einzigen Unbefangenen des Zirkels. Die Uebrigen mußten wol daran gewöhnt ſein. Aber wie konnte der Verlobte es ſein! Wenn das Mädchen meine Braut und immer ſo zerſtreut bei mir wäre, dachte Mario, ſo würd' ich um alle Schätze der Welt nicht ſie heirathen. Wäre er ſo verliebt wie Feldern geweſen, er würde ſie doch geheirathet haben!

Cunigunde trug einen großen runden Strohhut, deſſen breiter Rand Geſicht, Schultern und Nacken faſt ganz verſchattete. Feldern bat ſie, den Hut abzunehmen.

„Die Sonne!" ſagte ſie ablehnend. Da aber die Vorhalle gegen Oſten lag, ſo fiel kein Sonnenſtral hinein, und ſie ſetzte hinzu: „Die Mücken!"

„Wie unfreundlich!" ſagte Frau von Stein halblaut.

Cunigunde nahm ſchweigend ihren Hut ab. Sie hatte wunderſchönes dunkelbraunes Haar, das ſich in ſchweren Zöpfen um ihre Schläfen legte und ſich dann im Nacken zu einem griechiſchen Knoten verband. Feldern nahm eine Weinrebe, die ihren Hut wie ein Kranz umſchlang, und drückte ſie auf ihr Haar. Sie ſah aus wie Ariadne — aber ohne Verzweiflung über den treuloſen Theſeus, und ohne Triumph über die Liebe des Bacchus. Sie freute ſich nicht darüber, daß der Bräutigam ſie reizend fand, ſie duldete es; und nur es dulden heißt: es erdulden. Heißes Roth überflog momentan ihr feines, edles Antlitz und ſie warf einen dunkeln

melancholiſchen Blick auf Feldern. Später, als ſie und ihr Schmuck unbemerkt waren, machte ſie eine raſche Wendung des Kopfs, wodurch die locker hängende Rebe herab fiel. Feldern konnte ſich keines Lächelns, keiner Aufmerkſamkeit von ihrer Seite erfreuen, aber Mengen konnte es noch weniger. Nicht nur, daß ſie nicht ſprach — ſie ſah auch Niemand an. Manche Menſchen brauchen gar nicht zu reden, nur zu blicken, und man wähnt eine tiefſinnige Muſik zu hören, ein Gemälde des innerſten Weſens ſich aufrollen zu ſehen — ſolche Magie hat das Auge. Menſchen, die reden, ohne aufzublicken, müſſen ein hinreißendes Organ oder einen außerordentlichen geiſtigen Reichthum haben, wenn ihre Rede jenen Eindruck machen ſoll. Ein unſichtbar Sprechender überzeugt nur halb, und reißt nie hin. Das Antlitz iſt wahrer als die Worte. Worte lügen ſo oft; eine Miene, ein Lächeln, ein Zucken der Augenwimper oder der Lippe ſagen oft das Gegentheil von dem, was das Wort ſagt, und offenbaren dadurch die eigentliche Meinung. Das Wort iſt ein kluger, berechneter, feiner Zögling des Geiſtes; aber der Ausdruck der Bewegung, das Mienenſpiel, iſt ein Kind der Seele, und die Seele durchſchimmert es, wie der Körper ein Muſſelinkleid durchſchimmert. Cunigunde mogte die Abſicht haben, ihre Seele zu verhüllen; dies Spiel gelingt zuweilen denen gegenüber, welchen daran liegt, daß es gelinge; wer aber nicht dabei betheiligt iſt, erkennt das Spiel. Sie ſah Niemand an — man hätte glauben dürfen, daß ſie in ſich ſelbſt verſunken ſei; allein ſie hob doch bisweilen ihr Auge und dann war es leicht zu erkennen, daß ſie in die Zukunft verſunken war, ſolch ein heißer Durſt lag in dieſem Auge. Aber nicht nach Liebe, nicht nach Glück! nichts Sehnſuchtsvolles, nichts Träumeriſches! Ein Schiffer,

der das Land erreichen mögte, und den die Brandung nicht landen läßt, mag dieſen Ausdruck haben.

Es wurde Muſik gemacht und mit gutem Geſchmack ſolche, welche ſich für einen häuslichen Kreis ſchickt. Cunigundens Schweſtern ſangen zweiſtimmig, mit jungen friſchen Stimmen heitre und launige Volkslieder und neckten Cunigunde mit ihrer Abneigung gegen mehrſtimmigen Geſang. Sie ſei ſo einſiedleriſch, ſagte die Eine; und die Andere: ſie möge nicht Takt halten mit einem Zweiten.

„Ich kann es nicht," ſagte Cunigunde, „ich würd' es ja gern thun."

„Nun, ſo ſingen Sie allein" — bat Feldern, und ſie ſang mit einer ſchönen, aber eiskalten Stimme und ohne Leben im Vortrag, ſo viel und was er wünſchte. Beim Abſchied entließ ſie ihn gerade ſo, wie ſie ihn empfangen hatte. Kein inniger Blick, geſchweige ein inniges Wort, war zwiſchen ihnen gewechſelt.

Kaum ſaßen die Freunde zu Pferde, als Mario ausbrach:

„Du hatteſt ganz Recht: allerliebſt iſt keine Bezeichnung für Deine Braut! ſie iſt ja wirklich bildſchön, ohne alle figürliche Redensart! ich meine, ſchön wie ein Bild."

„Ich glaubte, die Schweſtern würden Dir beſſer gefallen."

„Beſter! ich verbitte mir dieſe Beleidigung meines Geſchmacks. Zwei weiße ſchnatternde Gänschen und ein Schwan! Wann wirſt Du Dich verheirathen?"

„Im November, denk' ich."

„Das iſt ein Monat, in welchem ich regelmäßig das Leben im Norden verwünſche. Du thuſt ſehr Recht, ihn Dir zum

Rosenmonat umzuwandeln! — Aber sie ist äußerst schweigsam — Deine Braut."

„Ihre Art so!"

„Gott, was sind die Frauen schön, wenn sie schön sind."

„Du bist ja ganz in Ekstase" — sagte Feldern mißtrauisch.

„Wie kann Dich das befremden, Dich, der Du vier Jahr lang unter ihrem Zauber stehst und sogar die Qual der langen Sehnsucht ertragen kannst."

„Was mir gewiß ist, nur in die Ferne geschoben, macht mir keine Qual."

„Und warteſt Du nicht? erzeugt Erwartung nicht Ungeduld, und nennst Du Ungeduld nicht Qual? O laß das nicht Fräulein Cunigunde hören, sie würde nicht mit Deiner stoischen Kälte zufrieden sein."

„Jeder muß am Besten wissen, wie er mit der Geliebten umzugehen hat" — sagte Feldern übellaunig.

Er sollte es wenigstens — schwebte schon auf Marios Lippen; aber er hielt die kränkende Bemerkung zurück und sagte: „Schade, daß die Eisenbahn noch nicht fertig — Du würdest dann manche schöne Stunde mehr genießen können. Es ist doch hübsch, daß die Liebe, auf die von den administrativen und industriellen Köpfen keine andere Rücksicht genommen wird als die, welche die Propagation des Menschengeschlechts betrift, auch von Dampfmaschinen und Eisenbahnen ihren Vortheil zieht. Es giebt keine Pyrenäen mehr, sagte Ludwig XIV. großsprecherisch, und log obenein bis auf diese Stunde, wo die Pyrenäen sich dadurch sehr bemerklich machen, daß sie Frankreichs Influenza nur theilweise nach Spanien hineinschlüpfen lassen. Aber wir können mit voller Wahrheit

ſagen: für Liebende giebt es keine Trennung mehr. In vier Wochen bin ich mit dem Dampfſchiff, vom Rhein ausgehend, auf der andern Hemiſphäre. Wie Untreue und Pflichtvergeſſenheit vorfallen ſollten, iſt gar nicht zu begreifen, denn in jedem Moment muß man gewärtig ſein, von einem lieben Beſuch überraſcht zu werden, und wenn man ſeiner Liebſten nur keine Zeit läßt zum Vergeſſen: ſo wird man es auch nicht. Es iſt bewundernswürdig, welchen guten Einfluß die Dampfmaſchinen auf die Moralität haben. Und dann wagen verſtockte Finſterlinge zu behaupten: deren Verfall und der Fortſchritt der Induſtrie gehen Hand in Hand."

Feldern antwortete einſylbig. Er foderte nie mehr in Zukunft Mario auf, ihn zu ſeiner Braut zu begleiten, und da er es nicht that, ſo ſprach auch Mario den Wunſch nicht aus. Wirklich intereſſirte ihn Cunigunde nicht genug, um ihn zu veranlaſſen, Felderns Eiferſucht zu reizen. Und Feldern war allerdings eiferſüchtig, nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand, ſondern im Allgemeinen, weil er, trotz des vierjährigen Brautſtandes, ſo unbekannt in dem Herzen ſeiner Braut war, wie die Alten im Ozean. Manche beſchränkte und ſelbſtzufriedene Leute macht ſolche Unbekanntſchaft erſt recht ruhig. Sie denken: da exiſtirt nichts weiter, als was ſie ſehen und verſtehen. Andre aber, die weniger beſchränkt und ſelbſtzufrieden ſind, macht es unruhig, weil ſie fühlen, daß ihr Auge und ihr Verſtand nicht ausreicht, daß da viel vorgehen mag, was ſie nicht ergründen können, und daß es doch eigentlich eine große Demüthigung iſt, ein geliebtes Weſen nicht zu verſtehen. Das giebt der Liebe ihre Göttlichkeit, daß ſie, wie Gott, das Verſtändniß der Seelen hat. Der Verſtand zweifelt, die Forſchung grübelt, die Vernunft prüft

— die Liebe weiß. Aber das ängſtigende, loſe, unzuſammenhängende, verliebte Weſen, das die Leute Liebe nennen, kann freilich nicht viel wiſſen. Das räth ſo herum, auf gut Glück, auf Gerathewol, irret, trift, trift aber nie den Mittelpunkt des Seins, nie den Moment, wo die Knospe der Aloe aufſpringt, welche alle hundert Jahr nur Einmal blüht. Iſt ein Mährchen! iſt eine Fabel! ſprechen die Klugen; die Naturforſcher wiſſen nichts von ſolcher Aloe! — Aber die Dichter wiſſen von ihr, meine Herren und Damen; wer hat nun Recht? Die Dichter ſind ein uraltes, myſtiſches Volk, das ganz andre Dinge geſchaffen hat, als eine Aloe, die nur alle hundert Jahre Einmal blüht. Bei den chaldäiſchen Schäfern iſt's in die Schule gegangen, und die Prieſter von Memphis und von Dodona ſind ſeine Zöglinge geweſen. Schlagt nach den Homer! die Götter hat er geſchaffen. Was wüßte man denn von dem ganzen Olymp, wenn der alte Homer ihn nicht ſo genau beſchrieben? Schlagt nach den Moſes. Die ganze Welt hat er geſchaffen. Die weiſeſten Hypotheſen ſpäterer Jahrhunderte taugen nur dann etwas, wenn ſie mit ſeiner übermenſchlichen und doch ſo ganz menſchlichen Poeſie übereinſtimmen. Was die Geſchichts- und Naturforſcher auch entdeckt haben mögen — Homer und Moſes ſind noch nie dabei zu kurz gekommen. Verlaßt euch auf die Dichter, meine lieben Menſchen, ſelbſt wenn ſie euch von der fabelhaften Aloe erzählen, die nur alle hundert Jahr Einmal blüht. In der dürren, heißen Wüſte des Lebens, wo die Bäche verſiegt ſind und die Bäume verſandet, wo kein Lüftchen weht und kein Vogel ſingt, unter dem brennenden Aequator des Herzens — da ſteht ſie doch und blüht allen Naturforſchern zum Trotz — aber freilich — nur alle hundert Jahr Einmal. Wer kann

aber wissen, ob die hundert Jahr nicht gerade um sind, wenn er vor sie hin tritt?

Wenn Jemand mein Büchlein ungeduldig fortwirft, so kann ich es ihm kaum verargen. Er hat sich darauf präparirt, eine kleine Geschichte zu lesen, und ich erzähle ihm Mährchen! Er verlangt, daß ich ihn — nicht, daß ich mich selbst amüsire. Es ist recht schwer, Autor- und Leserkopf unter einen Hut zu bringen.

Die Zeit vergeht mit derselben Schnelligkeit, wenn man in beständigem Wechsel und in ruhigster Einförmigkeit lebt. Wieder ein Tag vorbei! spricht der, welcher zwölf Stunden friedlich bei seiner Arbeit verbracht hat, und der, welcher die Sehenswürdigkeiten eines fremden Ortes wie ein Irrwisch durchrannt ist. Dann gehen Beide zu Bett: der Ruhige dankt Gott für seinen Frieden, und bittet ihn um ein wenig amüsante Abwechselung; der Unruhige dankt ihm für seine amüsanten Drangsale und bittet ihn um ein wenig Erholung. Zuweilen denkt auch Keiner an Dank und Bitte, und dieser streckt nur ermüdet seine Füße aus, und Jener eben so ermüdet seine Arme. Es ist erstaunlich, wie im Grunde die Menschenschicksale sich gleichen.

„Wieder ein Sommer dahin!" sagte Faustine, als sie mit Anblau Ende Oktober bei kurzen Tagen und nebeligem Wetter in Mainz, auf der Heimkehr begriffen, eintraf. „Wie soll ich es prästiren, die ganze Welt zu sehen? bald reicht das Geld nicht aus, bald die Zeit nicht! heut wollen die Verhältnisse es nicht dulden, und morgen giebt's Umstände, die es unmöglich machen. Am liebsten schnürte ich mein Bündelchen, zöge Männerkleider an, und streifte umher. Es sieht nur etwas vagabondenmäßig aus, ich könnte in keinen Salon gelangen

und eine Gräfin Obernau, der die Salons verſchloſſen ſind, iſt eine verlorne Perſon. Dafür zu gelten, kann ich mich nicht entſchließen, und ſo muß ich mir denn den Hauptſpaß des Lebens verſagen."

„Du biſt im Mittelpunkt Deines Lebens ſo feſt, Ini; wie können die Radien, welche davon auslaufen, in ſolcher ewig zitternden Bewegung ſein? Wäre meine Seele nicht der Deinen gewiß, ſo würdeſt Du mir große Sorge machen."

„Iſt unnütz!" ſagte ſie; „mein Herz iſt feſt; darauf kannſt Du Felſen bauen. Giebt es etwas Zuverläſſigeres in der Natur, als die Magnetnadel? nun, ſie zittert immer hin und her, und weiſ't doch unverrückt gen Norden. Nur in der Polnähe weicht ſie ab. Dahin komme ich aber nicht. Ich bleibe im Tropenklima. Wollen wir nicht in den Dom gehen? Es regnet nur ein ganz klein Bischen."

„Du biſt eine unermüdliche Kirchengängerin! wir haben gewiß über hundert Kirchen in dieſen drei Monaten beſehen, und wie wenige darunter gefunden, die in reiner Vollkommenheit den Gedanken des Baumeiſters auf die Nachwelt gebracht. Zerſtört, geflickt, überpinſelt, ausgebaut, angebaut, ruinirt, durch barbariſche Vernachläſſigung und barbariſche Geſchmackloſigkeit, ſtanden ſie da, wie wunderſchöne Menſchen mit Kröpfen am Halſe und Warzen auf der Naſe."

„Leider wahr! aber mein Auge iſt ein geſchickter Operateur und trennt die Auswüchſe vom Körper. Und dann iſt dieſe Stadt mit ihrem Dom noch eine von den alten *entſtandenen*, keine moderne *gemachte*, die plötzlich aufſchießt, weil der Monarch eine hübſche Avenue zu ſeinem Schloß haben will, oder weil die Leute reich werden wollen, und darum Häuſer auf Actien bauen. Wie ich ſie haſſe, dieſe charakter-

loſen, flachen, öden Häuſer mit ihren hundert tauſend blanken Fenſtern! Kann da Häuslichkeit drin gedeihen, kann da Treue drin wohnen? Wenn ein Wagen vorbeifährt, zittern Thür und Fenſter; wenn der Wind weht, bebt das ganze feige Ding, als bäte es ihn unterthänigſt um Verzeihung, daß es wagt noch auf den Füßen zu ſtehen! O ihr lieben, ſtillen, alten Häuſer, die ihr beſcheiden mit der ſchmalſten Seite auf der Gaſſe ſteht, um eure Nachbarn nicht zu beeinträchtigen, um euch nicht in die Breite zu verflachen, wie gut bin ich euch! hinter euren ſtarken Mauern und ſparſamen, aber weiten Fenſtern, in eurer verſchwiegenen Tiefe, in euren traulichen, geräumigen, gewölbten Zimmern, da iſt's doch noch möglich, Gedanken zu haben, welche ſich auf Häuslichkeit beziehen. Wär' ich ein Mann, ſo holte ich mir nur aus ſolchem Hauſe eine Frau. Mädchen, in einem modernen Hauſe erzogen, ſind es für fremde Augen! alle Welt guckt da hinein und fragt neugierig: was thuſt du? was treibſt du? Die Sonne ſcheint in all' die Fenſter wie in einen Glaskaſten hinein, wo die Blumen vor der Zeit blühen müſſen, und für die Mädchen iſt Schatten gut, ſtiller, kühler, grüner Schatten — da bleiben ſie friſch, friſch von Wangen, friſch von Seele. Es exiſtiren aber gar keine Mirakelmädchen mit friſchen, apfelblütnen Wangen mehr! ſie müſſen ſo viel lernen, ſo viel ſchöne Künſte treiben — das fatiguirt, und glaub' mir, es hängt Alles mit den modernen Häuſern zuſammen. Wär' ich ein Mann, ich ſchlenderte durch die alterthümlichen Gaſſen, und ſchaute rechts und ſchaute links. Da auf einmal, in jenem dunkeln Hauſe, wo über der gewölbten Thür drei Eicheln ausgehauen ſind, im Erdgeſchoß, am offnen Fenſter, das mit Gitterſtäben geſchützt iſt, die aber ſo weit geſchweift

ſind, daß die Katze in dem Ausbug Raum hat, und der große Blumentopf, aus welchem ſich die Kapuzinerkreſſe emporrankt — verſtehſt Du, luſtige Kapuzinerkreſſe, kein ſentimentaler Epheu — da ſitzt ein herziges Mädchen und arbeitet fleißig. Sie arbeitet nicht haſtig, nicht gebückt wie eine Magd, wie um's liebe Brot — ſondern aus anmuthiger Gewohnheit an Beſchäftigung. Gute Gedanken ſteigen mit der Nadel hinauf und herab, vom Kopf zum Herzchen, und die ſchelmiſchen Lippen ſummen ein Lied. Das Haar hängt ihr leicht und loſe, wie Gott will, an den Wangen herab, die Augen — wenn ſie ſie aufſchlägt — blicken ernſt und verweiſen gleichſam dem Munde ſeinen Muthwillen — das Mädchen müßte meine Liebſte werden! Alle Tage ginge ich zweimal vorüber, einmal am Morgen, einmal am Abend; grüßen thäte ich nicht, das wäre befremdlich; aber ohne Gruß würden wir nach und nach ganz bekannt. Dann legte ich mir einmal Morgens den Zwang auf, nicht vorbeizugehn, damit Abends ihre Augen fragten: aber wo warſt du denn heute früh? — O Anaſtas, komm, wir wollen das Haus ſuchen und das Mädchen. Heirathen kann ich es zwar nicht...." —

„Aber ich kann es" — ſagte Andlau neckend.

„Eben ſo wenig!" rief Fauſtine, und warf muthwillig und ſtolz den ſchönen Kopf zurück, als brauche ſie ſich nicht einmal die Mühe zu geben, ihn anzuſehen, um ihn zu feſſeln.

„Und welchen Erſatz willſt Du denn dem armen Mädchen dafür bieten, daß es nicht geheirathet wird?"

„Ich will es malen."

„Brav! das wird ein hübſches Bildchen werden," ſagte Andlau, und machte trotz Nebel und Wind einen Spaziergang mit ihr. Er freute ſich ihres ſchönen Talents — nicht blos

weil es ihm Wonne war sie zu bewundern — sondern weil er es betrachtete als einen Canal, in welchen der übervolle Strom ihres Wesens wolthätig, ohne die Ufer zu zerstören, sich ergoß. Ihren Phantasien lieh er immer Gehör. Ihren Gedankensprüngen setzte oft sein Urtheil, seine Meinung, Schranken; niemals seine Laune. Darum war Faustine außerordentlich durch seinen Umgang verwöhnt; sie fand jeden andern langweilig und steril, wo sie nicht dieser Theilnahme, dieser Ermunterung, diesem Verständniß begegnete. Er hatte sie daran gewöhnt, sich rücksichtlos, absichtlos, in unbefangener keuscher Freiheit vor ihm zu offenbaren; darum wurde es ihr schwer, in die zurückhaltenden, abwehrenden Formen der Gesellschaft sich zu fügen, und sie that es auch nur innerhalb selbstgewählter Grenzen, die angeborner Takt und kein Herkommen ihr bestimmten; aber eben deshalb fühlte sie sich nur bei Andlau glücklich. „Mon aller n'est pas naturel, s'il n'est à pleines voiles, sprech' ich mit Montaigne" — sagte sie — „wenn ich in der kleinen Nußschale oberflächlicher Gespräche und nichtsbedeutenden Verkehrs balanciren muß, so legt sich dieses Unbehagen gleich einer eisernen Schlafmütze auf meine Stirn, und lieber rede ich in dreimal vierundzwanzig Stunden keine Sylbe, als in einer Stunde unaufhörlich von den Fliegen, die brummen, und den Mücken, die stechen." Andlaus Liebe war ihr die Frühlingsluft, in welcher sie, wie die Lerche, ihre Flügel ausbreitete, sich hob, und steigend und singend hängen blieb.

In Frankfurt fand Andlau einen Brief vor, der ihm den Tod seiner Mutter meldete, und den Wunsch seiner beiden Brüder, ihn bei der Regulirung der Geschäfte zu sehen. „Sie brauchen mich," sagte Andlau; „sie wollen einen Zeugen

haben, daß Keiner von ihnen mit dem Piſtol in der Hand dem Andern einen Napoleon mehr, als ihm zukommt, abgefodert hat."

„Du willſt in den Elſaß?" fragte Fauſtine ungläubig; „willſt mich verlaſſen; Anaſtas, thu' es nicht! Ich in Dresden, Du jenſeit des Rheins — das liegt zu weit auseinander!" Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und ſchmiegte ſich an ihn, ängſtlich und feſt wie ein junger Vogel unter den Flügel der Mutter. Sie hatte die großen diamantenen Augen einer Gazelle, und mit dieſen Augen ſah ſie ihn ſo zärtlich und traurig an, daß er ſie mit ſeinen Küſſen ſchloß, denn er fühlte, wie ſein Herz an dieſen Stralen zerſchmolz.

„Ich kann meinen Brüdern nützlich ſein," ſagte er, „vielleicht dazu beitragen, daß Alles in Liebe und Güte abgethan wird. Meine Mutter mag ihren Liebling, meinen jüngſten Bruder, bevorzugt haben, und ich fürchte ſehr, Aloys wird es ſich nicht wollen gefallen laſſen. Jeder handelt für ſeine Familie, jeder behauptet, das Recht ſeiner unmündigen Kinder vertreten zu müſſen...." —

„Himmel!" unterbrach ihn Fauſtine, „wie haſſe ich all' dieſe Verhältniſſe, welche unter der Firma: Familie! den Menſchen in gefühlempörende Zuſtände bringen. Kaum hat ein Weſen die Augen zugethan, welches für uns das ehrwürdigſte unter der Sonne war, ſo ſtürzen wir heißhungrig über den Nachlaß her, und zanken uns im Angeſichte der geliebten Leiche um die klägliche Erbſchaft. Alle Andacht und Trauer geht unter in Berechnungen und Auseinanderſetzungen. Und dann heißt es: meinetwegen führe ich nicht dieſen Prozeß und werfe ich nicht dies Teſtament um, aber meine Kinder! — Muß man denn ſeiner Kinder wegen Skandal treiben, ſo gehe

man doch lieber auf die Landſtraße und plündere den erſten beſten engliſchen Reiſewagen aus, als mit dem Bruder um drei Batzen zu hadern."

„Liebe Ini, ich will ja verſuchen, ob ich meine Brüder daran verhindern kann."

„Ja, das ſchmerzt mich eben, Anaſtas! Wenn ſie Dich ruhig an das Grab Deiner Mutter treten ließen, wenn Ihr Euch an dieſem Grabe freundlich und ernſt die Hände drücken wolltet, ſo ſpräche ich zuerſt: gehe hin! — aber um zu verhindern, daß ſie ſich bei dieſer unglückſeligen Erbſchaft todtſchlagen oder beſtehlen, dazu biſt Du viel zu gut! dazu iſt die Polizei da, ich meine die Juriſten, die Grenzwächter auf dem Mein- und Dein-Gebiete, die Flurſchützen, welche aufpaſſen, daß keiner eine Traube vom Weinberg naſche — aber ſie ſelbſt dürfen naſchen für ihre Mühe."

Doch was Fauſtine auch vorbringen mogte, Andlau blieb bei ſeinem Entſchluß.

„Einige Wochen vergehen ſchnell; das haſt Du ja im Laufe des Sommers erfahren," ſprach er; „und welche Freude, wenn wir uns nach der Trennung wiederhaben!"

„Weil ich es bereits erfahren habe," entgegnete Fauſtine weinend, „ſo bin ich ja mit dieſer Erfahrung gleichſam abgefunden; ich brauche ſie nicht mehr. Und wie kannſt Du wiſſen, ob nach einigen Wochen Alles abgethan ſein wird! Nimm mich wenigſtens mit, als Dein Page verkleidet etwa."

„Ich werde Dich erſt nach Dresden bringen," ſagte Andlau, ohne den letzten Vorſchlag ſonderlich zu beachten, „und dann zurückreiſen."

„Du biſt ein eiskalter Menſch!" rief ſie und warf unwillig ſeine Hand aus der ihren.

„Das kann wol sein," entgegnete er sanft.

„Und ich sehe durchaus nicht ein, warum ich Dich liebe."

„Das hab' ich nie eingesehen, und es Dir auch oftmals gesagt."

„Aber da ich Dich nun einmal liebe — rief sie, wieder mit süßer, schmeichlerischer Stimme — so schmerzt mich tödtlich die lange, dumpfe Trennung! Dich nicht?"

„Faustine, Du kennst mich, Du weißt, daß mein Leben in Dir ist, daß Du nicht blos mein Glück, nicht blos meine Liebe, nein! mein Glaube und meine Hofnung bist, daß Deine Krystallseele mich gleichgültig gemacht hat gegen alle staubigen, buntgefärbten, flitterhaften Erscheinungen, daß neben Dir nichts, unter Dir eine Welt steht, daß ich von der Ewigkeit nichts wünsche, als Dich, weil ich in der Ewigkeit nur Dich, den schönsten Gottesgedanken, sehe; — das weißt Du, und fragst, als ob Du nichts wüßtest! Mache mir nicht das Herz schwer, und glaube nur, ich vermisse Dich durch die Trennung weit mehr, als Du mich. Du setzest Dich an Deine Staffelei und malst und erschaffst, und vergißt bei Deinen Schöpfungen alle Schmerzen, vielleicht alles Glück. Die Phantasie pflanzt goldene Stäbe rings um Dich her, und Deine Trauer rankt sich an ihnen empor, und Du stehst schnell in einer duftenden, blühenden Laube, die Du selbst gezogen hast. Der Mensch deutet die Dinge, wie er sie versteht, nach seinen Fähigkeiten; Du bist so reich, daß Dir die Welt ein Golkonda ist. Ein vorübergehendes Leid wird für Dich ein Brunnen tiefer Freuden werden — das solltest Du doch wissen!"

„Ja," sagte sie, „ich mag aber doch kein Leid! mag nicht aus dem tiefen Brunnen mühsam das helle, reine Freudenwasser emporziehen! Ich thue es nur, wenn ich eben muß,

weil ich meine, es sei doch besser, als die Arme schlaff herabhängen zu lassen; aber lieb hab' ich solche Arbeit nicht."

„Hernach, Engel, ruhst Du doppelt süß bei mir."

„Aber einstweilen trägt mich Niemand auf Händen .... muß ich ganz allein auf der harten Erde stehen...." —

„Wünschest Du einen Stellvertreter?"

„Nein."

„Sonst könntest Du ja Clemens Walldorf kommen lassen," sagte Andlau lächelnd, „der, nach Allem, was Du mir von ihm erzählt hast, überglücklich sein würde, Dich auf Händen tragen zu dürfen."

„O ja," erwiderte Faustine gelassen, „das glaub' ich recht gern! ich habe nur nicht die heilige Zuversicht, daß wir nicht Beide der Sache überdrüssig werden könnten. Ich würde fürchten, er ließe mich fallen oder ich sprünge herunter."

„Aber bei mir hast Du es nie gefürchtet?"

„Nie!" sagte sie sorglos.

Ein solches „nie" — ist die größte Ehre, welche eine Frau einem Mann erzeigen kann.

Andlau hatte so oft schon Aehnliches von ihr gehört und gesehen, daß er nicht überrascht davon sein konnte; allein hingerissen und bezaubert war er immer von Neuem durch die anmuthige Nachlässigkeit, die gedankenlose Grazie, mit der sie stets das zu treffen wußte, was sie instinktmäßig als das Schönste erkannte.

„So lange ich noch bei Dir bin, will ich mein schönes Vorrecht nicht blos figürlich gebrauchen" — sagte er, hob Faustine empor, und hielt sie in beiden Armen an seine Brust gedrückt; — „Sonnenstral, Rosenduft, meine Ini, bist Du für mich Weib geworden? wirst Du mir nicht verschweben in

den beweglichen, unfaßbaren Elementen, woraus Du durch ein Wunder geſchaffen biſt, wie die Venus aus dem Schaum des Meeres? oder haſt Du ſelbſt das Wunder gethan, und wie eine Fee Dich ſichtbar in der Welt gemacht?"

Fauſtine lag graziös auf ſeinen Armen, ihr Haar hing aufgelöſ't herab, ihre Augen waren halb geſchloſſen, nach ihrer Art. Wenn es nichts zu ſehen gab, ſparte ſie ſich gern die Mühe ſie zu öfnen, und blickte nach innen. Sie ſprach:

„Rede nur weiter, es klingt gar lieblich! ich freue mich, wenn Du einmal mit meinen Worten ſprichſt und aus Deiner kühlen Weiſe heraustrittſt."

„Aber ich verweichliche Dich zu ſehr!" ſagte er, wie ſich beſinnend, und ſtellte ſie auf den Fußboden zurück und küßte ihr lockiges Haar, als ſei es der Schleier einer Heiligen. Er trieb Abgötterei mit ſeinem lieblichen Idol.

Seiner Abſicht treu, um ihr die Langweiligkeit der einſamen, herbſtlich trüben Fahrt zu ſparen, brachte er ſie nach Dresden, und Fauſtine, die, wenn ſie glücklich war, wol in die Ewigkeit hinüber ſah, jedoch nicht über das irdiſche Heute hinweg — dachte nicht daran, daß am erreichten Ziel der Abſchied ihr bevorſtehe, und war während der Reiſe ſo liebenswürdig, daß Andlau ſelbſt zu glauben anfing: er bringe den Wünſchen ſeiner Brüder ein unermeßliches Opfer. Manche Menſchen werden immer liebenswürdiger, je mehr Augen ſich auf ſie richten; nicht aus Eitelkeit, ſondern weil ihnen der allgemeine Beifall Zuverſicht giebt und ſie anregt. Andere ſind am liebenswürdigſten einer einzigen Perſon gegenüber, wenn dieſe ihrer Eigenthümlichkeit zuſagt; viel Augen, viel Fragen, viel Einwürfe ſtören ſie. Es kommt dabei ſehr auf die jedesmaligen Gaben an, ſogar auf phyſiſche. Wer witzig

iſt, wer ſchlagende Antworten giebt, wer eine elegante Form des Ausdrucks, ja gar ein woltönendes Organ beſitzt, fühlt ſich behaglich in dem größeren Zirkel. Wo Ernſt und Sinnigkeit vorherrſchen, wo die Rede nicht ſchimmert, wo der Ton der Stimme leiſe iſt, da ſind weniger Zuhörer willkommen. Fauſtine, wie faſt alle einſam, d. h. ohne großen Familienkreis, lebenden Perſonen, hatte eine leiſe Stimme. Wo eine bedeutende Schaar von Geſchwiſtern iſt, mit denen man doch auf gleichem Fuß ſtehen — oder von Kindern, denen man befehlen muß — da wird die Stimme von ſelbſt laut und tönend; ſie ſoll gehört werden und bisweilen dominiren; aus dem Hauſe bringt man dieſe Gewohnheit in die Geſellſchaft hinüber. Wer allein lebt, ohne Kinder, ohne Hausweſen, nur mit einem oder zwei Menſchen in vertrautem Umgang, der iſt nicht im Stande, in einem übervollen Salon zu ſprechen, es müßte denn ſein, daß Alles ſchwiege, wenn er redete. Fauſtine hatte eine leiſe Stimme, die immer leiſer wurde, je inniger und eindringlicher ſie ſprach. Es ward zuletzt wie ein Klingen der Seele, aber ganz verſtändlich, ſo wie man die Aeolsharfe und das Murmeln des Baches ganz genau verſteht. Daher ſprach ſie in der Geſellſchaft nur mit ihren Nachbarn rechts und links, ſie machte kein allgemeines Aufſehen, aber der jeweilige Nachbar war captivirt, wenn ſie ſprach, — was auch nicht immer geſchah. Den Wecker an der Uhr ſtellt man auf eine beſtimmte Stunde: dann ſchnurrt er ſein Stückchen ab; der Menſch iſt keine Sprechmaſchine, die ihr gegebenes Thema abhaspelt. Von innen muß er angeregt werden, nicht von außen, wenn er etwas Geſcheutes hervorbringen ſoll. In Fauſtinen war Alles vereinigt, um ſie Andlau gegenüber am liebenswürdigſten zu machen; ein

Hauptgrund aber war der, daß er sie liebte. Es ist die schwierigste Aufgabe für eine Frau, auf die Dauer und durch lange Jahre hindurch, liebenswürdig wie keine Andre für den Mann zu bleiben, mit dem sie verbunden ist. Die entnervende Gewohnheit weht über ihn hin, wie feuchte Luft über eine Harfe, und die Saiten erschlaffen. Ihre Liebe reicht nicht aus. Aber die Sache wird ihr sehr leicht gemacht, sobald er sie liebt; und dies seltene Glück hatte Faustine.

Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft in Dresden fuhr Andlau seiner Heimat zu. Beim Abschied sprach er zu Faustinen, nachdem er alle Ausdrücke der Liebe und Zärtlichkeit erschöpft hatte:

„Nun zum Schluß das Wichtigste: Ini, vergiß mich nicht."

„Das ist ein abgebrauchter Scherz, Anastas!"

„Kein Scherz, Ini! Du weißt ja noch gar nicht, was Du Alles vergessen kannst."

„O Alles, Herz, Alles, nur aber Dich nicht!" sie umfaßte ihn mit stürmischem Schmerz, und als er gegangen, und die Thür hinter ihm zugefallen war, da meinte sie, ihr Schutzgeist habe sie verlassen, da sank sie auf die Knie und rief:

„Er ist fort! er ist fort! o mein Gott, bleib du nur bei mir!"

Sie fühlte sich unaussprechlich einsam, obgleich ihre Freunde und Bekannte sie sogleich aufsuchten, sie einluden, auf jede Weise suchten sie zu zerstreuen.

„Andlau ist fort, ich langweile mich überall" — sagte sie ebenso aufrichtig als unverbindlich zu Frau von Eilau, mit der sie sehr liirt war.

„Eben darum werden Sie Sich nicht mehr bei mir langweilen, als hier in ihrer Einsamkeit;“ entgegnete diese liebreich. „Sie werden ganz hypochonder zwischen Ihren vier Wänden, unter Menschen müssen Sie Sich ein wenig Gewalt anthun, und Selbstüberwindung ist für uns Alle eine gute Schule.“

„Meinen Sie? nun, so will ich heute Abend zu Ihnen kommen — wenn ich es über mich gewinne. Es werden doch nicht viel Leute bei Ihnen sein?“

„Das weiß ich nicht! Da ich nie Jemand einlade, können eben so gut zwanzig Personen mich am Abend besuchen, als zwei. Aber seit wann sind Sie denn menschenscheu?“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Seit Andlau fort ist“ — sagte Faustine melancholisch. Sie hatte keinen andern Gedanken.

Mitten im Salon der Frau von Eilau stand ein großer runder Tisch und Fauteuils rings umher, worauf die Damen saßen, Tapisserie nähten, plauderten. Die Herren schoben Stühle und Tabourets dazwischen — Worte weniger. Rechts daneben stand Frau von Eilaus Theetisch, woran sie so saß, daß sie zugleich das Theegeschäft besorgen und an den Gesprächen des runden Tisches Theil nehmen konnte. Links war eine Schachpartie etablirt. Dies Alles in der Mitte des Zimmers, damit jede einzelne Person zugänglich und uneingesperrt sei. Hinten an der Sophawand ward eine solide Bostonpartie gemacht, und die Spielenden bekümmerten sich nicht um das Vordertreffen. Frau von Eilau sagte zu Feldern:

„Es ist über neun Uhr; die Obernau kommt schwerlich mehr. Gehen Sie doch morgen früh gleich zu ihr und machen Sie ihr in meinem Namen ernste Vorwürfe.“

„Aber sie mag krank sein" — sagte Feldern.

„Keineswegs! nur verdrießlich, nur eigensinnig."

„Auf jeden Fall gehe ich morgen früh zu ihr, und hätte nicht so lange gezögert, wenn ich nicht diese letzten acht Tage draußen gewesen und erst vor einigen Stunden heimgekehrt wäre."

„Und wie geht es Cunigunden jezt?"

„Besser! sie erholt sich langsam."

„Bleibt es bei dem festgesetzten Vermälungstage?"

„Ich darf es nicht hoffen, kaum wünschen! sie ist von einer ängstigenden Nervenschwäche."

„Das schöne, kräftige Mädchen! welch ein Jammer! wie kann denn eine armselige Erkältung solche Umwandlung bewerkstelligen?"

„Die Aerzte wissen keinen anderen Grund, als Erkältung bei der Weinlese."

„Die Schröder-Devrient verliert ganz ihre Stimme," hieß es am runden Tisch, „sie wurde auch eiskalt als Norma aufgenommen."

„Schade um sie, sie war eine pompöse Norma."

„Diese Gleichgültigkeit wird ihr sehr wehe thun! wer auf den Triumph des Augenblicks angewiesen ist, will in jedem Augenblick Triumphe."

„Natürlich! wie sollen diese Künstler denn wissen, ob ihnen Auffassung und Darstellung gelungen, wenn das Publikum kein Zeichen des Beifalls giebt? Die Malibran, von der man doch hätte glauben können, daß sie zum Voraus des tobendsten Beifalls gewiß sei, hörte und sah nichts vor Befangenheit, bis jubelnder Applaus ihre erste Szene belohnt hatte. Dann war sie sicher."

„Gott, welche traurige Exiſtenz, trotz eines weltberühmten Talents ſo abhängig von der Laune des Publikums zu ſein! Jeder andere Künſtler darf an die Nachwelt appelliren; der Schauſpieler hat es nur mit ſeinen Zeitgenoſſen zu thun. Wer ihn nicht ſah, nicht hörte, weiß nichts von ihm.“

Die Thür öfnete ſich. Fauſtine trat ein. Frau von Eilau rief:

„Je ſpäter der Abend, je ſchöner die Leute!“ ging ihr entgegen und umarmte ſie herzlich.

Fauſtine legte beide Hände auf ihre Schultern, und ſagte eben ſo herzlich:

„Liebe, Sie ſind eine ſo kluge Frau! ſprechen Sie doch, bitte, mit Ihren eigenen Gedanken und nicht mit denen eines ganzen Volks. — Bon soir! wie geht's? charmirt Sie wiederzuſehen!“ — wurde mit den Uebrigen gewechſelt.

Als Fauſtine eintrat, ſchlug der Mann, welcher ganz mit der Schachpartie und mit einer ſchönen Gegnerin beſchäftigt war, die Augen auf und erkannte ſie. Es war Graf Mengen. Sie ſieht aber doch aus wie eine ſchöne Statue, dachte er, den erſten Eindruck feſthaltend. Fauſtine war wieder ganz weiß gekleidet, und dann ſtand ſie ſo graziös! Schön tanzen können manche Frauen, ſchön gehen — wenige, ſchön ſtehen — die allerwenigſten. Woran es liegt, weiß ich nicht, vielleicht an der Ungewohnheit, vielleicht an zu engen Schuhen, vielleicht an einem Mangel an Selbſtändigkeit. Die meiſten wackeln. Ruhig zu ſtehen, iſt die Hauptſache beim Stehen; aber darum darf es doch nicht ſchwerfällig, nicht bewegungslos, nicht plump, nicht niet- und nagelfeſt ausſehen. Es muß eine Ruhepauſe zwiſchen der vergangenen und der kommenden Bewegung, es muß verſchwebend, nicht wurzelfaſſend im Erdboden, ſein. Eine Frau,

die ſchön ſteht, gleicht einer Königin, um die ſich Dienerinnen — der Sonne, um die ſich Planeten bewegen. So ſtand Fauſtine. Sie hatte ſich ſpät und ſchwer entſchloſſen zu gehen, da ſie aber einmal in der Geſellſchaft war, ſo war ſie nach ihrer Art munter und triumphirend; nur ſo zeigte ſie ſich den Gleichgültigen. Konnte ſie das nicht über ſich gewinnen, ſo blieb ſie daheim.

Feldern ſagte: „Wie freu' ich mich, daß Sie wieder bei uns ſind, anbetungswürdige Gräfin."

„Grüß' Sie Gott, Herr von Feldern!" antwortete Fauſtine. „Sie hätten aber doch wol ſagen können: angebetete Gräfin! da ſogar Junker Tobias ſagt: „Ich bin auch einmal angebetet worden.""

Mengen horchte hoch auf. Aber ſie ſcherzt ja! ſprach er zu ſich ſelbſt; ſo ſchön und ſo munter — das iſt recht ſelten. Schönheiten begnügen ſich gewöhnlich damit, ſchön zu ſein. Sie wollen ſich nicht ſelbſt — Andere ſollen ſie amüſiren! das macht ſie kläglich langweilig. — Zu dieſen hochverrätheriſchen Geſinnungen gegen die Schönheit veranlaßte ihn ſeine Gegnerin im Schach: Lady Geraldin, die das non plus ultra von Liebenswürdigkeit gethan zu haben wähnte, dadurch, daß ſie ſich zeigte und ſich anblicken ließ.

Fauſtine ſetzte ſich zu Frau von Ellau. Die Herrn und Damen der Tafelrunde verbargen ſie faſt ganz vor Mengens Blick, der nur dann und wann ihren Kopf wahrnahm, wenn ein Anderer ſich rechts oder links bog. Er hätte für ſein Leben gern dieſen Kopf ununterbrochen betrachtet, ſtudirt — man konnte ihn ſtudiren wegen der intereſſanten Miſchungen des Ausdrucks — er ſchob ſeinen Stuhl bald ſo, bald anders, aber es half ihm zu nichts, als daß Lady Geraldin fragend

ihn anſah und einen ſeiner Springer nahm. Er mußte ſich gedulden. Dieſer Kopf, der über einer mit Schwan beſetzten Mantille ſchwebte, wie der Mond über lichtem Gewölk, und der bald auftauchte, bald hinter Wolken verſchwand, hatte etwas ſeltſam Reizendes: er kam immer mit einem neuen Ausdruck zum Vorſchein. Fauſtinens Augen faßten ihren Gegenſtand feſt an, wie mit einer ſichern Hand; ſie forſchten nicht, ſie fragten kaum, ſie wußten; ſie verhehlten und überſchleierten auch nichts, ſie waren wolkenlos und vertrauenerweckend, wie der Himmel; unbekümmert, als gäbe es nichts Häßliches auf der Welt zu ſehen, und rein, als wären ſie nie der Gemeinheit begegnet. Die Augen eines Engels! dachte Mengen. Um ihren Mund gaukelten Muthwille, Schalkheit, Stolz, Bewußtſein der Ueberlegenheit, Spott. Und der Mund eines Menſchen! fügte er hinzu. Aber das warme Colorit, das bewegliche Mienenſpiel, die weichen Umriſſe verſchmolzen den Engel und den Menſchen zu einem äußerſt lieblichen Weibe. Und gerade dieſe Miſchung iſt ſo anziehend! Das allgemein Menſchliche macht, daß ſolch Geſicht uns gleich ganz vertraut anblickt und uns gewinnt, indem es uns glauben macht, wir hätten einen lieben Freund, der ſo ausſieht. Und wenn wir es genauer beobachten, ſo wird es durch das Charakteriſtiſche dermaßen individualiſirt, daß wir nach zehn Minuten die Ueberzeugung gewinnen, es ſei lediglich für dieſe Perſon geſchaffen, vielleicht gar, ſie ſelbſt habe es ſich geſchaffen — was im Grunde jeder Menſch thut, der zum Bewußtſein gekommen. Die Richtung der Seele drückt dem Körper ihren Stempel auf.

Lady Geraldin hatte das Spiel gewonnen; Mario ſtand auf; da ſagte ſie gleichmüthig:

„Sie haben mich absichtlich gewinnen lassen; das mag ich nicht. Noch eine Partie!"

Mit freundlichem Grimm gehorchte er, und beschloß, so gut zu spielen, daß sie in fünf Minuten matt sein sollte. Allein sie war ihm gewachsen: es ging nicht so rasch. Am runden Tische wurde lebhaft geredet.

„So heirathet der junge, reiche, gescheute Mann, der eine der ersten Partien in Europa hätte machen können, diese intriguante Person, die wenigstens zehn Jahre älter ist, als er" — beschloß Jemand eine Tagesgeschichte.

„Desto früher wird er ihrer überdrüssig werden."

„Und auf ein zärtliches Glück ist es wol nicht von ihrer Seite abgesehen! sie will einen glänzenden Namen, Vermögen, welches selbst im Fall einer Scheidung ihr ausgemacht ist...." —

„Bravo! im Ehecontract die Scheidung zu bedenken — das gefällt mir! das ist eine Vorsicht im grandiosen Styl."

„Ich nenne das gemein" — sprach Faustine ruhig.

„Eltern können aber wirklich kaum mehr ohne jede mögliche hypothekarische Sicherheit ihre Töchter einem Manne anvertrauen. Nach zwei drei Jahren ist die Sache zu Ende, wie ein Schauspiel, und die ganze Zukunft eines Mädchens zerstört."

„Ich weiß wol!" entgegnete sie; „aber ich finde es entadelnd für ein Mädchen, wie ein Ballen Waaren assekurirt, hin und her spedirt zu werden. Kaufmännisch gemein, gehört diese Institution ganz einer Zeit an, die gleich der Schlange, nach der Edda, an den Wurzeln des Baumes nagt, der den Himmel und die Götter trägt. Das Gefühl wird an der Wurzel untergraben. Ein Mädchen soll die Zuversicht

haben, daß weder Himmel noch Hölle ſie von ihrem künftigen Gatten trennen können. Hat ſie die nicht, ſo heirathe ſie ihn nicht."

„Aber ſie hatte ſie oft, und verliert ſie nur ſpäter."

„Ich meine blos, daß ich einen Kaufmann nicht achte, der auf ſeinen Bankerott ſpeculirt, um reicher zu werden, als er vor demſelben war."

„Vertheidigen Sie denn gar nicht Ihre arme Couſine?" wurde ein junger Mann gefragt.

„Nach zehn Jahren werd' ich es thun! ſo lange Zeit brauche ich, um die Wendung der Dinge zu beobachten! in zehn Jahren müſſen ſie ſich auf eine oder die andere Seite geneigt haben, und dann kann man etwas Anderes vorbringen, als Muthmaßungen und Vorausſetzungen."

„Ich finde auch wirklich die Zumuthung etwas ſtark," ſagte Fauſtine lachend, „daß wir alle Dummheiten und Thorheiten unſerer Verwandten vertreten und vertheidigen ſollen. Ich danke Gott, wenn es mir bei meinen eigenen gelingt."

„Wie können Sie Sich Selbſt ſo verleumden!" rief Feldern.

„Keine Verleumdung!" antwortete ſie; „aber das Wort Dummheiten iſt Ihnen zu kräftig, nicht wahr? alſo will ich lieber ſprechen: meine allerliebſten kleinen Thorheiten machen mir ſo viel zu ſchaffen, daß ich nicht Zeit habe, die anderer Menſchen wahrzunehmen. Allerliebſte kleine Thorheiten, beſter Feldern, können Sie nun doch einmal Ihrem Schützling, dem Menſchengeſchlechte, nicht wegleugnen, ſo viel Mühe ſich auch ihr gutes Herz deshalb giebt."

„Es iſt wirklich wahr, der Herzog von *** hat auf einem Maskenball in Pilgertracht dem Herrn *** ein bairiſches

Adelsdiplom überreicht — selbst überreicht, en masque! ist das nicht himmlisch?" sagte einer der Herren.

„Ein Scandal ist es! eine Entwürdigung! — Nicht himmlisch, sondern himmelschreiend! — Eine verbesserte Auflage von der altmodischen Form: besser Ritter als Knecht!" — rief man durcheinander.

„Warum denken die Fürsten nicht Belohnungen aus, welche auf ihre Kosten gehen?"

„Weil es ihnen bequemer ist, auf die unsern zu geben."

„Und weil der Belohnte so sehr viel lieber „von" vor seinen Namen schreibt, als Ritter des und des Ordens neunundneunzigster Classe" — hinter denselben — der Kürze wegen!"

„Der Adel sollte beim Bundestage einkommen gegen diesen Mißbrauch."

„Den die Fürsten treiben! wir sind keine Reichsritterschaft mehr und müssen uns Alles gefallen lassen, vom Plebs des Volks und der Fürsten."

„Und dann," sagte Faustine, „klingt Herr von Fischer von Schmerlenbach und Herr von Schwarz von Mohrenland so durch und durch plebejisch, daß es keiner Seele einfallen wird, sie in einer alten Chronik oder einem Turnierbuch zu suchen; und das ist ja der alleinige Spaß, den wir noch von unsern Namen haben."

„Ich verlange keinen Spaß von meinem Namen, gnädigste Gräfin, sondern Ehre."

„Das weiß ich, Graf Kirchberg," antwortete sie freundlich; „weil Letzteres lediglich von unsrer Persönlichkeit abhängt, so hat es ja gar keinen Einfluß auf Sie, ob der Herr Peter — Baron von Petershausen wird. Dalberg und Ber-

lichingen klingen doch anders, nicht blos für unser Ohr, auch für das unserer Gegner und Rivale, und das eben, daß etwas Unfaßbares darin liegt, etwas Idealisches, tönender als der Geldbeutel, gewichtiger als Berge von Akten, zauberhafter als die schwarze Kunst der Industrie — das ist mein Gaudium! Ich bitte um Verzeihung wegen dieses Studentenausdrucks, aber ich bleibe beim Gaudium! — Die Leute zucken die Achsel über den leeren Schall des Wortes: er ist von Adel; sie machen sich lustig über den Adel, sie suchen bald ihn mit Füßen zu treten, bald ihn zu überflügeln, sie coudoyiren ihn — hier mit der sterilen Aufgeblasenheit des Reichthums, dort mit dem würdigen Bewußtsein des Verdienstes, und wenn ihnen die Möglichkeit eröfnet wird, in die Reihen der gehöhnten Kaste einzutreten, so wischen sie den plebejen Schweiß von der Stirn, holen Athem, lassen sich nieder, kurz, sie zeigen, daß sie am Ziel sind. Meine lieben Freunde, ist denn das kein Gaudium für uns?"

„Man kann sich freilich über Alles lustig machen," sagte Kirchberg, „aber die Sache hat doch auch ihre sehr traurige Seite. Freilich lassen diese Leute, eingedrängt und eingeschoben — gleichviel! sich zwischen uns nieder, und dafür drängen sie uns, wie der Kuckuck den Hänfling, aus dem Neste. Sie bekommen den Grundbesitz in die Hände. Viehhändler, Fabrikanten, Banquiers kaufen uraltadelige Herrschaften. Der Erdboden wird unterminirt für die Aristokratie; sie steht nur noch auf einer dünnen Erdschicht — überall! sogar in Oesterreich, wo der Banquier Sina jährlich für mehre Millionen ungarische Besitzungen kauft, und wo überhaupt die ganze Finanz mit unbeschreiblich bitterm Haß dem Bestehen der Aristokratie zusieht. Sie können ihr ihren frivolen Uebermuth

nicht vergeben! als ob ein schwerfälliger besser wäre! Wenn diese Leute oben sein werden, so werden sie mit Fäusten schlagen, wo wir mit dem Schwert."

„O der Uebermuth, der uns immer zum Mißbrauch der herrlichsten Gaben und Kräfte verlockt," rief Faustine, „ist für Völker und Individuen das, was ich die Erbsünde nenne."

„Ach wie gut," sagte eine Dame, „daß ich endlich einmal eine verständliche Erklärung von der Erbsünde bekomme! Bitte, gute Gräfin, können Sie mir nicht eben so kurz und faßlich erklären, was Sie unter der Sünde gegen den heiligen Geist verstehen?"

„Die Dummheit," — sagte Faustine.

„Oh!" rief die Dame bestürzt.

„Ja, die Dummheit, die sich gegen die bessere Erkenntniß sträubt."

„Weil ihr die Einsicht fehlt."

„Nein, weil es nicht in ihren Kram paßt. Die dümmsten Leute sind pfiffig und schlau, wenn es ihren Vortheil gilt, und nur dumm, wenn ihnen die Sache gleichgültig, aber stockdumm, wenn sie zu ihrem Nachtheil ist. Was der Mensch nur ernstlich verstehen will, das versteht er auch."

Nach diesen Worten wickelte Faustine sich in ihre Mantille und glitt aus dem Salon. Als Mario endlich mit einem erlösungsfrohen: „Matt!" die Augen aufschlug, war sie verschwunden. Er that innerlich das Gelübde, in drei Monaten kein Schachbrett anzusehen — so ärgerlich war er. Lady Geraldins Versicherung: sie habe sich gut unterhalten — was eine große Auszeichnung für ihn sein sollte — dünkte ihn gar kein Ersatz. Er hatte zwar kein Wort von dem verstanden, was Faustine gesagt, allein es schien ihm, als habe ihr

allerliebſter Mund das Brevet empfangen, nichts Alltägliches vorzubringen. Er war im höchſten Grade verſtimmt.

Fauſtine ſchrieb an Andlau:

„Anaſtas, mein Vielliebes, komm bald zurück, ich beſchwöre „Dich. Zehn Tage ſind es erſt, ſeit Du gegangen, aber jeder „Minute in dieſen zehn Tagen hab' ich ihre Länge angefühlt, „habe empfunden, daß ſie ſechszig Secunden hat. Du wirſt „mir Vorwürfe darüber machen, wirſt mir ſagen, ich ſei nicht „einfältig genug, um mir ſelbſt einen ſolchen Dämmerungs„zuſtand zu erlauben, und dies und das! aber wie ſoll ich „ihn denn vermeiden? Bin ich allein, ſo denk' ich: Allons, „meine Hände und Gedanken, tummelt euch, zerſtreut mich. „Bin ich unter Menſchen, ſo mögte ich ihnen daſſelbe zurufen. „Aber eine Zerſtreuung auf Commando iſt ein Handwerk, „welches nur in der untergeordneten Sphäre unſerer Thätig„keit getrieben wird. Rede ich, ſo thut es mir leid, daß Du „mir nicht zuhörſt; ſchweige ich, ſo thut es mir leid, daß „meine Gedanken ſo in der Stille umkommen. Es iſt ein „Nichtgenügen in dieſer Exiſtenz, welches mich aufreibt, weil „doch immer der brennende Wunſch da iſt, es auszufüllen. „Menſchen, welche große Heilige geworden ſind, müſſen durch„aus auf dieſem Punkt geſtanden haben, als ſie ſprachen: „Ich will mich aufmachen und zum Vater gehen! — Aber es „gehört ein gewaltiges Genie dazu, um ein Heiliger zu wer„den; ich meine, ein gewaltiges, beflügeltes, weltüberwinden„des, Glück und Schmerz geringachtendes Herz; und was ich „von dieſen Eigenſchaften beſitze, reicht nur gerade aus, mich „an das Deine zu legen. — Du wirſt ſagen: ich ſei im ver„gangenen Sommer und auch früher ſchon auf einige Wo„chen von Dir getrennt geweſen, und hätte mich darein

„geſchickt. Ja, Herz! im Sommer da iſt es ganz anders,
„weil die Natur mir zugänglich iſt. Die Sonne iſt mein
„Plafond, der Himmel repräſentirt meine vier Wände, da
„giebt's Freiheit und Schönheit, Luſt und Leben. Jezt bin
„ich eingemauert wie eine verbrecheriſche Nonne, bedrückt, ge-
„ängſtigt. Der Sturm heult, es regnet und ſchneit durchein-
„ander, die Wolken wiſſen nicht, wohin ſie ſollen, die Paar
„armen dürren Blätter, welche noch am Baum feſthielten und
„welche jeder Windſtoß abwirbelt, wiſſen nicht, was mit ihnen
„geſchehen wird, und flattern gepeinigt umher, die Bäume
„ringen in Verzweiflung ihre Aeſte, wie dürre abgemagerte
„Hände, und es geht ein Aechzen und Heulen und Wimmern
„durch die Natur. Wie ſollte ich dieſe Deſolation nicht em-
„pfinden! ich fürchte mich — und es kann mir doch Niemand
„ein Leid thun! mich friert — und es iſt doch ganz warm
„und behaglich in meinem Zimmerlein! Furchtſam und zit-
„ternd mögt' ich mich verbergen und erwärmen an Deiner
„Bruſt, mein Freund! mein Engel! — Wenn nur kein Un-
„glück einbricht! auf dieſe unbeſtimmte Angſt ſollte ich gar
„nichts geben, weil ſie mich immer fern von Dir überfällt;
„aber doch ſehe ich mich um in der Welt nach der Wolke, die
„über meinem Haupte hängt, und wage nicht einen Schritt
„vorwärts zu thun, aus Beſorgniß vor einem verborgenen
„Abgrund. — — — So weit ſchrieb ich geſtern Abend. Weil
„lauter Geſpenſter um mich tanzten, mogte ich nicht unter
„ihrem Einfluß den Brief beenden; ich ging ſchlafen, und
„heute, wo die Sonne am Himmel ſteht, hab' ich meine Ban-
„gigkeit ziemlich verloren. Beachte ſie nicht, d. h. halte mir
„keine Strafpredigt deshalb. Ich weiß ſelbſt, wie wenig es
„ſich für einen verſtändigen Menſchen ſchickt, gleich einer

„Wetterfahne abhängig von Wind und Wetter zu sein. Aber „bedenke die geringen Anlagen, welche ich zu einem verstän„digen Menschen habe, und Du wirst Nachsicht üben — gelt? „— Ueberdas bin ich selbst meiner Gespensterscheu müde, — „ich will arbeiten! das bannet böse Geister. Und wer kann „mir denn etwas anhaben? Draußen scheint die Sonne, frei„lich nur ein mattes, schwächliches Novembersönnchen, weil „die Erde an ihrem Gängelband so weit abgelaufen ist, als „sie nur kann; aber drinnen wohnt die Liebe, und gar nicht „novemberlich, glaube mir! Darum werde ich gut malen! „Der Genius der Kunst hat einen so starken Flügelschlag, daß „er meine Atmosphäre mit dem reinsten, feinsten Aether er„füllt. A tout prendre, Anastas, bin ich doch eins der „glücklichsten Geschöpfe auf der wunderschönen Gotteswelt. „Das muß Dich unaussprechlich glücklich machen; denn was „ich vom Glück weiß, weiß ich durch Dich. Gott mit Dir, „wie ich es bin!"

Sie führte ihren Vorsatz aus und widmete sich mit dem regsten Eifer der Malerei. Sie malte den ganzen Tag; sie speis'te in später Stunde, um keine Zeit zu verlieren. Dann, um etwas frische Luft zu athmen, fuhr sie spazieren, weil sie im Finstern nicht gehen konnte. Endlich beschloß sie ihren Tag damit, daß sie die Abendstunden mit ernster Lectüre von geschichtlichen Werken hinbrachte. Für die Gesellschaft war sie unsichtbar. Frau von Eilau, Feldern, Graf Kirchberg besuchten sie zuweilen am Abend. Letzterer fragte einmal:

„Wie lange denken Sie dies einsiedlerische Leben fortzuführen, Gräfin?"

„Ich weiß nicht," sagte sie, „aber es ist mir so angenehm, daß ich es gern immer führte. Man muß nur den Kopf sehr

voll und die Phantaſie ſehr beſchäftigt haben, um es zu ertragen und Vergnügen daran zu finden. Ich vermiſſe nichts, denn meine guten Freunde ſuchen mich auf."

„Aber wir vermiſſen Sie in größeren Cirkeln."

„In Gottes Namen!" ſagte Fauſtine lachend.

„Sie glauben es nicht?" rief er eifrig.

„Ja, ja! ich glaube es ſehr gern! die Leute unterhalten ſich gut mit mir, weil ich immer ſage, was ich denke, immer von innen heraus rede, und das iſt ihnen neu. Aber was habe ich davon, für gleichgültige Menſchen eine Amuſements-Maſchine zu ſein?"

„Allgemeines Intereſſe zu wecken und zu gewähren, iſt ein Vorzug, um den Tauſende Sie beneiden würden, und den Sie nicht ſo ſpöttiſch wegwerfen ſollten. Jeder reichbegabte Menſch hat eben durch ſeine Gaben die Verpflichtung übernommen, ſie im weitmöglichſten Kreiſe wirkſam werden zu laſſen. Thut er es nicht, ſpeichert er ſeine Schätze auf, ſei es des Goldes, ſei es der Weſenheit...." —

„So iſt er ein Geiziger!" unterbrach Fauſtine. „Ach, guter Graf, der Vorwurf trift mich nicht. Giebt es ein Geſchöpf, das immer und ewig zu geben bereit iſt, ſo bin ich es — nur nicht für alle Welt! Und wenn ich es bedenke — ja ſelbſt für alle Welt! ich lüge nicht, ich heuchle nicht, ich verſtecke nicht meine Herzempfindung, ich gebe immer Wahrheit — wer thut mir ein Gleiches?"

„Aber Sie weiſen doch zuweilen Menſchen von Sich ab."

„Wenn ich fühle, daß wir nicht zuſammenpaſſen."

„Nein, von Hauſe aus."

„Ich bitte um ein Beiſpiel."

„Nun, als Feldern Sie vorgeſtern gebeten hat, Ihnen ſeinen Freund Graf Mengen vorſtellen zu dürfen, haben Sie es ganz verdrießlich abgelehnt.“

„Verdrießlich? o das iſt ein Feldernſcher Einfall! er iſt ein wenig empfindlich, der gute Feldern, und wenn ich nicht gleich auf der Stelle mit ofnen Armen ſeinem Freund entgeneile, ſo ſpricht er: ich ſei verdrießlich. Ich habe ihn nur gebeten, noch ein wenig zu warten. Wenn ich in beſſerer geſelliger Laune ſein werde, will ich Graf Mengen herzlich gern empfangen.“

„Iſt es Ihnen nicht ſehr auffallend, daß der ſonſt allerdings höchſt empfindliche Feldern das Verhältniß zu Fräulein Stein erträgt?“

„Wie ſo? was iſt vorgefallen?“

„O gar nichts! ſie zeigt nur eine äußerſt geringe Sehnſucht, ſeine Frau zu werden.“

„Es ſchickt ſich nicht anders.“

„A la bonne heure! aber ſie zeigt dezidirt das Gegentheil!“

„Herr des Himmels!“ rief Fauſtine, „er wird ſie alsdann doch nicht heirathen?“

Kirchberg zuckte die Achſeln. Sie fuhr fort:

„Lieber Graf, gehen Sie auf der Stelle zu Feldern und bitten Sie ihn, zu mir zu kommen.“

„Wollen Sie ihm verbieten, ſie zu heirathen? können Sie es? — Sonſt aber.... was haben Sie ihm über dieſen Punkt zu ſagen?“

„Nichts, als ihn zu beſchwören, ſie nicht zu heirathen.“

„Das iſt mißlich, theure Gräfin. Vielleicht wird er es von ſelbſt nicht thun, denn die Hochzeit iſt ins Ungewiſſe

verſchoben, bis zur gänzlichen Herſtellung von Fräulein Stein; und ich glaube — die erfolgt nie. Was wollen Sie Sich in unbehagliche Verhältniſſe miſchen, da beide Perſonen Ihrem Herzen nicht nah genug ſtehen, um Ihnen über das Verdrießliche einer ſolchen Einmiſchung hinweg zu helfen — für die man ohnehin ſelten Dank findet?"

„O ihr Weltmenſchen!" rief Fauſtine. „Oberflächliches Herumtreiben in der Geſellſchaft begehrt Ihr von mir! ſchwatzen und tanzen, witzeln und kokettiren ſoll ich! Wenn ich ſage: das langweilt mich — ſo antwortet Ihr ganz ernſthaft: Es iſt Pflicht, mit den Nebenmenſchen umzugehen! Und wenn ich es dann auf meine Weiſe thun will, ſo heißt es: Halt! halt! nur nicht mit der Thür ins Haus gefallen! nur nicht gleich treuherzig die Hand geſchüttelt! nur kein ehrliches, wolmeinendes Wort geſprochen! nur immer geflittert und geflattert — das iſt ganz genug! — O Kirchberg, ich mag Euch Menſchen nicht leiden."

„Ich verdenke es Ihnen nicht, holde Gräfin, ich mag ſie auch nicht leiden, und eben darum iſt es eine ſolche Erquickung, einem Weſen wie Ihnen zu begegnen, daß Sie vor Keinem Ihr Daſein verhüllen ſollten."

„Sie ſind en train mir Liebenswürdigkeiten auszukramen," ſagte Fauſtine lachend; „ich kann ſie nur leider gar nicht brauchen. Ein Paar Notizen über Feldern wären mir lieber."

„Die kann ich leider nicht geben!" antwortete Kirchberg in demſelben Ton, und ging.

Schon zwei Monat waren vergangen; Andlau kam nicht wieder. Die Geſchäfte ſeiner verſtorbenen Mutter waren in großer Unordnung. Seine Brüder hatten lebhafte Neigung ihren Nachlaß zu theilen, gar keine — ihn zu entwirren. Er

ſtand mit ſeiner grandioſen Uneigennützigkeit ſo frei zwiſchen ihnen beiden, daß ſie gleiches Vertrauen zu ihm hegten und ihn beſchworen, das Ganze in ſeine Hand zu nehmen, um es zu ſchlichten. „Das Gut meiner verſtorbenen Mutter muß erſt „verkauft werden — ſchrieb er an Fauſtine — das mag ſich „bis zum Frühling hinziehen: ſo lange müſſen wir Geduld „haben, meine Ini! dann bin ich frei, und doppelt meiner „Freiheit froh, weil ich ſie durch ein Opfer mir erkauft habe. „Meine Geſchäfte ſind langweiliger Art! ich muß hier und „dorthin fahren, muß mit dieſen und jenen Leuten unterhan„deln — nun, das iſt nichts für Dich! Dir ſoll ich von andern „Dingen erzählen! Süße und Liebe, wer kann auch anders, „als von ſüßen und lieblichen Dingen zu Dir ſprechen? wer „kann anders, als zu Deinen Füßen niederſinken und Dich „anbeten, nicht weil Du ſchön, nicht weil Du anmuthig biſt, „nicht weil Du dieſen oder jenen Vorzug haſt, ſondern nur „weil es eine Wonne iſt, ein Geſchöpf anzubeten, das, wie „von ſilbernen Flügeln getragen, über die ſtaubige Erde hin„geht. Der Gedanke an Dich ruhet mich aus, wenn ich müde „bin von dem künſtlichen Treiben der Menſchen; erfriſcht mich, „wenn mir die Seele welk wird von ihrem Lügenhauch; er„hebt mich, wenn Zweifel an Treue und Wahrheit mich be„ſchleicht. Du biſt für mich das Compendium der Schön„heit. In Dir hab' ich Alles vereint, und ein Atom Deines „Weſens beſeelt mir jede Erſcheinung des Lebens. Die Frauen „haben größern Einfluß auf die Männer, als umgekehrt. „Sie ſind ſo ſubtil, daß ſie in das geſamte Lebensgeäder des „Mannes wie Balſam oder wie Gift eindringen. Obgleich „es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, wollen die Frauen doch nichts „von dieſem immenſen Einfluß wiſſen, weil ſie ſich vor der

„Verantwortung fürchten, welche er nach ſich zieht. Aber er „iſt unleugbar. Hier ſtirbt ein Menſch, weil ihm ſeine Liebſte „untreu geweſen iſt, ein gemeiner Menſch — hör' an die „Geſchichte: Es war ein wunderhübſches Bauermädchen auf „dem Gut meines jüngſten Bruders, das einzige Kind ihrer „Eltern, der Stolz des Dorfes, Braut von einem jungen „Knecht, der nicht reich war, nicht hübſch, kurz keine andern „Vorzüge hatte, als den, daß er ſie und ſie ihn liebte. Ein „reicher Bauerſohn aus der Nachbarſchaft, ſo wie ein Jäger „meines Bruders, hatten um das Mädchen geworben und „waren ſpöttiſch abgewieſen worden; ſie hatte ihren Schatz! „Dieſen Herbſt ſollte die Hochzeit ſein. Ehe es ſo weit kam, „ſchien wol eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, „aber wie das gewöhnlich geht: das fiel Allen erſt ein, nach- „dem die Sache ſich aufgelöſ't hatte. Drei Tage vor der „Hochzeit geht ſie mit ihrem Bräutigam zum Jahrmarkt in „die Stadt. Da tritt bei einer Bude ein junger Soldat, „etwas betrunken, zu ihr heran, und ſagt ein Paar Worte, „die das Mädchen und ihren Bräutigam zittern und erbleichen „machen. Letzterer ruft dem Soldaten zu: „Du lügſt!" und „er erwidert lachend: „Es ſteht ja der Verena auf die Stirn „geſchrieben." Da, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, „ohne ein Wort zu ſprechen, nimmt der Knecht das Meſſer, „welches er eben gekauft, und ſtößt es dem Mädchen bis ans „Heft in den Buſen. Sie ſtarb binnen vier und zwanzig „Stunden, unaufhörlich wiederholend, daß ihr Liebſter ganz „recht daran gethan, ſie zu tödten, denn ſie ſei ihm falſch ge- „weſen und habe auch keinen ruhigen Tag mehr gehabt, ſeit „ſie ſich mit dem Soldaten zu weit eingelaſſen. Der Soldat, „ſchnell ernüchtert, beſchwor die Aerzte, das Mädchen zu

„retten, und betheuerte immer bei Seele und Seligkeit, er habe „nur in trunkenem Muthe geſprochen, er wiſſe nichts von dem „Mädchen. Der unglückliche Mörder, in Kerker und Banden, „ſagte nichts als: „Ich will ſterben, denn das Verenli iſt „falſch geweſen und die Welt taugt nichts.“ Weiß der Him„mel, welch Urtheil man ihm ſprechen wird. Iſt das nicht „eine hübſche Geſchichte? Du meinſt, nur in höhern Ständen, „unzerſtreut durch Arbeiten und geringe Bedürftigkeiten der „Exiſtenz, könne ſich die Liebe bis zur intenſeſten Leidenſchaft „ausbilden, und nichts halte ihr beſſer das Gleichgewicht, als „wenn man ſich um das tägliche Brot bemühen müſſe. Hier „haſt Du einen Beweis vom Gegentheil. Vielleicht iſt's eine „Ausnahme; wie ich denn überhaupt eine gewaltige, dauernde „Liebe zu den Ausnahmen rechne, beim Volk und bei den „Vornehmen. Jene kommen nicht dazu, weil ihre Seelen„kräfte unentwickelt bleiben beim ſterilen Handwerk; dieſe, weil „das hohle, entnervende Treiben der Geſellſchaft auf ſie wirkt, „wie Regenſchauer auf Vogelflügel: ſie verlieren ihre friſche „Elaſtizität. Und ſelbſt wenn bei allen Claſſen die Energie „ſich vollkommen entfaltet hätte, ſo würde man deshalb kaum „häufiger die Liebe finden, denn ſie iſt wie das Genie etwas, „das man empfängt, nicht erſtrebt; und man könnte ſie in „ihrer Unwillkürlichkeit capriciös nennen, wenn man ſie nicht „lieber göttlich nennen mag. Lebe wol, Du — meine Göttin „mag ich nicht ſagen: ſie ſteht kläglich außer dem Bereich des „Lebens, als habe ſie Schiffbruch gelitten! Mein Engel — „iſt ſo abgebraucht wie die Roſenwangen und Lilienhände der „Dichter, welche nach gerade ganz welk ſein müſſen! Was „bleibt da übrig als: meine Ini, lebe wol.“

Als Fauſtine dieſen Brief empfing, war ſie fertig mit

ihren Gemälden, fertig mit ihren Büchern, fertig mit Phantaſie, Beſchäftigung und Geduld. Sie hielt es für eine Unmöglichkeit, wenigſtens drei Monat noch dieſe Lebensweiſe fortzuführen, denn nicht ihr Körper allein, auch ihr Geiſt ward abgemattet durch die wechſelloſe, ſpannende, ſchaffende Richtung ihrer Gedanken. Wenn mir der Himmel doch irgend etwas recht Schönes beſcheeren wollte, dachte ſie, ſo eine ächte Weihnachtsfreude, ich könnte ſie brauchen.

Es war ganz dunkel in ihrem Zimmer, ſie lag auf dem Sopha von wachen Träumen ſo umſchwirrt, daß ſie faſt dem Einſchlafen nahe war, denn ſie hatte angeſtrengt gemalt, um keine unvollendete Arbeit ins nahende neue Jahr hinüber zu nehmen. Sie hörte die äußere Thür des Vorzimmers aufgehen, hörte darin flüſtern und leiſe auftreten; aber ſie mogte nicht klingeln und fragen, was es da gebe. Plötzlich fiel ihr ein, Andlau könne ſie mit ſeinem Beſuch überraſchen wollen, und ſie ſprang auf. Doch eben ſo ſchnell nahm ſie ihre vorige Stellung wieder ein, der Scherz ſollte ihm ganz gelingen, ſie wollte ihn erſt erkennen, wenn er vor ihr ſtand. Sie blieb unbeweglich; nur ihr Herz ſchlug athemraubend in jubelnder Erwartung. Die Thür ging auf. Kaum aber war eine Männergeſtalt eingetreten, von der Fauſtine nicht einmal die äußern Umriſſe erkennen konnte, ſo wußte ſie auch, daß dies nicht Andlau war. Sie richtete ſich auf, ſchellte, und fragte zu gleicher Zeit mit eiskaltem Tone:

„Wer iſt ſo gütig, mir dieſen ſeltſamen Beſuch zu machen?“

„Ich! nehmen Sie es nicht übel“ — war die Antwort.

„Clemens Walldorf? willkommen tauſendmal! — Aber, Beſter, man läßt ſich melden bei einer Dame.“

„Ich fragte Ihre Kammerfrau, ob Sie zu Hause, allein, und wol wären....“ —

„Da wußten Sie freilich Bescheid, aber ich nicht! — Und was wollen Sie denn nun eigentlich hier in Dresden?“

Es war eine Lampe hereingebracht und vor ihr auf den Tisch gestellt; sie war zufällig wundervoll beleuchtet. Glänzende Lichtstreifen fielen auf ihr schwarzes Atlaskleid und verriethen ihre liebliche Gestalt. Der weiche Nacken, die zarten Hände tauchten aus den dunkeln Falten auf, und die Farben, welche dem Anzug fehlten, lagen alle auf ihrem holden Antlitz. Clemens war bewundernd in ihren Anblick versunken, und vergaß zu antworten.

„Bitte, geben Sie mir meinen Arbeitskorb von jenem Tische,“ sagte Faustine; „ich finde es zwar nicht sehr verbindlich, Tapisserie neben der Unterhaltung zu machen, aber Sie scheinen kein Freund der Conversation zu sein und deshalb auch wol kein Feind der Tapisserie.“

Clemens ermannte sich, holte den Korb; statt ihn aber ihr zu geben, behielt er ihn und sagte:

„Sie frugen, was ich hier wolle? nun, zum Beispiel den Inhalt dieses Körbchens besehen. Darf ich?“

„Bürden Sie Sich doch nicht muthwillig die Plage des Besehens auf, hier, wo wirklich Augen und Seele zum Genuß mannigfacher Schönheit aufgespart werden sollten.“

Clemens untersuchte genau die kleinen Arbeitsgeräthschaften des Körbchens: „Fingerhut und Scheere von Kokosnuß, das ist sauber gemacht und dauerhaft nebenbei, zu dauerhaft für eine vorübergehende Mode. Ein Flacon von Hyalith, ein Bleistift in Schildkröt: Etui mit Silber eingelegt — niedlich! Aber welche abscheulich plumpe Nadelbüchse von Porzellan!“

„Abscheulich? Unglücklicher! sie ist anbetungswürdig, denn sie ist rococo.“

„Ein Erbstück Ihrer Urgroßmutter vielleicht, und respectabel als solches....“ —

„Nichts von respectabel! das ist ein unmodisches Wort, und rococo ist modisch par excellence.“

„Wie Sie befehlen! wenn es nur nicht schön sein soll. Dies Täschchen von russischem Leder mit Ihren Visitenbillets gefällt mir besser. Ah! ein Brief. (Es war Andlaus letzter Brief.) Es muß angenehm sein, Ihnen schreiben zu dürfen.“

„Viel angenehmer, mit mir zu plaudern.“

„Sind Sie mit mir zufrieden, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe?“

„Ich bin ganz damit zufrieden. — Jezt legen Sie die Sächelchen wieder hübsch ordentlich in den Korb. So. Das grüne Gewölbe wäre exploitirt!“ Sie lachte so munter, daß Clemens auch ganz heiter ward. Er rief:

„Dresden gefällt mir herrlich. Morgen besehe ich die Bildergallerie — die Ihre.“

Felderns Eintritt störte seine Heiterkeit, und noch mehr störte es ihn, daß Faustine sagte:

„Meine anachoretische Laune ist vorüber! ich werde viel ausgehen und mich sehr freuen, wenn man mich häufig besucht. Graf Mengen, mein bester Feldern, soll mir sehr willkommen sein. Ich schmachte förmlich nach Gesellschaft, nach Mittheilung, nach Anregung.“

„Und warum haben Sie es zu diesem Punkt kommen lassen, gnädige Gräfin?“

„Künstlerlaune, lieber Feldern! ich bin zwar nur eine armselige kleine Dilettantin, aber ich habe große Anlagen zu

einer ächten Künſtlerin, nämlich immenſe Launen. Ich treibe Alles by Fits and starts.

„Dadurch wird die tiefe Einheit Ihres Innern doppelt intereſſant.“

„Alle Welt ſagt, ich ſei intereſſant! ich wüßte gern, was ſich alle Welt unter dieſem Worte denkt — und ob überhaupt etwas.“

„Ein Gemiſch von Eigenſchaften, die ſich ſcheinbar widerſprechen: tiefer Ernſt und Kindesheiterkeit, z. B. eine ſanfte Seele und ein ſtarkes, muthiges Herz, Laune und Gemüthlichkeit, männliche Entſchiedenheit und jungfräuliche Grazie. —“

„Habe ich denn das Alles?“ fragte Fauſtine verwundert.

„Nein, weit mehr,“ ſagte Clemens trocken.

Feldern, ſah ihn überraſcht an, er glaubte bereits den höchſten Grad der Bewunderung an den Tag gelegt zu haben. Fauſtine ſagte:

„Lieber Feldern, ich empfehle Ihnen dieſen meinen jungen Freund hier, Herr von Walldorf, Bruder meines Schwagers, der hergekommen iſt, um recht gründlich Dresden kennen zu lernen.“

„Ganz und gar nicht,“ ſagte Clemens, wieder ſehr trocken.

„So geben Sie Selbſt Ihre Gründe an,“ entgegnete Fauſtine.

„Ich bin gekommen, um Sie zu ſehen, und nun da dieſe Abſicht erreicht iſt —“

„Fahren Sie nach Oberwalldorf zurück?“ rief ſie lachend.

„Will ich ſchlafen gehen.“

„Um morgen in beſſerer Stimmung wiederzukommen — hoff' ich.“

Feldern ſah dem Abgehenden nach und ſagte:

„Der junge Mann ſcheint keine beſonders gute Erziehung genoſſen zu haben.“

„Keine gute, das iſt wahr! aber zum Glück auch keine ſchlechte, ſondern gar keine. Daher fehlt ihm Manches, aber verdorben iſt nichts. Nehmen Sie Sich freundlich ſeiner an.“

„Sobald Sie ein Gleiches für meinen Freund Mengen thun.“

„O der hat es nicht nöthig, iſt ſeit ſechs Monaten hier, hat feſten Fuß gefaßt in der Geſellſchaft und überall —“

„Wenn Sie wüßten, wie er ihre Bekanntſchaft wünſcht!“

„Sonderbar! was weiß er denn von mir?“

„Er hat Sie zweimal geſehen, in der Ferne zwar nur —“

„Ach,“ rief Fauſtine, „er hat mich geſehen! Ja, dann begreif' ich.“ — Feldern lächelte. „Warum lächeln Sie?“ fuhr ſie fort; „muß ich Ihnen denn auseinanderſetzen, was doch ſehr einfach, daß der friſche, unvorbereitete Eindruck einer Perſönlichkeit genügend iſt, um uns ihre Bekanntſchaft wünſchen oder meiden zu laſſen. Dann haben wir keine Vorurtheile für oder gegen, und die unbefangene Seele weiß, was ſie brauchen kann und was nicht. — Es iſt wirklich ein Jammer, daß man gar nicht mehr unbefangen ſprechen darf! Alles wird uns als Eitelkeit gedeutet.“

„Wenn die Deutung Sie nicht trift, ſo werden Sie mir deshalb nicht zürnen.“

„Nein! nur bedauern, daß Sie Sich Selbſt um das Vergnügen bringen, an die Unbefangenheit zu glauben.“

„O Gräfin, man muß ſehr jung, ſehr unerfahren, oder ſehr verliebt ſein, um das zu glauben — nicht den Frauen gegenüber: das iſt unmöglich! Nur einer einzigen Frau ge-

genüber! Es liegt ein Abgrund von Lügenhaftigkeit in ihnen!"

Fauſtine entſetzte ſich faſt, den ſonſt ſo gemeſſenen, vorſichtigen Feldern ſo heftig ſich äußern zu hören. Welche Erfahrung, welche Kränkung mußte ihn getroffen haben, um einen ſo ungewöhnlichen Ausbruch zu veranlaſſen! — Ehe ſie noch eine Erwiderung gefunden, wendete aber Feldern das Geſpräch, indem er ſagte: „Alſo morgen darf ich Mengen herführen, und Sie entſchuldigen, daß es früh geſchehen wird, denn ich muß hinausreiten, und die Geſchäfte wälzen ſich erdrückend auf mich."

Er ging bald. Was ſind das alles für confuſe Zuſtände! dachte Fauſtine; darf man ſich gar nicht mit den Menſchen einlaſſen, ohne im Sturm umgewirbelt zu werden, wie jene Verdammten in Dantes Hölle? Darf man Keinem die Hand reichen, ohne befleckt oder verwundet zu werden? Und warum ſtehe ich denn ſo friedlich-glücklich zwiſchen all dem Wirrſal? O mein Anaſtas! —

„Endlich!" ſagte Mario, als er am nächſten Tage vor Fauſtinen ſtand.

„Grade zu rechter Zeit!" ſagte Fauſtine. Beider Blicke begegneten ſich und ſanken in einander wie zwei gefaltete Hände. Er fühlte, daß die ungekannte Königin ſeiner Seele ihm nahe war. Er ſprach ungewöhnlich wenig; er ließ Feldern reden, und Kirchberg, den er ſchon vorfand, und Clemens, der ſpäter kam, und ſie, die allein für ihn mit ſüßer Melodie und nicht mit Schellengeklingel redete. Und wenn ſie es that, ſo ſah er ſie an mit einer Befriedigung, als habe er durch ein glückſeliges Ohngefähr die Löſung eines ſeltſamen Problems gefunden. Clemens ſah ſie an mit geſpannter

Unruhe, mit leidenſchaftlicher Angſt, ob ihr Auge länger, lieber auf einem andern Gegenſtande ruhe; Mario — als wolle er ſeinen Blick zu einem Teppich machen, der ihr zartes, traumähnliches Weſen ungefährdet und unverletzt tragen dürfe. Heute, bei hellem Tageslicht und in der Nähe, kam ſie ihm nicht ſo blendend vor wie im Salon von Frau von Eilau, nicht ſo majeſtätiſch wie auf der Terraſſe; das eigene Zimmer gab ihr einen Anſtrich von traulicher Häuslichkeit. Sie ſelbſt und Alles um ſie her war ſo friedlich, ſo bequem. Kein Fußtritt war auf dem ſtarken Teppich zu hören; tiefdunkelrothe Vorhänge fielen lang über die Fenſter herab, verhüllten die Ausſicht auf Schnee und Reif, fingen den matten Stral der Winterſonne auf und gaben ihm eine glühendere Färbung. Die Thür nach einem zweiten Zimmer war geöfnet; auch dort dieſelbe blaßgraue Tapete, derſelbe Teppich, dieſelben dunkelrothen Vorhänge. Dieſe gleichmäßige Farbentemperatur that dem Auge, und dadurch auch der Seele wol. Es war nur Alles ſo ſchnurgerade verſchieden von dem, was man ſonſt zu erblicken pflegt! Ein Gemälde hing in dem erſten Zimmer, auch eins von denen, welche man nicht häufig ſieht: es war eine ſehr gelungene Copie vom Titianiſchen Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, von der Dresdner Gallerie. Clemens fragte, ob ſie es gemalt.

„Nein," ſagte ſie, „ich kann nicht copiren. Ich thue vorſchnell ſtets etwas von dem Meinigen hinzu, und das wäre doch Jammerſchade um dies himmliſche Bild geweſen."

„Keins von allen auf der ganzen Gallerie hat mich ſo angezogen, wie dieſes Bild," ſagte Mario, „und überhaupt niemals hab' ich einen Chriſtus geſehen, der mit ſeinem feinen, durchſchmerzten, edlen, und ſo überaus geiſtreichen Geſicht,

mehr der Idee entſprochen hätte, mit welcher ich ihn verkörpere."

„Das freut mich!" rief Fauſtine; „es theilen gar Wenige meine Vorliebe. Im Allgemeinen finden die Chriſtusbilder von Guido Reni, Carlo Dolce und Bellini mehr Beifall. Es kommt immer auf die Idee an, welche wir ſelbſt davon mitbringen. Mir ſcheint, Himmel und Erde ſind wol nie in einem ſo engen Raum, mit ſo geringen Mitteln, in ſo grandioſer Simplizität zuſammengeſtellt worden."

„Aber können Himmel und Erde ſich je ſo nah kommen, wie in dieſem Gemälde?" fragte Mengen.

„O ſie ſind es ja immer! immer!" rief Fauſtine lebhaft; „immer und ganz untrennbar! aber dennoch ſo weit geſchieden wie Chriſtus und der Phariſäer, wie Himmel und Erde bleiben, wenn ſie auch in unſerm Horizont ſich vereinigen. Denn die Sinne vereinen nur, und die Seele trennt."

„Und vereint!"

„Aber einzig und allein das Gleichartige — und das nenne ich Liebe."

Leichenbläſſe legte ſich bei dieſen Worten über Felderns Züge. Er ſtand auf und ging. Fauſtine ſah Kirchberg fragend an; der machte ein diplomatiſch ablehnendes, lächelndes Geſicht, und ſie erſchrak wie Jemand, der zu viel gefragt hat. Mengen ſah das und ſagte ruhig:

„Die Partie geht wahrſcheinlich zurück, weil die beiden Leute ſich durchaus nicht conveniren. Mir war das auf den erſten Blick klar."

„Man ſagt —" ſprach Kirchberg.

„Das iſt nicht wahr!" rief Fauſtine.

„Was denn, gnädige Gräfin?" fragte er befremdet.

„Ein: man ſagt! iſt von Hauſe aus nicht wahr," wiederholte ſie.

„Wol möglich und ich will es wünſchen! indeſſen ſagt man doch, daß eine liaison de bas étage die Heirath unmöglich mache."

„Kirchberg!" ſprach Fauſtine mit ganz leiſer, gedämpfter Stimme und ihre Augen ſprühten Funken; — ſagen Sie von einer Frau, was Sie wollen! es wird ſchlecht von Ihnen ſein, aber es thut nichts. Doch von einem Mädchen, einem ſchönen jungen Mädchen — wie wagen Ihre Lippen das! — Vor den Frauen habt ihr Männer keinen Reſpect mehr, et elles vous le rendent bien! aber vor den Mädchen habt doch um Gottes willen noch Achtung, denn aus deren Reihen wollt ihr ja eure künftigen Gattinnen, die Mütter eurer Kinder wählen! ich begreife wirklich nicht, daß ihr vor dieſen Geſchöpfen nicht das Knie beugt. Es rührt wol daher, daß kein Mann ſich vorſtellen kann, was es eigentlich iſt: ein Mädchen. Er ſieht immer das Unvollendete, das Unentwickelte darin; ich ſehe das Unangetaſtete. Ach, ich wollte, alle Mädchen ſtürben in ihrem achtzehnten Jahr."

„Dieſer Wunſch würde wol keinen Anklang bei den jungen Damen finden," entgegnete Kirchberg lachend.

„Ich meinte nicht die jungen Damen — die können meinetwegen leben, bis ſie alte Damen werden," ſagte Fauſtine, — „ſondern die Mädchen."

„Ich finde da in der That keinen Unterſchied."

„Keinen Unterſchied!" rief Fauſtine, in höchſter Verwunderung die Hände zuſammenſchlagend; — „beſter Walldorf — Graf Mengen — weiß wirklich keiner der Herren den Unterſchied zwiſchen einem Mädchen und einer jungen Dame?"

Clemens ſtarrte unverwandt und ſtumm Fauſtine an; ihm waren alle Frauen der Welt ſo gleichgültig, daß er nur zwiſchen ihnen und ihr einen Unterſchied machte. Auch war er gar nicht gewöhnt an dieſe Art der Unterhaltung. Er verhielt ſich paſſiv. Er verſtand nicht, in Fauſtinens zwiſchen Ernſt und Scherz ſchwebendes Weſen einzugehen, er wollte ihr immer in allem Ernſt ſein Herz ſagen, ſonſt aber nichts.

Mengen hingegen war hiebei recht in ſeinem Elemente. Als Fauſtine ſich zu ihm wandte, ſagte er:

„Das Mädchen iſt ein friſch vom Himmel herabgeflatterter Engel: der wird gern zur Heimat wieder auffliegen. Die junge Dame iſt bereits auf der Erde etwas in die Schule gegangen, hat gelernt ihre ſchneeweißen Schwingen im Salon zuſammenfalten, damit ſie Niemand geniren, und wird wünſchen, die ganze Schulzeit durchzumachen.“

„Nun, das iſt doch Etwas!“ entgegnete Fauſtine; „die Herren mögen ſich bei Graf Mengen bedanken, daß er ſie von dem Verdacht der Blindheit frei ſpricht.“

„Wir ſind gar nicht blind,“ ſagte Clemens, „wir mögen nur nichts ſehen, was uns nicht intereſſirt.“

„Wirklich?“ fragte Fauſtine; „ich meinte, nur Frauen wären ſo einſeitig! Männer aber betrachteten und bedächten Alles, was ihnen vorkommt, um über Alles ein Urtheil zu haben. Darum ſind ſie ja eben ſo unerhört langweilig.“

„Darum?“ ſagte Mario lachend.

„Freilich! — ſo unfriſch, ſo gleichgültig, ſo ohne Meinungen, die ihnen wie Blut in den Adern pulſiren! denn was giebts zu ſagen über Dinge, die dem innerſten Weſen fremd bleiben? Gemeinplätze, Hypotheſen, vage Theorien, Sophismen: die ganze Bagage des exercirenden Soldaten — Ver-

ſtand. Wir aber ziehen als echte Krieger ohne alle Bagage in die Schlacht und kämpfen begeiſtert."

„O gnädige Gräfin," rief Mario, „die Begeiſterung iſt dem Manne doch viel eigenthümlicher, als dem Weibe! Ich nenne nicht die augenblickliche Exaltation, welche Leib und Leben, Seel' und Seligkeit wagen und opfern läßt, allein Begeiſterung, ſondern auch feſtes Beharren, unverbrüchliche Richtung, ausdauerndes Handeln in einem und demſelben Sinne, für eine und dieſelbe Idee, mit einer und derſelben Wärme und Kraft."

„Das iſt Charakter" — ſagte Fauſtine.

„Aber was alimentirt den Charakter, wenn nicht Begeiſterung? welch' ein dürres, unerquickliches, unwirkſames Weſen wird daraus, wenn der Charakter nur wie ein Maulthier immer vorwärts trabt, und ſeine Laſt über das Gebirge fortſchafft. Ohne Freudigkeit an dem einmal Erfaßten, ohne Andacht zu ihm, ohne Befriedigung in ihm, ohne Triumph mit ihm — ward nie etwas Großes geleiſtet, und was iſt die Quinteſſenz dieſer Empfindungen, wenn nicht Begeiſterung? was iſt der Pulsſchlag, der ihnen Leben zuſtrömt, wenn nicht Begeiſterung? Begeiſterung iſt der elektriſche Schlag, der die Kette der Exiſtenz durchſtrömt, und die Geſchichte beweiſ't, daß nur Männer ihn empfingen."

„Nur Männer?" unterbrach Fauſtine; „und die Prophetinnen der Hebräer! und die todverlachenden Römerinnen! und die Prieſterinnen der Germanen! und die Heldinnen von Saragoſſa!"

„Die Richtung nehme ich aus. Wo das Herz des Weibes getroffen wird, wo die Liebe es berührt, ſei es ausſchließlich für einen Menſchen, oder für das Vaterland, oder für

Gott — da ſchlägt der elektriſche Funke ein, da lodert die Begeiſterung auf. Aber ſelbſt dann begnügt ſich das Weib damit, für das Geliebte zu leiden und zu ſterben. Zum Schaffen, zum Handeln, zum die Welt aus ihren Fugen Heben, wird das Weib nie angeregt, nie! wol verſtanden, nie durch Begeiſterung. Durch Intriguen, durch Laune — ja, damit amüſirt ſie ſich zuweilen. Noch keiner Frau iſt es eingefallen, den Geliebten unſterblich zu machen, wie Petrark die Laura und Dante die Beatrice; ſie beherrſchen nicht einmal die Kunſt! viel weniger die Wiſſenſchaft! die Frau ſoll noch geboren werden, welche im Stande iſt, für eine abſtracte Idee ſich zu begeiſtern bis zum gelaſſenen Erdulden von Kerker und Verfolgung, wie z. B. Galilei mit ſeinem „e pur si muove!“ Ein weiblicher Socrates läßt ſich nun vollends gar nicht denken.“

„Doch war die ſchöne und weiſe Hypatia, welche unter Kaiſer Theodoſius II. einen Lehrſtuhl zu Alexandrien einnahm, wie Socrates Lehrer der Jugend; und gleich ihm fand ſie den Märtyrertod, welchen ihres Ruhms und ihrer Wiſſenſchaft neidiſche Feinde über ſie verhängten. Uebrigens — da Männer die Geſchichte ſchreiben, und da die Geſchichte ſich überhaupt mehr mit Darſtellung der Thatſachen, als mit Entwickelung der Motive beſchäftigt — kann Niemand wiſſen, ob nicht, während ein Dutzend Männer auf der Lebensbühne agirt und tragirt, eine Frau im Souffleurkaſten ihnen ihre Rolle vorſpricht.“

„Davon bin ich überzeugt,“ entgegnete Mario, „die Frauen haben grenzenloſen Einfluß auf uns. Wo ein Mann ruinirt ward, trug gewiß eine Frau die erſte Schuld.“

„O Graf Mengen!“ rief Fauſtine, „Sie ſind unerhört parteiiſch für Ihr Geſchlecht! Ganz der nämliche Vorwurf läßt ſich umkehren und bleibt eben ſo wahr.“

„Aber der ruinirte und geſunkene Mann kann durch eine Frau erhoben und gebeſſert werden. Läßt ſich dieſe Behauptung auch umkehren?“

„Ich glaube kaum. Die geſunkene Frau ſteht nicht wieder auf. Ein böſer Mann ruinirt ſo gründlich, daß ein guter nicht mehr retten kann. Unſer Einfluß aber iſt ſtärker im Guten, als im Böſen.“

Clemens, der immer ruhig zugehört, hob jezt an: „Keineswegs! wenn Sie mir befehlen, den Einen aus dem Waſſer zu holen, und den Anderen ins Waſſer zu werfen, ſo thue ich Beides mit gleichem Vergnügen.“

„Gott behüte mich vor einem ſo blind ergebenen Freund!“ rief Fauſtine. „Auf Menſchen Einfluß zu haben, iſt Genuß; dabei kommt es doch auf meine Eigenthümlichkeit an! aber eine willen- und gedankenloſe Maſchine kann Jeder regieren. Ich ſage mich Ihnen gegenüber von allem Einfluß los und ledig.“

„Sie üben ihn unwillkürlich.“

„Ich will aber nicht!“ ſagte ſie, und kreuzte ihre Arme über der Bruſt, als wickele ſie ſich in ſich ſelbſt zuſammen, um Niemand zu berühren, wie man wol thut, wenn man im Gedränge von Menſchen ſteht oder geht.

Mario fühlte, daß es Zeit ſei zu gehen; es kam ihm zudringlich vor, den erſten Beſuch über die Gebühr auszudehnen. Er dachte heimlich: wenn ſie nur ſchwiege, wenn ſie nur ſich nicht bewegte, wenn ſie nur überhaupt gar nicht ſie wäre, ſo würde ich ja ſehr gern gehen. — Kirchberg war

längſt fort. Nun ging auch Clemens. Da überwand ſich Mengen und ſtand auf. Er ſagte nur noch:

„Feldern ſagte mir vor längerer Zeit, Sie wären zu beſchäftigt mit Ihrer Kunſt, um Freude am geſelligen Umgang zu finden, und als ich fragte, was Sie malten, entgegnete er: Bäume. Würden Sie die Gnade haben, mich einmal dieſe Bäume ſehen zu laſſen, welche Sie ſo lange verſchattet haben?“

Fauſtine lachte. „Bäume, ſagt Feldern, hätte ich gemalt? das iſt doch poſſierlich, nur Bäume auf meinen beiden Bildern zu ſehen! Wenn Sie Morgens kommen wollen, werd' ich ſie Ihnen zeigen.“

„Morgen?“ verwandelte Mario ihr Wort.

„O ja, morgen.“ Er ſchied eben ſo beglückt, wie Clemens verdrießlich, und Fauſtine dachte: ein angenehmer Mann! warum lernte ich ihn nicht früher kennen? ich hab' es meinem Abſperrungsſyſtem zu danken. Das taugt nie etwas! die Cholera ſchließt es nicht aus, wol aber intereſſante Bekanntſchaften.

---

Feldern ritt auf der öden, beſchneiten Chauſſee den wolbekannten Weg zu der Braut. Im Hauſe begegnete er zuerſt dem Vater und fragte haſtig nach Cunigunden.

„Es geht nicht beſſer,“ ſagte der alte Mann wehmüthig und eine zerdrückte Thräne machte ſein ſonſt nichtsſagendes Auge beinahe ſchön. „Kommen Sie zu ihr.“

Er brachte ihn vor ihr kleines enges, schmuckloses, nonnenhaftes Zimmer. Da saß Cunigunde vor einem Tischchen und las in der Bibel. Er ging voran.

„Wie geht es Dir, mein Kind?“ fragte Herr von Stein, und legte zärtlich seine Hand unter ihr Kinn.

„Gut, mein lieber Vater,“ antwortete sie, diese Hand küssend.

„Nicht wahr, Du stirbst mir nicht, mein frommes, mein bestes Kind?“ Er streichelte ihre Wangen, ihre Stirn, ihr Haar.

„Nein, mein lieber Vater,“ sagte sie mit melancholischer Zärtlichkeit zu ihm aufblickend. Als er aber sprach: „Feldern ist auch da; darf er kommen?“ da glitt ein Schauer über ihr mildes Gesicht, ein Krampf, ein Grauen.

„Ja,“ sprach sie. Der Vater ließ das Paar allein.

„Nun, Cunigunde!“ sagte Feldern, und setzte sich ihr gegenüber.

„Guten Abend, mein lieber Feldern!“ war Alles, was sie vorbrachte. Ihre Brust hob sich in unbeschreiblicher Beängstigung.

„Haben Sie mir weiter nichts zu sagen? können Sie kein Vertrauen zu mir fassen? Reden Sie doch nur, aber mit einem einzigen Grund.“

„Ich habe mich müde geredet! und einen Grund habe ich nicht.“

„So beharren Sie also darin aus Eigensinn, aus Laune, mich fortzuweisen, mich — Ihren treuen, erprobten und bewährten Freund, den Sie jahrelang als Ihren künftigen Gatten betrachtet haben?“

„Keine Laune, o Gott!“ ſeufzte Cunigunde und rang die Hände.

„Nun, liebe Cunigunde, ſo ſprechen Sie nur das Warum aus! Sobald ich weiß, was zwiſchen uns liegt, will ich es ändern, vermeiden, oder auch ganz Sie aufgeben. Nur aber ſo kommt es mir wie eine Geiſtesbefangenheit, wie eine Krankheit vor, die über kurz oder lang weichen wird, und der ich unmöglich mein Glück, meine Zukunft, und vielleicht die Ihre — opfern kann.“

„Sie ſprechen ſo gut, ſo verſtändig, daß ich Sie ganz und gar begreife! beſſer Sie begreife, als mich ſelbſt — denn ein Warum kann ich Ihnen nicht ſagen, aber heirathen kann ich Sie auch nicht.“

„Dann iſt es nicht anders möglich, als daß Sie einen Andern lieben.“

„Ihre fixe Idee, die ich ſchon hundertmal verneint habe!“

„Einen Andern, deſſen Sie Sich ſchämen, der Ihrer unwürdig iſt....“ —

„Iſt es denn eine ſolche Schmach zu lieben, daß ich den Mann, den ich liebte, nicht einmal meiner würdig achten ſollte?“

„Weshalb nennen Sie ihn denn nicht?“

„Weil ich keinen liebe.“

Feldern ſtand mit heftiger Ungeduld auf und ging in dem Zimmerchen hin und her. Endlich blieb er vor Cunigunden ſtehen und fragte ſcharf:

„Wen wollen Sie heirathen?“

„Niemand" — sagte Cunigunde und sah ihn befremdet an; „das wissen Sie ja. Wollte ich heirathen, so könnte ich gewiß am leichtesten Sie heirathen, den ich achte, den ich kenne, der brav, treu und rechtschaffen ist, der mich herzlich lieb hat...." —

„Cunigunde!" rief Feldern zärtlich, legte den Arm um ihre Schulter und bog sich zu ihr herab. Doch sein Kuß streifte nur ihre Wange, denn sie wendete den Kopf, schloß die Augen und sagte mit zitternder Angst:

„Erbarmen!"

Tief gekränkt ließ Feldern den Arm sinken. Er sagte verletzt und hart:

„In Ihrem Benehmen liegt Lüge oder Wahnsinn."

„Keine Lüge! jedes Wort ist reine Wahrheit. Ich heuchle keine Achtung, kein Vertrauen zu Ihnen — ich hege es wirklich. Darum habe ich den Muth gefaßt, Sie zu bitten, mein Wort zu lösen."

„Das ist aber — wenn nicht Wahnsinn, doch Verschrobenheit, Ueberspannung, Sentimentalität! Was wollen Sie denn? etwa katholisch und Nonne werden? die religiöse Schwärmerei verrückt zuweilen die klarsten Köpfe."

„Ich mag nicht Nonne werden — niemals!" rief Cunigunde, und ein frischer, rosiger Hauch des Lebens überstreifte ihr Antlitz und machte es so schön, daß Feldern trotz seines Unmuthes bewundernd und lächelnd sagte:

„Es wäre auch schade, wenn Sie den Klosterberuf hätten! — Aber was soll denn eigentlich aus Ihnen werden, Cunigunde?"

„Was Gott will!" — sie faltete die Hände, legte sie auf die Bibel und neigte das Haupt.

„Aber wie soll sein Wille sich Ihnen offenbaren, wenn Sie verstockt sind, und auf Wunsch, Rath, Bitte Ihrer besten Freunde nicht hören?"

„Meiner besten Freunde? ja, das ist es eben — ich habe gar keine Freunde!"

„Ihre Eltern — mich...." —

„Ja, Sie, mein lieber Feldern, Sie sind wirklich mein Freund, und es ist nur gar zu traurig, daß diese Angelegenheit Sie Selbst zu nah betrift, um ganz unbefangen zu sein. Und meine Eltern? ach mein armer, harmloser Vater, der grämt sich um mich, der mögte alle Welt fröhlich wissen, seine Lieben zuerst; drum thut er ja Alles, was die Mutter will. Und meine Mutter ist eine kluge Frau, und auch eine gute Frau! sie meint es gewiß gut mit uns Allen, auch mit mir. Sie spricht: ich sei arm und was ich denn weiter wolle, als einen braven Mann; und so lange ich im Elternhause, hindere ich die Versorgung meiner Schwestern, da ich die schönste von ihnen, und deshalb die begehrteste sei. — Sonst aber hab' ich keine Freunde und weiß auch Niemand, den ich mir zum Freunde wünschte, als...." —

„Nun, als?" fragte Feldern gespannt. Und da sie schwieg: „Graf Mengen etwa?"

„Wen?" sagte Cunigunde zerstreut.

„Graf Mengen, der im Spätsommer mit mir einmal hier war."

„Ach nein! keinen Mann. Eine Frau, eine himmlische, wunderbare Frau, der Sie mich im vorigen Winter auf dem Maskenball vorgestellt haben: die Gräfin Obernau. Ich habe sie nur das einzige Mal gesehen, aber ich kann sie gar nicht vergessen! wie sie ansah und aussah, wie sie ging und stand,

wie sie sprach und lächelte, immer fiel mir „das Mädchen aus der Fremde" ein, und ob ich nicht auch eine arme Hirtin sein könne, der sie eine Gabe brächte."

„Liebe Cunigunde, Sie sind wirklich ein wenig sentimental! Das Liebesgefühl lebt in Ihrem Herzen, aber es scheint Ihnen zarter, überirdischer, engelhafter, eine Freundin zu lieben, als einen Freund, und so quälen Sie Sich und mich. Die Gräfin Obernau ist zwar eine äußerst anmuthige Person, aber da nicht jeder die Kraft und die Selbständigkeit hat, so frei das Leben zu beherrschen, so dürfte sie nicht als Richtschnur für allgemeine Verhältnisse dienen."

„Das begehre ich nicht; ich wünschte nur, daß sie mich liebte. Wünschen Sie das nicht auch für sich?"

„Ganz und gar nicht — obschon es sehr angenehm ist, mit ihr zu leben. Mögten Sie bisweilen sie besuchen, so will ich sie darum bitten; sie erlaubt es gern. Die Monotonie und Einsamkeit Ihres Lebens hier mag auch Ihre Nerven abspannen; vielleicht thut sanfte Zerstreuung, ohne Tumult, ohne Geräusch, Ihnen gut. Theure Cunigunde, ich würde Sie so gern genesen und glücklich sehen."

Cunigunde gab ihm dankbar die Hand, froh der Aussicht, welche er vor ihr eröfnete. Sie wußte nichts Bestimmtes davon zu hoffen; deshalb war ihr, als ginge sie dadurch ihrem Glück entgegen, ihrer Befreiung, ihrer Erlösung. Ihr schönes Gesicht, welches durch lange, reine Schmerzen unaussprechlichen Adel hatte, lichtete sich an der Hofnung auf, wie eine frierende Blume am Sonnenstral. Freundlicher, als seit Monaten, schieden die Verlobten. Feldern dachte: Faustine hat zwar wunderliche und etwas unpraktische Ansichten von den geselligen und bürgerlichen Verhältnissen, aber Niemand

ist weniger sentimental, als sie. Cunigundens Ueberspannung wird in ihrer klaren Atmosphäre weichen, und ist sie nur erst gewichen, so bin ich ja des Mädchens gewiß, das für keinen Andern Neigung gefaßt hat, sondern nur überhaupt ruhigen, kühlen Temperaments ist. Das werden die besten Frauen — Frauen, auf die man sich verlassen kann, ohne Schwankungen, ohne besorgnißerregende Allüren — Frauen, die den Mann nie hinreißen und ihm stets gefallen. Solche Faustine entzückt, aber wer hat den Muth, sie zu heirathen? nicht einmal Andlau. Weibern gegenüber, die immer wie in einem Regen von Brillantfeuer stehen, kommt man sich so dunkel, so inferieur, so dumm vor, daß enorme Selbstverleugnung dazu gehört, um sie zu lieben. Vielleicht liegt aber in ihrer Liebe Lohn für diese Demüthigung.

Der starke Mann fürchtet nicht zu der Geliebten emporzublicken; er fühlt die Kraft in sich, mit einem Schwung ihr zur Seite zu stehen. Der eitle und schwache Mann hält sie gern in seinem Niveau; er fürchtet die Ueberstrahlung, und fühlt nicht die Kraft, ein Gegengewicht in die Schaale zu werfen.

---

Mengen fehlte nicht am nächsten Morgen bei Faustine. Der Bediente öfnete ihm den Salon. Er war leer. Mario ging hindurch und betrat das zweite Zimmer, welches er gestern nur durch die Thür gesehen. Heute sah er sich darin um; denn dies war augenscheinlich das Gemach, worin Faustine sich am meisten aufhielt. An dem einen Fenster stand ihr Schreibtisch, nichts frappirte ihn auf demselben, als And-

laus Porträt in Aquarel sehr schön und sehr ähnlich gemalt; ein denkender, ernster, melancholischer Kopf. Sieht man ihr gegenüber nicht heiterer aus? dachte Mario. Am andern Fenster stand ein Tisch mit Lesepult und verschiedenen Büchern, und ein tiefer Lehnstuhl davor. An der einen Wand eine breite, niedrige, aus einzelnen Polstern zusammengesetzte Ottomane. Ihr gegenüber ein großer Toilettenspiegel, an dem nachlässig eine Echarpe und eine kleine Taffetschürze hingen. An der Hinterwand schlossen dunkelrothe Vorhänge den Alkoven. — Ein Zimmer ist das weitere Ueberkleid eines Menschen: es verräth dessen Formen und etwas von dem Wesen bleibt darin zurück. Darum sieht man so gern das Zimmer eines berühmten oder eines geliebten Menschen; man wird darin die Seele gewahr. Mario hatte sich friedlich auf die Armlehne des großen Fauteuils gesetzt, und sah sich um. Er wartete nicht auf Faustine; sie schien ihm gegenwärtig.

„Tappt nicht Jemand da herum?" rief ihre goldene Stimme durch eine Thür, die nur angelehnt war.

„Ich harre Ihres Befehls," sagte Mario, öfnete die Thür und stand in einem kleinen Cabinet, das man Atelier nennen konnte, denn es war ganz für die Malerei eingerichtet: nur ein Fenster, bis zur Mitte von unten auf zugesetzt; Bilder, Zeichnungen, Kupferstiche, Skizzen von oben bis unten an den nackten Wänden, kein Ameublement als einige Staffeleien, ein Paar Tische, worauf Mappen, Zeichengeräth, ein Todtenkopf, Gypsabgüsse von Armen und Beinen — und zwei Strohstühle, worauf auch allerlei Utensilien lagen.

„Setzen Sie Sich," sagte Faustine. Sie saß vor einer Staffelei und arbeitete.

„Das hat hier ſeine Schwierigkeiten," ſagte Mario und ſah ſich lachend um.

„Iſt es Ihnen unbehaglich hier, ſo erwarten Sie mich im Salon. In zehn Minuten bin ich mit dieſer Anlage fertig."

„Ich muß mich nur arrangiren dürfen" — ſagte Mario und kniete neben ihr nieder.

„Das geht auch" — antwortete ſie und malte gelaſſen weiter.

Er betrachtete ſie. Ihr Anzug war der unvortheilhafteſte von der Welt: ein weißes Linonhäubchen, welches ſo dicht ihr Geſicht umſchloß, daß kein Haar zu ſehen war, eine große graue Schürze und graue Vorärmel. Für jede andre Frau würde es eine völlige Abweſenheit aller Eitelkeit verrathen haben, in dieſem Anzug Beſuch zu empfangen. Bei Fauſtine aber bedeutete es nichts, als daß ſie mehr an ihr Bild, als an ihre graue Schürze dachte. Sie ſaß ſtumm da, die Lippen ein wenig geöfnet, als lauſche ſie auf etwas; mit den breiten Augenlidern zuweilen ganz raſch die Augen zudeckend, wie um ſie auszuruhen: die Lachtauben haben dieſe Bewegung. Endlich wendete Mario ſeinen Blick ihrer Arbeit zu.

„Warum den finſtern Todtenkopf malen?" fragte er; „was wiſſen denn Sie vom Tode, Sie, bei der Licht und Wärme — und das iſt Leben! — zu Hauſe ſind?"

„Ich wollte auch das Leben malen," antwortete ſie, „aber dazu fiel mir eben nichts Anderes ein, als eine Fülle von Blumen und der Todtenkopf dazwiſchen, halb verſteckt, und doch Alles überragend. Sie haben ganz Recht! mit dem Tode hab' ich nichts zu ſchaffen, ſo gar nichts, daß ich ihn nicht einmal verſtehe. Aus einer Form der Exiſtenz zu einer

andern übergehen, heißt bei mir nicht Tod, ſondern eine neue Lebensentwickelung. Leben muß man, wie man liebt: durch Ewigkeiten hindurch. Wer nicht dieſe Ueberzeugung hegt, weiß nichts vom Leben, nichts von der Liebe. Wer nicht das Weltall zu einem Quell macht, aus dem er Leben und Liebe ſtets neu und friſch ſchöpft, ſollte nur gar nicht dazu Miene machen. Sie ſehen, ich bin eine entſchiedene Gegnerin des Todes; aber dem Körper gönne ich gern ſein Ausruhen im Grabe, obgleich er dabei ſo garſtig wird, wie mein alter Todtenkopf hier."

„Warum verdient der Leib dies Ausruhen, der ſich doch nicht halb ſo viel anſtrengt, als der Geiſt? einen körperlichen Schmerz haben wir nach vierundzwanzig Stunden total vergeſſen; von dem geiſtigen bleibt immer eine Narbe, oft eine Wunde zurück. Körperliche Ermüdung — was iſt denn das? man hat ein Paar Nächte durchſchwärmt — dann ſchläft man aus! ein ſehr angenehmes Mittel gegen Ermüdung! — Aber gegen geiſtige Müdigkeit, die auf Ueberanſtrengung folgt, und Flug und Schwung lähmt, giebt's keine angenehmen Mittel, ſondern Sturzbäder von Widerwärtigkeiten etwa, und Moxa der Leidenſchaft, und ähnliche Kuren, welche der geſchickte Arzt Schickſal zu verhängen weiß."

„Daher hat aber auch der Geiſt ſeine Freude, ſeinen Spaß, ſein Glück, ſein Fortkommen — und der arme, arme Leib nichts von dem Allen! Wie muß das Blut rennen, die Nerve hüpfen, die Muskel ringen, wie müſſen die Sinne, dieſe faulen Knechte und ſtummen Diener der Seele, ſich abarbeiten, danaidenmäßig! denn wenn nun der Leib meint, er habe ſich ein Vergnügen arrangirt, ſo tritt plötzlich ſein Tyrann auf, Geiſt, Seele, wie er heißen mag! und ſpricht: „Mit nichten,

mein Guter, der Abhub der Tafel kommt dir zu!“ — Dann ſchmauſ't der Tyrann die beſten Biſſen und trinkt vom Champagner nur den Schaum, und der arme Leib ſteht demüthig hinterm Stuhl und freut ſich, daß es ſeinem Herrn ſo gut ſchmeckt. Man kann ſich gar nicht wundern, wenn er manchmal zur Unzeit verdrießlich wird, ſich lang ausſtreckt und ſagt: „Suche Dir einen andern Knecht! ich hab's ſatt.““

„Die Emanzipation des Fleiſches, wie das Modewort heißt, welches jezt gepredigt wird — entſpricht alſo wol ganz Ihren Wünſchen?“

„Unſinn, lieber Graf, kläglicher Unſinn, wie er von Leuten mit fixen Ideen nicht anders zu erwarten iſt. All' dieſe Prediger ſind mit der Monomanie der Gleichheit behaftet, die ſich durch eine Art von Berſerkerwuth gegen Alles, was bisher dominirt und primirt hat, äußert. Die ariſtokratiſche Inſtitution, daß Vernunft, Verſtand, Wille den Plebs der Sinne beherrſche, ſoll nicht mehr gelten, nicht — weil ſie nicht gut und nützlich wäre; ſondern tout bonnement, weil etwas Hochadliges darin liegt, rohes, ungebildetes Volk — gehorchen zu laſſen. Im Mittelalter verliehen die Städte an Ritter und Herren das Bürgerrecht, und das war eine große Ehre, denn ſie traten dadurch in eine ehrenwerthe Verbindung. Jezt, wo alles Zünftige, als der Gleichheit und Freiheit widerſprechend — abgeſchafft wird, taucht plötzlich eine Zunft von Literaten auf, welche das Beſtialitätsrecht verleihen mögte. Aber ich denke, ſie werden es wol für ſich behalten dürfen. — So. Nun bin ich mit der Anlage fertig. Jezt ſollen Sie die bewußten Bäume ſehen.“

Sie erhob ſich, ſtellte ein Gemälde auf die Staffelei, und ſprach zu Mario:

Setzen Sie Sich davor hin.“

Es war ein schroffer Felsenabhang über dem Meer. Eine Tanne und eine Birke, mit seltsam verschlungenen Zweigen, standen am äußersten Rande dieses Abhangs und bildeten den Vordergrund. Die Birke war ganz unbelaubt; ihr weißer Stamm, die schlanken Zweige schienen zu zittern und zu frieren im Sturm. Die Tanne breitete ihre Aeste, worauf einzelne Schneeflocken gestreut waren, schützend aus, gleich starken Armen. Der Himmel war winterlich hart, eisgrau, im Westen kupferroth. Tief unten dämmerte das Meer.

Nach einiger Zeit stellte Faustine ein zweites Gemälde auf die Staffelei: ganz derselbe Gegenstand, aber im Frühling und im Morgenlicht. Die Birke, frisch und sonnenglänzend, schmückte die Tanne mit ihrem wehenden, schwebenden Laube, wie mit festlichen Guirlanden.

„Gefallen Ihnen die Bäume?“ unterbrach Faustine endlich das Schweigen.

„Sie verstehen zu malen!“ entgegnete Mario. „Sie verstehen die Dinge aufzufassen, und ihnen mit dem Pinsel ein poetischwahres Gewand umzuhängen. Aber wundern dürfen Sie Sich nicht, daß Feldern, und vielleicht hundert Andere, nur eine schöne Landschaft in diesem Bilde sehen. Bilderschrift ist ein tiefsinniges Studium, wozu mehr gehört als des Kunstkenners Geschmack und Urtheil. Sie ist ein Sanskrit, nur von Wenigen verstanden.“

In demselben Augenblick trat Clemens ein und sagte:

„Verzeihung! ich bin vom Diener hergewiesen.“ Dann rasch hinter Mario tretend und das Gemälde betrachtend, rief er hocherfreut: „Die Tanne kenne ich! Sie haben sie einmal auf einem Spaziergang in Oberwalldorf flüchtig gezeichnet:

dabei habe ich ſie mir eingeprägt. Es freut mich, daß Sie an etwas aus jener Zeit gedacht, wenn nicht an Menſchen, doch an den Baum!"

„Ich denke an Alles, was der Erinnerung werth iſt," ſagte Fauſtine.

„Oder der Hofnung!" rief Clemens.

„Ja; und lieber noch!" entgegnete ſie, und machte eine Bewegung, welche die Herren einlud, mit ihr das Atelier zu verlaſſen. Schürze und Häubchen blieben darin zurück.

Mario und Clemens mißfielen ſich ungemein — gegenſeitig, wie das gewöhnlich der Fall iſt. Seltſam, daß nichts auf der Welt zwei Menſchen, die ſich einander völlig fremd ſind, herzlicher verbindet oder feindlicher entzweit, als die Liebe für eine dritte Perſon — je nach der Beſchaffenheit, dem Colorit, der Temperatur dieſer Liebe. Der Freund, der Bruder der Geliebten wird unſer Bruder, unſer Freund; wer aber Miene macht, ſie auf unſere Weiſe anzubeten, iſt unſer Erzfeind. Clemens haßte Mario, weil er eiferſüchtig auf ihn war. Er fühlte, daß Mario Fauſtinen beſſer als er gefallen könne, denn er war unbeholfen und ſie hatte die gewandten Menſchen ſo gern: „die Menſchen, welche ihr zartes Händchen nur mit einem weißen Glacé-Handſchuh anfaſſen — murmelte Clemens — und davon bin ich kein Liebhaber, obgleich ich, ihr zu Gefallen, auch recht gern weiße oder himmelblaue oder maigrüne Handſchuhe anziehen würde." — Mario hatte Clemens einen Augenblick mit dem unverhohlenen Erſtaunen betrachtet, welches durch deſſen brüskes Auftreten überall, wo man an beſſere Manieren gewöhnt war, hervorgerufen werden mußte. Dann aber beachtete er ihn gar nicht mehr als ein ſelbſtändiges Weſen, ſondern nur dann,

wenn Jener auf irgend eine Weiſe gegen Fauſtine anſtieß. Sie ſelbſt litt gar nicht durch das unvortheilhafte Licht, worin Clemens ſich zeigte.

„Es iſt den jungen Leuten ſehr heilſam, wenn ſie merken, was und wie viel ihnen fehlt, um in der Geſellſchaft angenehm zu ſein" — ſagte ſie einſt. „Wenn ſie von der Univerſität kommen, ſind ſie ſo aufgeblaſen wie eine Mongolfiere, und gleich dieſer, ihrer Himmelfahrt und des bewundernden Staunens des verſammelten Volks gewiß. Warum ſo aufgeblaſen? entweder haben ſie ſich brav herumgehauen, oder ſie haben enorm getrunken, oder der Himmel hat ſie mit einem pompöſen Bart erfreut, oder ſie haben in irgend einem Examen ſich nicht verblüffen laſſen —"

Clemens, der anſpruchloſeſte Menſch unter der Sonne, war nur auf ſeinen Bart eitel; deshalb unterbrach er gereizt Fauſtine und rief, weil er doch nicht die Bart-Stolzen vertheidigen konnte:

„Sie haben gut reden, ſpöttiſch und klug! ſollten Sie Sich examiniren laſſen, würden Sie auch vielleicht nicht beſtehen."

„Das käme noch darauf an" — entgegnete ſie unverzagt.

„Und" — ſagte Mario — „ſich nicht verblüffen zu laſſen iſt gewiß eine eben ſo wichtige als richtige Regel darüber. Wenigſtens einmal hab' ich mich bei deren Befolgung mit Ruhm bedeckt. Ich wurde mit drei Gefährten examinirt. Alles ging charmant, bis der Examinator nach der Tages- und Jahreszahl irgend eines obſcuren Edicts fragte. Nur zufällig hätte man dies behalten, und beantworten können. Meine Gefährten ſchwiegen. Es iſt aber doch allzu verdrießlich, wenn ein Menſch viermal fragt, ohne eine Antwort zu

bekommen: alſo nannte ich tapfer ein Datum, als ich gefragt wurde. Da ſagte der Examinator ſehr bedächtig: „Es iſt zwar nicht dieſer Monatstag, ſondern jener, und auch nicht dieſe Jahreszahl, ſondern jene, welche das Edict bezeichnen; aber man ſieht doch!““

„Aber man ſieht doch,“ rief Fauſtine und klatſchte fröhlich in die Hände, „wie leicht es iſt, mit einiger Geiſtesgegenwart gut zu beſtehen.“

„Aber man ſieht doch,“ ſagte Clemens, „wie leicht es iſt, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen.“

„Ja,“ antwortete ſie, „auf die Manier und die Manieren kommt freilich ſehr viel an.“

„Das ſollten oberflächliche Menſchen ſagen dürfen, aber Sie nicht! Sie müſſen auf das Weſen ſehen.“

„Sehr gern! ſobald das Weſen ein goldener Apfel in ſilbernen Schaalen iſt — wie es in der Bibel heißt. Iſt aber der goldene Apfel in ein Igelfell gewickelt, ſo bin ich verwundet und abgeſchreckt beim Anfaſſen, und tröſte mich nur allmälig durch den Gedanken an den köſtlichen Inhalt. Was ſoll mich aber tröſten, wenn ein gemeiner, rothbäckiger, ſaurer Apfel im Igelfell liegt? nehme er ein Silberflor-Mäntelchen von guten Manieren um, ſo wird er zwar nicht ſonderlich genießbar, allein doch recht gut anzuſchauen ſein. Gute Manieren ſind meine gebornen Freunde; wo ich ſie finde, werd' ich mich — nicht immer heimiſch, das liegt in einer andern Sphäre — jedoch nie unheimlich fühlen. Schlechte Manieren ſind meine gebornen Tyrannen, machen mich zaghaft, machen mich bald übertrieben höflich, um auf meiner Seite doppelte Schranken zu haben, und bald ſo ungeduldig, daß

ich rufen mögte: Geht zu Gevatter Schneider und Handschuhmacher, mit denen ihr zu verwechseln seid."

„Und was nennen Sie schlechte Manieren haben?"

„Eben verwechselbar mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher sein" — sagte Faustine gelangweilt, und Clemens beruhigte sich; denn das paßte nicht auf ihn.

---

Feldern wollte sein Cunigunden gegebenes Wort erfüllen. Er bat Faustine um die Gnade, seiner Braut zuweilen ihre Gesellschaft zu gönnen. Er sagte:

„Ich bin des günstigsten Einflusses Ihres lichten Wesens auf das krankhaft sentimentale meiner Braut gewiß."

Faustine sah ihn scharf an und erwiderte: „Sie scheinen mir bestimmte Grenzen setzen zu wollen; aber Sie sollten wissen, daß ich mich denen nicht füge, ohne sie wenigstens im vollen Umfang zu kennen. Erwarten Sie etwas Bestimmtes von mir, wie z. B. daß ich Fräulein Stein einige Anleitung in der Malerei gebe, oder dergl., so sagen Sie es nur gerade heraus; ich werde es gern thun."

„Cunigunde malt nicht," entgegnete Feldern, „und überhaupt ist es nicht ein Lehrmeister, den sie in Ihnen finden mögte, sondern eine Freundin."

„Wer das in mir sucht, dem komme ich entgegen mit vollem, ofnem Herzen, und ich bin Fräulein Stein im Voraus dankbar für ihr Zutrauen. Aber, mein bester Feldern, vergessn Sie nicht, daß ich nicht die Person bin, welche je ihre Meinung zurückhält, und daß, wenn man mich um Rath

fragt, keine Rückſichten mich hindern, ihn nach meiner Ueberzeugung zu ertheilen."

Hätte Feldern den Muth gehabt, Fauſtinen ſein geſpanntes Verhältniß zu Cunigunden offen darzulegen, ſo hätte ſie ihn beſchworen, die widerſtrebende Braut fahren zu laſſen, und auf keinen Fall ſie ſelbſt mit einer Perſon in Verbindung zu ſetzen, deren Anſichten ſie theilte. Aber Feldern beharrte in ſeinem Eigenſinn, Cunigundens Benehmen als eine nervöſe Sentimentalität zu betrachten, welche der Zerſtreuung, der freundlichen Theilnahme, der rückkehrenden Jugendkraft weichen würde. Wich ſie — warum ſollte er vorſchnell Fremde von der obwaltenden Spannung unterrichten? Wich ſie nicht — und dieſen Fall mogte er kaum ſich ſelbſt heimlich geſtehen — ſo erfuhr das Publikum ja immer früh genug den eclatirenden Bruch. — Jezt ſetzte er ihr aber nur auseinander, wie anmuthig und belebend ihr Umgang für ein junges kränkelndes Mädchen ſein müſſe, dem in einer beſchränkten Häuslichkeit, bei einer ſtrengherrſchenden Mutter und einem ſchwachen, geiſtloſen Vater, ſolcher Verkehr durchaus entzogen ſei. Fauſtinens Sympathie ward rege. Cunigunde kam ihr wie ein Echo ihres eignen Weſens vor. Ungeduldig, wie ſie war, rief ſie endlich:

„Nun, ich ſehe ihr mit derſelben Theilnahme entgegen, die ſie für mich geäußert hat! bringen Sie nur recht bald ſie zu mir."

Cunigunde war entzückt durch dieſe Botſchaft, welche Feldern am Nachmittag ihr hinaustrug, Frau von Stein zufrieden, daß doch irgend etwas im Stande ſei, die Tochter aus der unnatürlichen Gleichgültigkeit aufzurütteln, und Herr

von Stein sehr gern bereit mit ihr nach Dresden zu fahren und ihr ein kleines Amüsement zu verschaffen.

Faustine dankte in ihrer Seele dem Himmel, der ihr so gnädig von allen Seiten Menschen zusandte, mit denen sie sich gut unterhielt. Mario war da, täglich, ja, wenn sie es gewünscht hätte, stündlich; Mario, der sie so gut verstand, auf Ernst und Munterkeit einging, stets das zu sagen wußte, was, wenn es ihr auch nicht gefiel, doch sie zum Widersprechen anregte, woraus hervorgeht, daß es keine flache Aeußerungen waren; Mario, um den allmälig eine hohe Leidenschaft starke Wellen schlug, die sein Herz umdrängten und ihn zu dem schönen „Stern der Meere" hintrugen, welcher alle Wogen zu einem Element des unermeßlichsten Glanzes verwandelte; Mario, an den sie so oft, so gern, mehr als sie wollte, dachte — nicht um ihn zu lieben, aber um sich an diesem Dasein voll seltner Kraft und seltner Gaben zu freuen und zu erquicken — so wähnte sie.

Dann war auch Clemens da; doch weder erfreulich noch erquickend für sie — wie sie es früher wol gewähnt. Die letzten Tage in Oberwalldorf hatten ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß er eine lebhafte Neigung für sie hege; aber sie glaubte sich auf eine Weise gegen ihn benommen zu haben, die auf immer jede Hofnung in ihm tödten und ihm das Unstatthafte seiner Empfindungen dargethan haben mußte. Als er in Dresden erschien, hielt sie ihn für erwacht aus seinem Traum, denn es war ihr unmöglich, an eine dauernde Liebe ohne Erwiderung zu glauben, und sie hofte ihm vielleicht von einigem Nutzen bei seinem Eintritt in die Gesellschaft zu sein, und seine frische, unverdorbene Seele vor bösen Einflüssen zu bewahren. Doch das gestaltete sich sehr bald ganz anders.

Clemens hatte keineswegs ein Gefühl aus ſeiner Bruſt verbannt, das ihn einſt berührte, wie der Sonnenſtral die eingewickelte Raupe. Fauſtine war ihm nun einmal zur Hieroglyphe für Schönheit und Glück geworden: bei ihr verſtand er jene, durch ſie verſtand er dieſes. Aber das Weſen, das uns in den zwiefachen Himmel der Schönheit und des Glücks erhebt — lieben wir es nicht? iſt Liebe etwas Andres, als Offenbarung unendlicher Schönheit und unendlichen Glücks? — So dachte Clemens in den langen öden Tagen, die auf Fauſtinens Abreiſe von Oberwalldorf folgten, und daß ſie ihn nicht liebe, dachte er auch wol zuweilen, aber nie ohne den demüthigen Zuſatz: wie hätte ich auch das verdient? iſt's nicht meine Seligkeit, ihr mein Herz zu geben? das ihre will ich ja gar nicht. Wird nicht der Bettler von der Fürſtenkrone erdrückt? aber nehmen ſoll ſie mein Herz; nehmen muß ſie es — wenn ſie es in den Staub träte .... nein, das kann ſie nicht! ſie muß den Werth eines Herzens erkannt haben, ſo wie die Gottheit ihn erkennt. Mit dieſen Gedanken kam er aus dem Einerlei ſeines beſchränkten thätigen Lebens nach Dresden. Hier ſah er Fauſtine in ganz andern Verhältniſſen als zu Oberwalldorf. Sie war umringt, bewundert, gefeiert, Männer und Frauen wünſchten ſehnlichſt ihren Umgang, ihre Bekanntſchaft; wer ihr nahte, huldigte ihr, und was mehr iſt — huldigte ihr gern. Ihm kam es vor, als ob alle Männer ſie liebten, das Herz vor ihr niederlegten, als ſei das ſeinige dadurch im Werth nicht, aber im Preiſe geſunken. Wodurch ſollte er denn ihre Augen, die verwöhnten, auf ſich ziehen? Er verlief ſich unter der Menge. Er wurde eiferſüchtig, wie ein Kind, ohne Gegenſtand, ohne Grund. Dies Aufpaſſen, dies Haſchen, dies Lauern machte ihn unzu-

frieden mit ſich ſelbſt, und deshalb wurde er verdrießlich und Fauſtinen zur Laſt, die gar nicht wußte, was mit dieſem Menſchen anfangen, als — ihn wegzuſchicken, und dazu hatte ſie kein Recht. Bisweilen, wenn er allein mit ihr war, rührte ſeine Andacht ſie, und ſie war freundlich und herzlich nach ihrer Weiſe; wie ſie ſelbſt ſie bezeichnete: „Ich bin freundlich gegen alle Menſchen — die mir gefallen," — aber ſobald ſie freundlich war, gerieth Clemens in Entzücken, und ſie mußte ſpotten und lachen, um dadurch ſeine Freudenflammen ein wenig zu dämpfen. Kamen nun gar andere Menſchen hinzu, gegen welche ſie gleichmäßig freundlich war, weil ſie ihr keine Veranlaſſung gaben, ihr Benehmen zu ändern; kam vollends der gehaßte Mario, von dem Clemens ſehr ſchnell erkannte, daß er für Fauſtine in einer andern Reihe, als ihre gewöhnlichen guten Freunde ſtehe, nämlich in gar keiner und ganz abgeſchieden — ſo tobten Wogen von Groll und Bitterkeit durch ſeinen ſonſt ſo ſanften Sinn, und ſein Mangel an Erziehung veranlaßte ihn zu einem Benehmen, welches ihn bald lächerlich, bald unerträglich machte. Fauſtine hatte gehoft, die Furcht, lächerlich zu erſcheinen, würde ihn, der nicht ohne Schüchternheit war, in ſeinen Grenzen halten, aber die Leidenſchaft überſprang und überwog jede Rückſicht. Jezt war Fauſtine ganz gleichmäßig ernſt gegen ihn und er kam ſeltener. Sie fragte ihn einmal, wo und mit wem er ſeine Zeit hinbringe, und er antwortete:

„Mit jungen Künſtlern! ich will auch Maler werden."

Sie lachte, aber ſie freute ſich, daß er doch irgend eine Beſchäftigung habe, da das nichtsthueriſche Leben ihm, dem Arbeitgewohnten, leicht gefährlich werden konnte.

Cunigunde kam. Fauſtine empfing ſie mit der ganzen Holdſeligkeit, die ſie bezaubernd machte, und die immer, wenn ihr Herz berührt wurde, wie eine Glorie ſie umfloß. Sie waren lieblich anzuſehen, die beiden ſchönen Geſtalten! Cunigunde glich der Nacht mit ihrem dunkeln Haar, das ſich in ſchweren Locken um ihr vornehm feines, regelmäßig edles, mehr ſchmerzens- als krankheitsblaſſes Geſicht ringelte; die ſchmalen Lippen waren feſt geſchloſſen, ſie hatten ſelten gelächelt, nie geküßt; die länglichen Augen faſt immer geſenkt, doch wenn die Wimpern ſich hoben, ſo brach hinter ihrem ſchwarzen Gitter ein geheimnißvoller Stral an, der gleich einem feuchten, zitternden Mondlichtſtreif zum Himmel ſtieg, oder vom Himmel kam. Fauſtine dagegen war wie der Tag hell, durchſichtig, ein Kryſtall, worin Purpur, Gold, Azur und Roſenroth ſich ſchmolzen. Ihren Kopf konnte nur ein Dichter erfinden, Cunigundens — ein Bildhauer. Sie war die in Frauenform verhüllte Eſſenz einer halbromantiſchen, halborientaliſchen Poeſie — Leidenſchaft und Phantaſie vorherrſchend, zwei Dinge, die ſich gewöhnlich einander ausſchließen, und in ihr ſich vereinigten, wie der Lucifer ins Morgenroth hineinſtralt. Aber nicht die Nacht allein — auch der Tag hat ſeine Geheimniſſe. Wer kann am hohen Sommermittag den Blick aufwärts kehren und in den Himmel hinein ſehen, der wie polirter Stahl leuchtet und funkelt? es wird ſtets ein zitternder Schleier, wie von durchſichtigen Goldflittern, vor den Augen hängen; und dieſe Atmoſphäre umgab Fauſtine, dieſe Atmoſphäre war es, welche ſie ſchied von der Maſſe der nüchternen Menſchen und ſie für einzelne unwiderſtehlich machte. Sie ſtand darin, wie die Palme in der tropiſch blühenden Oaſe, wie die Peri in ihrem feenhaften

Reich. Und dieſe Atmoſphäre zerſchmolz alle Feſſeln an Cunigundens eingekerkerter Seele eben ſo plötzlich, wie ſie die Schwingen von Marios freier Seele verſengt hatte. Sie erzählte Fauſtinen ihre einfache, kurze, traurige Geſchichte: wie ſie vor vier Jahren mit Feldern ſich willig und gern verlobt habe, wie es ihr aber trotz deſſen jezt eine Unmöglichkeit ſei, ſeine Gattin zu werden, und wie ſie als eine Kranke behandelt werde, weil ſie keinen Grund für dieſe Umwandlung anzugeben wiſſe. Sie ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Melancholie:

„Hypochonder und nervenſchwach nennt man mich! Ach, nicht die Nerven — die Seele iſt ſchwach! die fürchtet eine Laſt auf ſich zu laden, der ſie nicht gewachſen iſt.“

„Nennen Sie ihre Seele nicht ſchwach, ſondern klar!“ rief Fauſtine. „Allen Zügeln, allen Lenkungen zum Trotz, läßt ſie ſich nicht durch die Verhältniſſe beſtechen, ſondern erkennt den Weg, auf welchem ihr Heil nicht liegt. Haben Sie je ſo verſtändig, ſo überlegt mit Herrn von Feldern geſprochen?“

„Wie oft! aber er verſteht mich nicht. Ich denke, daß Männer nicht gleich uns Fühlfäden an ihren Seelen haben.“

„In gewöhnlichen Zuſtänden mögen wir ihnen an Takt und Feinheit überlegen ſein,“ ſagte Fauſtine, Andlaus eingedenk, mit tiefer Innigkeit; „aber wenn ein Mann liebt — und das geſchieht öfter, als die Frauen es eingeſtehen wollen — ſo umfängt er wie eine Senſitive das Geliebte, und fühlt früher, ſtärker jede dämmernde Regung, jede Wolke der Empfindung, jeden keimenden Dorn der Mißſtimmung, jede ſchwellende Knospe des Glücks. Aber freilich — lieben muß

er. Liebe iſt ewig der Ring des Djemſchid, welcher das Verſtändniß der Dinge verleiht."

„Feldern liebt mich.... ſagt er" —

„Ja, ja," ſprach Fauſtine und ein Schatten von Cunigundens Melancholie legte ſich auf ihre blütenweiße Stirn, Erinnerungen zogen wie finſtre Träume ihrem inneren Auge vorüber — „die Männer lieben auf allerlei Weiſe, und es giebt freilich eine, die uns elender macht, als je ihr Haß uns machen könnte. Von der rede ich nicht; denn wenn ich von ihr redete — fügte ſie mit dem leiſeſten, bebenden Ton hinzu, aber ihr Auge flammte und ihre Wange glühte — ſo könnte ich nicht anders als ſie verfluchen."

Sie preßte krampfig beide Hände vors Geſicht und ſchüttelte den Kopf, daß ihre Locken wie Bäche die Hände überrieſelten. Dann warf ſie Kopf und Haar zurück, ihr Anblick tauchte beruhigt aus der Flut der Erinnerungen auf und ſie ſtrich lächelnd, träumeriſch über die Stirn, als hätten Geſpenſter ſie geneckt.

„Erſchrecken Sie nur nicht über mein raſches, heftiges Weſen," bat ſie lieblich. „Ich habe nun einmal eine Seele, deren Normalzuſtand ein fiebernder iſt. Damit hat man goldenſelige Phantaſien oder grauſige Phantasmagorien; aber letztere kommen mir ſelten und immer ſeltener. Von Ihnen wollen wir ſprechen. Sagen Sie mir, wie ſich Ihr Schickſal in Ihrer Familie geſtalten würde, wenn Sie entſchieden mit Herrn von Feldern brächen?"

„Ich glaube faſt, daß ich zu gleicher Zeit mit meiner Familie brechen würde, denn meine Mutter iſt nicht daran gewöhnt, daß wir ihren Wünſchen entgegen handeln und ſie wünſcht meine Verheirathung."

„Nun?“ fragte Fauſtine geſpannt, als Cunigunde nach dieſen Worten ſchwieg.

„Ich habe keine Ausſichten, keinen Troſt, keine Hofnung. Meine Zukunft iſt eine undurchdringliche Nacht. Was ich auch thun möge — Schmerz und Kampf ſind mir auf jedem Wege gewiß! doch Elend nur in der Verbindung mit Feldern.“

„Gott!“ ſagte Fauſtine, „welch unglaubliches Leid verzweigt ſich durch anſcheinend friedliche, einfach glückliche, harmloſe Verhältniſſe. Ueberall nagt und ſchleicht und brennt ein Gift, und Keiner kann den Andern retten, nicht einmal den Geliebteſten. Jeder muß ſeinen Kampf ſelbſt durchfechten, und mit ſeinem Blut bezahlen, und für Jeden iſt er immer ſo, als wäre noch nie etwas Aehnliches dageweſen; denn immer ſind die Umſtände ſo verſchieden, daß Niemand ſein eignes Beiſpiel als einen Rath darbieten darf.“

Sie ſprachen viel mit einander, wie alte Freundinnen, und das erleichterte Cunigundens zuſammengepreßtes Herz wenigſtens von der beſchämenden Qual, mit ihren tiefſten, heiligſten Empfindungen als eine beklagenswerthe Kranke dazuſtehen. Sie blieb den ganzen Tag bei Fauſtinen. Sie ſang ihr vor — und nicht mit der kalten, ſeelenloſen Stimme, wie ſie einſt in Mengens Gegenwart auf Felderns Wunſch geſungen, ſondern wie man eben ſingt, wenn das Herz überfließt. Fauſtine hörte ihr mit wahrer Andacht zu, denn ſie war immer andächtig, ſobald ſie einen Herzſchlag vernahm, und ſann nach, ob ſie nichts für Cunigunde thun könne, ihr einen Zufluchtsort ſchaffen, ihr Mittel zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz an die Hand geben; und dazwiſchen fiel ihr ein: ob Andlau nicht unzufrieden ſein würde über ihre Einmiſchung

in ſo zarte Verhältniſſe, und ob ſie kein Unrecht gegen Feldern beginge, der ihre Vermittelung zur Vereinigung, nicht zur Trennung geſucht. Sie hatte ihn zwar gleich auf ihre Handlungsweiſe vorbereitet — — da kam Feldern. „Ich werde ihm gleich reinen Wein einſchenken," ſagte ſich Fauſtine heimlich. So wie er gemeldet war, veränderte Cunigunde ſich augenſcheinlich, wurde gezwungen, ſcheu und befangen. Sie verließ das Piano, die Kehle hatte keinen Ton, die Bruſt keinen Athem mehr, und als er eben in den Salon getreten war, ſagte ſie ängſtlich:

„Ich begreife nicht, warum mein Vater nicht kommt mich abzuholen; es muß ſchon recht ſpät ſein."

Zum Glück langte Herr von Stein bald darauf an, und hätte er auch recht gern Fauſtinens Einladung, den Abend bei ihr zuzubringen, angenommen, ſo kam ihm doch Cunigunde ablehnend zuvor. Sie bat Fauſtine um Erlaubniß, ſie in ihren einſamen Stunden einmal wieder beſuchen zu dürfen, erhielt ſie gern und ſchied dankbar.

„Wie finden Sie Cunigunde, gnädige Gräfin?" fragte Feldern erwartungsvoll.

„Eben ſo ſchön als liebenswürdig — und verſtändig."

„Und verſtändig? — dann hat ſie nicht ehrlich zu Ihnen geſprochen."

„Sie hat! warum ſollte ſie nicht?"

„Weil ſie ſich ihrer Thorheit ſchämt."

„Feldern!" rief Fauſtine heftig, „die Thorheit dieſes Mädchens iſt tiefſinnige Weisheit."

„Hüten Sie Sich, in der nebulöſen Schwärmerei, in der vagen Exaltation wahren und kräftigen Schwung des Gefühls wahrnehmen zu wollen."

„Cunigunde ist ruhig und klar in sich, so weit es ein zwanzigjähriges Mädchen sein kann: sie will nicht einen Mann heirathen, den sie nicht liebt und das nenne ich vernünftig.“

„Aber während vier langer Jahre hat sie ihn heirathen wollen.“

„Sagen Sie lieber, daß während dieser Jahre die Einsicht ihres Irrthums sich in ihr entwickelt hat.“

„Wie oft soll es den Frauen erlaubt sein, solchen Irrthum zu begehen?“ fragte Feldern gereizt und bitter.

„Erlaubt — nie; zu vergeben — immer;“ sprach sie sehr sanft.

Feldern schwieg eine Weile; dann fragte er wieder: „Und was wird das Schicksal Cunigundens sein, wenn sie bei ihrem Willen beharrt? Wird sie einen Mann finden, der ihren exaltirten Ansprüchen genügt? wird sie ihr herrliches Wesen an einen Unwürdigen verschleudern?“

„Cunigunde sieht so ernst und fest aus, als brauche sie nicht die Stütze, welche ein Mann geben kann, um ihren Weg durch das Leben zu machen. Gewiß ist's, daß sie keine solche wünscht, da ist die Gefahr nicht groß, an einen Unwürdigen zu gerathen.“

So begann Feldern allmälig die Möglichkeit einer Trennung zu fassen, und er war mit Faustine in ernste Ueberlegung dieses wichtigen Gegenstandes vertieft, als Clemens höchst unwillkommen Beide störte. Eintretend warf Clemens einen zornfunkelnden Blick auf Feldern und einen vorwurfsvollen auf Faustine, zog einen Lehnstuhl, setzte sich bequem zurecht und fragte hämisch:

„Störe ich etwa?“

„Ja," ſagte Fauſtine ſehr unmuthig.

„Behüte der Himmel!" rief der rückſichtvolle Feldern, „dies Geſpräch kann ja in jeder Minute unterbrochen und wieder angeknüpft werden."

„Das iſt ſchön!" ſagte Clemens. „Ich war heute zweimal vergeblich vor Ihrer Thür, Gräfin Fauſtine, Mittags um zwölf, Nachmittags um vier Uhr: beide Mal ſagte mir der Diener, Sie wären nicht zu Hauſe. Jezt ging ich wieder vorbei, und da ich Licht in Ihrem Salon ſah, kam ich herauf, in der feſten Ueberzeugung, dieſelbe Antwort zu bekommen." —

„Aber Sie täuſchten Sich, wie Ihnen das ſchon Millionen Mal paſſirt iſt," ſagte Fauſtine kaltblütig, ohne ſeine Impertinenz zu beachten, für welche Feldern ihn ſprachlos mit ſtrafenden Augen anſah. Dann wendete ſie ihm den Rücken und unterhielt ſich mit Feldern über Vorfälle in der Geſellſchaft und Erſcheinungen in der Kunſt und Literatur. Eine momentane Pauſe benutzte Clemens, um im veränderten, demüthigen Ton die Frage zu thun:

„Sie waren doch nicht etwa krank heute, Gräfin Fauſtine?"

„Nein, ich war ſehr wol," antwortete ſie kühl und kehrte ſich wieder zu Feldern mit einer gleichgültigen Bemerkung über die bodenloſe Geſprächigkeit irgend einer Dame. „Es thut mir immer leid um all' die ſchönen Worte, die ſie ſo kreuz und quer und mit vollen Händen ausſtreut. Man kann viel durch ein Wort ausrichten, wenn man nur nicht ſich und andre daran gewöhnt hat, daß man die Worte mißbraucht. In ihrer Zuſammenſtellung kann eben ſowol als in ihrer Betonung eine deutliche Nüancirung veränderter Zu-

ſtände liegen. Wenn Jemand an mich ſchreibt: „meine theure Fauſtine!“ — der ſonſt ſchrieb: „liebe Ini,“ oder kurzweg; „Ini“ — denn in der bloßen Nennung des Namens ohne verherrlichende Adjectiva liegt die tiefſte, konzentrirteſte Innigkeit — ſo weiß ich, daß ſeine Zärtlichkeit eine retrograde Bewegung gemacht, welche ſich im nächſten Brief, den ich vielleicht nach einem halben Jahr erhalten werde, in Hochachtung umgeſetzt hat, was mir die: „verehrte Gräfin!“ ankündigt.“

„Iſt Ihnen das wirklich ſchon begegnet?“ fragte Clemens neugierig. Er ſuchte an der Converſation Theil zu nehmen, von der Fauſtine ihn ſo abſichtlich ausſchloß. Aber wenn ſie auch erwiderte:

„Ich ſpreche nur beiſpielsweiſe von mir“ — ſo würdigte ſie ihn doch keines Blicks, und Clemens verzweifelte innerlich, daß er ſich von ſeiner kindiſchen Eiferſucht hatte hinreißen laſſen, die ihm jezt ſo thörig und unpaſſend wie möglich erſchien.

Nachdem Feldern gegangen, ſagte Fauſtine zu Clemens, der noch immer ganz unbeweglich in ſeinem Lehnſtuhl verharrte:

„Gute Nacht, Herr von Walldorf.“

Er fuhr zuſammen. „Herr von Walldorf?“ fragte er verwirrt.

„Ja, ich meine Sie.“

„Und was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich plötzlich ſo fremd behandeln, mich fortſchicken, obgleich ich Sie heute den ganzen Tag nicht geſehen?“ —

„Mir haben Sie nichts gethan! merken Sie Sich das ein für alle Mal: eine Unart trift nicht mich, ſondern den, der

ſie begeht. Ihr ſchlechter Ton verletzt mich noch mehr in Ihrer, als in meiner Seele, weil er von einer außerordentlich ſtarken Indelicateſſe zeugt. Ich müßte Sie wie ein Kind behandeln und Ihnen jedes unpaſſende Wort verweiſen, wenn es mir nicht zu langweilig wäre als Bonne aufzutreten, einem vernünftigen Menſchen gegenüber. Da ich das nicht mag, werde ich Sie fremd und förmlich behandeln, um Sie auf dieſe Weiſe an die Schranken zu erinnern, welche Sie ſtets geneigt ſind zu überſpringen. Aber ein Mann, der mich dazu zwingt, wird mir über kurz oder lang unausſtehlich. Die Männer ſind von Natur täppiſche Geſellen! ward das nicht durch Erziehung und Sitte geſänftigt, ſo behüte mich der Himmel vor ihrem Umgang."

Clemens rang die Hände. „Wie kann ein ſcherzhaftes Wort —"

„Niemand verſteht beſſer den Scherz als ich," unterbrach Fauſtine; „darum habe ich auch ſehr gut verſtanden, daß Sie nicht ſcherzen, ſondern ſehr ernſthaft ſein wollten, was wirklich bei dieſer Gelegenheit nicht blos ins Gebiet des Scherzes, ſondern in das der Lächerlichkeit fällt."

Sie lachte, und Clemens rief erleichtert: „Gottlob!"

Fauſtine ſagte mit ihrem gewöhnlichen ſanften Ton und hellen Blick: „Ich bin ja ſo gern die Freundin meiner Freunde! zwingen Sie mich doch nicht, Ihr Zuchtmeiſter zu ſein. Dazu ſind ja die Feinde gut."

„O, Sie ſind eine Himmliſche!" rief Clemens beſeligt und ergriff ihre Hand; ſetzte aber langſam hinzu, als Fauſtine die Hand losmachte: „Nur aber grauſam."

„Sehen Sie je, daß ein andrer Mann alle Augenblicke meine Hand anpackt?" fragte ſie ein wenig gelangweilt.

„Nein; aber es liebt Sie auch Keiner wie ich.“

„Irrthum! Alle haben mich lieber, als Sie. Alle vermeiden mir läſtig zu werden und mir zu mißfallen.“

„Aber für Einen könnten Sie doch eine Ausnahme machen?“

„Und warum das?“

„Eben weil er Sie liebt.“

„Das genügt nicht! ich muß ihn wieder lieben.“

Er ſah ſie an. Sie ſaß auf dem Sopha, in die Ecke zurückgelehnt, das feine goldene Kettchen, woran ihre Lorgnette hing, nach ihrer Gewohnheit um die Finger ſchlingend und wieder ablöſend, der Kopf ſeitwärts geſenkt, der Blick zerſtreut, ſo zerſtreut, daß Clemens, der auf dem Punkt geweſen war, ihr zu Füßen zu fallen und um ihre Liebe zu bitten und zu flehen, ſelbſt ganz zerſtreut wurde, und gleichſam beruhigend halblaut zu ſich ſelbſt ſprach:

„Sie kann wol nicht lieben.“ — Und damit ging er.

Mengen klagte auch am nächſten Tage über Fauſtinens Unſichtbarkeit, aber es geſchah in einem andern Ton. Für ihn war es wirklich, als habe die Sonne nicht geſchienen. Eine Stunde, oft nur eine halbe Stunde bei ihr zugebracht gab ihm eine Freudigkeit, die dreiundzwanzig Stunden lang anhielt. Er konnte ſie nicht ſo oft ſehen, als er wünſchte; denn wenn auch eine einzige Minute ſchon ihm ein Glück war, ſo ſehnte er ſich doch immer nach ihrer Allgegenwart, und wenn er auch arbeitend und beſchäftigt am Schreibtiſch ſaß, ſo war es ihm doch oft, als beuge ihr Kopf ſich lieblich über ſeine Schulter, als ſehe ſie mit ihrem magnetiſch anziehenden Auge in das ſeine. Dieſe geträumte Allgegenwart verrieth genugſam ſeine Wünſche. Aber er beſorgte allein die Ge-

ſchäfte. Während der Abweſenheit des Geſandten, im Sommer, hatte er ſie übernommen, und gern; ihm war Arbeit eine Luſt; ſie waren ihm geblieben. Der alte kränkelnde Chef hatte ihn lieb und nahm oft ſeine Geſellſchaft in Anſpruch. Die Welt desgleichen, mit der er ſich eingelaſſen, ehe er Fauſtine gekannt. Jezt waren ihm all' dieſe Verhältniſſe höchſt läſtig. Er mußte zwiſchen ihnen und ihr die Zeit theilen, die Zeit, welche bei ihr unſchätzbar wurde; denn in jeder Secunde gewahrte er einen neuen Reiz, eine neue Gabe bei ihr, und bei Andern nichts, als das tauſendfältig abgehaspelte Einerlei der nach außen gerichteten Oberflächlichkeit. Ihr Weſen war ſo tief, daß er oft ihre Anmuth darüber vergaß; aber die Form, worin ſie ſich hüllte, war ſo verſchwebend leicht, ſo heiter, ſo ſüß und lieblich, daß es Thorheit ſchien, bei dieſer Grazie den Ernſt zu ſuchen. Gerade dies ſeltene Gemiſch vom Höchſten und Einfachſten — da die meiſten Menſchen weder das Eine noch das Andere, und nur ausgezeichnete das Eine oder das Andre ſind — war ihm anfänglich ſo überraſchend und ſpäter ſo feſſelnd entgegengetreten, wie er nie geglaubt, daß ein Weib es könne. Wenn er in ihr Zimmer trat und die Thür hinter ihm zufiel, wenn er ſie immer ernſt beſchäftigt, leſend, malend, ſchreibend, nachdenklich wie eine Muſe fand, und wenn ſie dann ſo fröhlich, wie ein der Schule entronnenes Kind, Bücher und Pinſel fortwarf und ausrief: „Ein geſprochenes Wort iſt mir lieber als zehntauſend gedachte! jezt wollen wir plaudern!" — oder ein ähnlicher Ausruf, der immer einen Gedanken verrieth oder enthielt, und auf den, als Begrüßung, Niemand rechnen konnte: — ſo war er in eine Region entrückt, die ſein Fuß noch nie betreten, und in der er ſich doch heimiſch fühlte, wie

in ſeinem angeſtammten Eigenthum. Bisweilen fielen ihm die erſten Aeußerungen ein, welche er über Fauſtine gehört; aber er ſchenkte ihnen keinen feſten Glauben. Es wird ſo viel Wunderliches in der Welt geſchwatzt! Doch hatte er nicht den Muth, Fauſtine zu fragen. Es war, als fürchte er ſich, etwas zu hören, was ihm weh thun müſſe. Allein dieſe Furcht nahm eine Maske vor und ſprach: „warum dies ohne Weſen nach etwas fragen, was ſie mir unfehlbar ungefragt ſagen wird.“

Doch von ihrem Verhältniß zu Andlau ſprach Fauſtine nie. Sie hielt es nicht für nöthig, das Warum und Weshalb ihres Thuns darzulegen. Sie that. Mißfiel das, ſo ertrug ſie es. Sich zu rechtfertigen, zu entſchuldigen nur, war ihr nie eingefallen. „Andre müſſen uns entſchuldigen,“ pflegte ſie zu ſagen; „wer für ſich ſelbſt Entſchuldigungen ausſinnt, könnte ja lieber das Mittel ausſinnen, ihrer nicht zu bedürfen.“ — Auch von Andlau ſelbſt ſprach ſie wenig, und nie anders als zufällig zu Perſonen, die ihn nicht kannten.

Einmal kam Mengen zu ihr und fand ſie umringt von Charten des Orients. Er fragte, was ſie ſtudire.

„Meine Reiſe in den Orient,“ entgegnete ſie und entwickelte ihm den Plan, dem ſie die Frage anhing, ob er nicht von der Partie ſein wolle. Er willigte mit Jubel ein, und Fauſtine rief alle hiſtoriſchen und poetiſchen Erinnerungen auf, welche gerade über dieſe Reiſe einen ſo mächtigen Zauber verbreiten. Auf einmal ſagte ſie:

„Einer von Andlaus Freunden iſt Conſul in Alexandrien geworden. Das ſchrieb er mir heute, und dieſer Freund nun iſt der Grundſtein zu meiner egyptiſchen Hofnungs-Pyramide.“

„Sobald Herr von Andlau Sie begleitet, bin ich überflüſſig" — ſagte Mengen ſehr kalt, „und ich denke, Sie dispenſiren mich dann gern."

„Weshalb wollten Sie Sich um die Freude bringen?" fragte ſie lieblich; „und kann ich denn je von zu vielen Freunden umringt ſein?"

„Ach, Sie machen mich zu Ihrem Sclaven — nicht zu Ihrem Freund."

„Wenn ich das thue — ſo haben Sie Recht, Sich von mir loszumachen; aber ich thue es unbewußt."

„Es iſt ſchöner, in der Sclaverei bei Ihnen, als in ſchwer erkämpfter Unabhängigkeit fern von Ihnen zu leben."

„Bilden Sie Sich nur nicht ein, daß ich Ihnen für dies Compliment danken werde;" rief Fauſtine lachend; „denn erſtens iſt's eine Fadaiſe, und zweitens haſſe ich die Sclaverei zu ſehr für mich, als daß ich ſie Andern auflegen mögte. Wer nicht aus freiem Willen bei mir iſt, bei mir bleibt — der kann lieber heut' als morgen gehn; Rückſichten und Pflichten dürfen ihn nicht halten. Ich ſtürbe lieber vor Hunger, als daß ich ein Stück Brot von der Hand annähme, welche ohne überquellendes Erbarmen, ohne antreibende Liebe, nur aus dürrer Verpflichtung es mir darböte. — Gehen Sie doch, Graf Mengen, gehen Sie, wenn Ihre Freiheit durch mich beeinträchtigt wird — ich halte Sie nicht."

„Unbewußt — wie Sie ſelbſt ſagten."

„Nun, wenn Sie nicht gehen können, ſo müſſen Sie auch nicht klagen. Man muß Feſſeln brechen, nicht gegen ſie rebelliren."

„Sind Sie wirklich im Beſitz dieſer ſeltenen Stärke in jedem Augenblick, zu jeder Epoche Ihres Lebens?"

„Mein Leben iſt ſo unausſprechlich einfach und einfarbig geweſen, daß ich nur ein einziges Mal Gelegenheit hatte, einen unbeſieglichen Entſchluß zu faſſen. Da revoltirte ich freilich, aber es war eine Revolution, aus der eine neue Aera für mich hervorging: deshalb hatte ich ein Recht dazu. Seitdem habe ich, Gottlob! weder Kraft, noch Kämpfe, noch Entſchlüſſe nöthig gehabt, was alles ſehr unbequeme Dinge ſind. Aber der Mann ſollte doch immer unter den Waffen ſtehn! er iſt von ſo verſchiedenen Seiten anzugreifen. Leidenſchaften, die wir kaum ahnen, beherrſchen ihn oder verſuchen es wenigſtens; er muß nach allen Seiten auf der Hut ſein. Wir haben es immer nur mit der des Herzens zu thun, was aber freilich auch die Sturm- und Wetterſeite iſt."

„Charakter haben — Wort und That, Meinung und Handlung in die genaueſte Uebereinſtimmung, und beide dahin bringen, daß ſie Eins, daß ſie unſere Weſenheit, daß wir ſelbſt Charakter werden: darin liegt die ganze menſchliche Würde, und um ſie ſtets zu behaupten, iſt oft eine übermenſchliche Kraft erfoderlich."

„Mag ſein übermenſchlich!" rief Fauſtine mit ſtralendem Blick, „doch zweifle ich nicht, daß ſie im entſcheidenden Moment Ihnen zu Gebot ſtehen würde. O, Mengen, wenn Ihr klares, herrliches, entſchiedenes Antlitz im Widerſpruch mit Ihrem Weſen wäre, ſo wär' es mir ein Schmerz. Sie dürfen nicht lügen! nicht von der gemeinen Wortlüge rede ich, ſondern von der feinen, welche im Sein nicht hält, was die Erſcheinung verſpricht. Nicht wahr, Sie werden immer ganz Sie, und ſo ſein, wie ich Sie erkannt habe?"

Sie bog ſich vor, und ſah ihm feſt ins Auge, und ihr Blick berührte den ſeinen wie der Stral der aufgehenden

Sonne das Meer. Am liebſten wär' er vor ihr niedergekniet und hätte ihr ewige Huldigung gelobt. Aber er begnügte ſich, ganz leiſe mit den Lippen ihre feine Hand zu berühren, die erſt gegen ihn ausgeſtreckt, nun vor ihm auf dem Tiſche lag. Darauf ſprach ſie:

„Ich habe das Gelübde verſtanden und nehme es an."

„Doch nun," rief Mengen, ſich zuſammennehmend, um nicht das Gefühl ausbrechen zu laſſen, „nun müſſen Sie mir irgend etwas geben, was mich ſtets daran erinnert, was mich nie verlaſſen wird."

„Das iſt billig!" ſagte ſie. „Herzog Chriſtian von Braunſchweig trug ſtets einen Handſchuh von Eliſabeth von der Pfalz am Barett. Ich denke, mein gelber Handſchuh würde von ſehr gutem Effekt auf Ihrem ſchwarzen Hut ſein."

Mario war aufgeſtanden und ging aus dem Salon in Fauſtinens Zimmer, an ihren Schreibtiſch. Da ſtand eine kleine, ſehr ſchöne, flache etruriſche Schaale und in derſelben lagen Ringe und Petſchafte. Mario nahm dieſe Schale und brachte ſie Fauſtinen. Sie ließ den Inhalt durch ihre Finger gleiten und wählte endlich einen einfachen, ſtarken Ring mit einer großen Perle und der Deviſe: „Qui me cherche, me trouve." — Sie fragte: „Iſt Ihnen der Ring recht?"

Statt der Antwort hielt Mengen ſeine Hand hin und bat ſie, den Ring ihm anzuſtecken und zwar an den ſogenannten Ringfinger. Sie wollte es ſchon thun, da beſann ſie ſich plötzlich und ſagte langſam:

„Nein, der Finger wird dereinſt einen andern Ring tragen, welchem der meinige weichen müßte. Gönnen Sie ihm einen Platz, von dem er nicht verdrängt werden kann. — Keine Einwendungen!" rief ſie lebhaft; „ich bin eigenſinnig

ich will meinen eigenen Platz! sei er so klein wie möglich — ich will meinen eigenen, unantastbaren Platz — oder gar keinen. Sie haben die Wahl."

„Sie haben zu befehlen," erwiderte Mario. „Ich meine nur, daß Sie jeden Platz zu einem unantastbaren machen."

„O ja, wenn ich mich gleich auf einen solchen stelle, der nicht mit den Ansprüchen der Welt in Collision kommt. — Sehen Sie, an Ihrem kleinen Finger nimmt sich der Ring ganz hübsch aus," setzte sie hinzu und schob ihn an.

„Nun erzählen Sie mir auch seine Geschichte," bat er.

„Leider hat er keine," entgegnete sie lachend. „Vor Jahren hab' ich ihn mir ausgedacht, ihn machen lassen, ihn drei Tage getragen — dann bei Seite gelegt. Er bezeichnet nur meine damalige Seelenstimmung. Die Menschenherzen kamen mir vor wie versenkte Perlen, nach denen Niemand fragt. Das war ein Irrthum — Taucher fragen wol nach ihnen! darum gehören ihnen auch die Perlen."

Am Schluß des Gesprächs war Mario so glücklich, daß er ganz vergessen hatte, wie niedergeschlagen er am Anfang gewesen. Faustine aber fiel, nachdem er gegangen, die Frage aufs Herz: ob Andlau sehr mit diesem verschenkten Ringe zufrieden sein würde. In seiner Gegenwart hätte sie ihn gewiß verschenkt und seiner Einwilligung sicher sein können; allein in seiner Abwesenheit!.... Der Vorsatz, es ihm morgen zu schreiben, beruhigte sie. „Es kam ja ganz einfach" — sprach sie zu sich selbst, „ich bin nur so sehr daran gewöhnt, auch das Alltäglichste mit Anastas zu theilen, daß mir das Ungetheilte wie eine Last auf der Brust liegt. Ich kann's wirklich nicht ertragen, so einsam für mich zu existiren, und wenn Mengen nicht hier wäre!.... Gottlob, daß er es ist."

Ob dieſe Freude an ſeiner Gegenwart Andlaus Rückkehr überdauern würde, ob ſie kein Unrecht an Mario thue, wenn das nicht der Fall — das kam ihr nicht in den Sinn. Sie glaubte das Recht zu haben, ſich aus voller Seele dieſer anſprechenden Erſcheinung freuen und ihr hingeben zu dürfen; ſie ſah darin keine Gefahr. Wenn man dies nur Leichtſinn nennen wollte, ſo würde man dennoch Fauſtinen Unrecht thun, obgleich wol in ihrem Weſen jene leichtblütige Miſchung war, welche den Leichtſinn erzeugt. Aber das Leben war ihr eine Aufgabe, ſich zur möglichſten Vollendung durchzuarbeiten, und jede Begegnung ſollte ein neuer Hammerſchlag ſein, um das Götterbild aus der rohen Felsmaſſe befreien zu helfen. Sie war von einer tiefen Herzensreinheit; nicht von der des Kindes, welches überhaupt von keiner Schuld weiß. Ihr heißes Herz verſtand jede Schuld, jede Schwäche — nur nicht für ſich ſelbſt. Sie maß ſich nie bei, die Abſicht des Schöpfers mit den Geſchöpfen erkannt zu haben: nur für ſich hatte ſie dieſelbe erkannt und ſie lag in dem kleinen Wort: aufwärtsſtreben. Jede Gemeinheit der Lüge, der Heuchelei, der Gefallſucht war ihr fremd — eben ihrer reinen Natur nach, welche jeden Schein verachtete, und zu der hatte ſie eine Zuverſicht, die auf nichts begründet und durch nichts gerechtfertigt war. Was ihr begegnete, nahm ſie von höherer Hand geſendet an, um es zu ihrem Beſten zu verarbeiten, ohne Jemand dadurch zu beeinträchtigen. Aber wo zieht ſich der Faden einer Exiſtenz ſo einſam hin, daß kein fremder ſich mit ihm verſchlinge und verwebe? daß dieſer nicht breche, wenn der Knoten in jenem zerriſſen wird?

Indeſſen kam der Brief für Andlau am nächſten Tage nicht zu Stande, wenigſtens nicht ſo, wie es Fauſtinens Ab-

ſicht geweſen. Sie wurde im Schreiben überraſchend geſtört, indem Frau von Stein ſich bei ihr melden ließ. Fauſtine empfing ſie äußerſt artig, aber jene nahm nicht ſonderlich Rückſicht darauf, und begann ſogleich damit, ihr zwar in zierlichen Phraſen, allein ganz unverholen Vorwürfe über den ungünſtigen Einfluß zu machen, den ſie auf Cunigunden geübt. Das Mädchen ſei nun erſt recht in ſeinem Eigenſinn beſtärkt, und ſowol Feldern, als ſie ſelbſt hätten ganz das Gegentheil erwartet. Fauſtine antwortete mit einiger Befremdung, daß ſie Cunigunden gar keinen Rath gegeben, weil er nicht von ihr verlangt ſei, und daß ſie das Mädchen ſchon allzu entſchieden gefunden habe, um glauben zu können, daß ihr oder irgend ein anderer Rath von beſtimmender Wirkung ſein könnte. „Aber nur eine Kranke konnte ich nicht in dem ſchönen, edlen Geſchöpf erblicken," fügte ſie hinzu, „und das mag allerdings ſie erkräftigt haben."

„Jede Ueberſpannung iſt Krankheit der Seele," fiel Frau von Stein ihr ins Wort; „und Ueberſpannung iſt Alles, was uns durch überfeinerte Anſprüche an Glück unſerer Beſtimmung entfremdet, wol gar entzieht. Cunigunde iſt unbemittelt und ihre Zukunft durch nichts, als durch eine Heirath zu ſichern. Für jedes Mädchen iſt es wünſchenswerth und ehrenvoll, die Gattin eines ſo wackern Menſchen zu werden, wie Feldern. Ich aber wünſche nicht blos Cunigundens, ſondern auch ihrer Schweſtern wegen, meine älteſte, ſchönſte Tochter zu verheirathen; denn die beiden jüngern werden ſtets durch ſie in Schatten geſtellt ſein, wenn ſie im älterlichen Hauſe bleibt. Mir muß das Glück all' meiner Kinder am Herzen liegen, und iſt die Eine thörig, ſo dürfen die Andern nicht darunter leiden."

„O Gott," ſeufzte Fauſtine, „Cunigunde leidet aber."

„Ja, gegenwärtig, weil unſer Aller Mißvergnügen ſie drückt. Hat ſie ſich nur erſt überwunden und den Schritt gethan, welcher ihr jezt unmöglich ſcheint, ſo wird ihr reines Herz in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht die nöthige Stärke und Erhebung finden, um ſie mit ihrem Schickſal auszuſöhnen. Und überdies geht ſie ja keinem entſetzlichen Schickſal entgegen. Feldern iſt ein Mann, den eine verſtändige Frau lenken kann, wie ſie will ...—"

„Führe uns nicht in Verſuchung!" ſagte Fauſtine mit einem Ton, vor dem Frau von Stein unwillkürlich verſtummte. Nach einer Pauſe, in welcher Beide ſich ſcharf fixirten, ſagte Fauſtine: „Den geliebten Mann zu beherrſchen, iſt ein momentaner Triumph unſres Herzens, das mit ſeiner Glut zuweilen den fremden Widerſtand ſchmilzt und doch ſchon heimlich bereit iſt, den errungenen Scepter niederzulegen. Den ungeliebten Mann zu beherrſchen, iſt eine Entwürdigung, weil nur zwei niedrige Mittel dieſe Herrſchaft geben können: die Heuchelei der Frau, die Sinnlichkeit des Mannes; — und ſie anwenden zu müſſen wäre kein entſetzliches Schickſal? Wenn alle Welt ſagt, der Mann iſt glücklich dadurch! und wenn er ſelbſt ſich vollkommen glücklich fühlt! und wenn es die höchſte Ehre einer Frau ausmacht, den Gatten zu beglücken — ſo ſage ich dennoch, durch dieſe Mittel iſt die Frau entwürdigt — nicht vor der Welt, denn was weiß die Welt von einem reinen Herzen? und das allein giebt Adel und Würde; — aber vor ſich ſelbſt. Haben Sie doch Mitleid mit Ihrer Tochter, führen Sie nicht ſie in Verſuchung."

Aber Fauſtinens Anſichten konnten keinen Eindruck auf

Frau von Stein machen, welche ihr Leben lang nach den entgegengesetzten gehandelt hatte. Sie sagte daher:

„Bei der schneidenden Verschiedenheit unserer Meinungen werden Sie Sich gewiß nicht wundern, Frau Gräfin, wenn ich wünsche, daß meine Tochter keinen fernern Gebrauch von Ihrer Erlaubniß macht, Ihren Umgang fortzusetzen."

Faustine sagte traurig: „Also nicht einmal mich sehen soll die arme Cunigunde?.... Wenn es ihr nun aber eine Freude wäre?" setzte sie bittend hinzu.

„Ich begreife nicht," entgegnete Frau von Stein scharf, „welch seltsames Interesse Sie an meiner Tochter nehmen."

„Ich liebe das Liebenswürdige" — sprach Faustine sanft.

„Doch hat es einen gehässigen Anstrich, störende Verhältnisse zu begünstigen."

„Der Vorwurf trift mich nicht" — sprach sie noch sanfter, und sogar Frau von Stein wurde entwaffnet durch ihre Anmuth, und schied freundlicher, als sie gekommen, aber unerschütterlich in Betreff Cunigundens.

Kaum war Faustine allein, als sie einen Brief erhielt. Die Aufschrift von unbekannter Hand machte ihr Herz ängstlich schlagen. Das Fremde ist so selten etwas Gutes. Sie erbrach athemlos den Umschlag und fühlte sich wahrhaft erleichtert, als sie die Unterschrift: Cunigunde — las. Diese schrieb:

„Meine Mutter wird Ihnen so eben sagen, daß ich Sie „nicht mehr sehen soll, Holdselige! Das betrübt mich tief; „denn nicht nur, daß ich Sie immer sehen mögte: ich habe „auch eine dringende Bitte, die ich jezt schriftlich an Ihr Herz „legen muß. Mein guter Vater ist mit mir einverstanden, er „billigt meinen Schritt, er unterstützt meine Bitte. — Unter

„den gegenwärtigen Verhältniſſen bin ich Arme leider dem „älterlichen Hauſe eine Laſt geworden. Es iſt bitter für ein „Kind, das zu erkennen; doppelt bitter mir, weil ich ſelbſt „daran ſchuld bin und es doch nicht auf die Weiſe ändern „kann, welche man von mir wünſcht. Aber das Haus ver„laſſen, wo ich Allen, nur nicht meinem armen lieben Vater, „im Wege bin — das kann ich allerdings und das will ich. „Dazu müſſen Sie, Sie wahrhaft Gnädige, mir behülflich „ſein. Sie haben Verwandte und Freunde in der Ferne, die „Ihrem Wort, Ihrer Bitte gern Gehör geben werden. Ach, „für Sich Selbſt haben Sie wol nie gebeten, Ihrem unausge„ſprochenen Wunſch ſind gewiß Alle zuvorgekommen. Nun „denn, ſo bitten Sie für mich, daß man mich aus Menſchen„liebe aufnehme, eine Freiſtatt mir gönne, einen Wirkungs„kreis mir anweiſe, den meine geringen Fähigkeiten ausfüllen „können. Einen andern Anſpruch an dieſe große Barmher„zigkeit, als den, daß ich ſie bedarf, habe ich freilich nicht, „denn ich bin ein unbedeutendes, unentwickeltes Weſen, das „denen, die ſich meiner annehmen wollen, nichts verheißen „kann, als Dankbarkeit. Aber wenn Sie das Gewicht Ihrer „Bitte für mich in die Schaale legen, ſo ſinkt ſie gewiß herab. „Zürnen Sie mir, weil ich dieſe Zuverſicht zu Ihnen habe? — „Mein letztes Wort iſt: mögte ich ſo bald wie möglich ſo fern „wie möglich ſein."

Nachdem Fauſtine mit tiefer Rührung dieſen Brief geleſen, ſchrieb ſie ihn ab, erzählte Andlau ausführlich Cunigundens Geſchichte und auf welche Weiſe ſie darin verflochten ſei, beſchwor ihn, bei ſeinen Schwägerinnen und wo man Vertrauen zu ihm habe, nach einer Freiſtatt für Cunigunden zu ſuchen, ſchloß die Copie in ihren Brief, und dachte erſt, nach-

dem er geſiegelt, daß kein Wort von der geſtrigen Begebenheit darin ſtehe. Aber dies iſt auch wichtiger — fügte ſie hinzu und ſchickte den Brief augenblicklich zur Poſt. — Daß ſie dem armen Clemens verſprochen hatte, ſich heute auf dem Baſſin des großen Gartens im kleinen Eisſchlitten von ihm fahren zu laſſen — war ebenfalls gänzlich ihrem Gedächtniß entſchwunden, und fiel ihr erſt dann ein, als er in ſpäter Abendſtunde ſich bei ihr anmelden ließ. Sie war eben an ihre Toilette gegangen, um ſich auf einen glänzenden Ball zu begeben, wo ſie mit Mengen über die Vorfälle des heutigen Tages plaudern wollte, alſo konnte ſie Clemens nicht annehmen. Eine halbe Stunde ſpäter trat ſie in den geſchmückten Saal.

Mengen ſtand mit Feldern ſo, daß er den Eingang im Auge hatte, und obgleich er lebhaft mit dem Freunde ſprach, ſo flog doch ſein zerſtreuter Blick unabläſſig dorthin. Feldern war ſehr niedergeſchlagen, weil der Bruch mit Cunigunden unwiderruflich, und ſeine Achtung vor ihrem feſten Willen ſeine Neigung nicht verminderte.

„A revoir!“ ſprach Mengen plötzlich; „hernach reden wir weiter darüber.“

„Heute nicht mehr,“ ſagte Feldern lächelnd, denn er folgte Marios Augen und ſah Fauſtine. Sie ſtand an der Thür, die Unmöglichkeit einſehend, durch den Kreis der Tänzer und das Gedränge der Zuſchauer zu brechen. Sie lehnte an dem Pfeiler mit übereinander geſchlagenen Armen — eine Stellung, die den meiſten Frauen wegen zu enger Kleidung unmöglich ſein dürfte — und die Rechte tändelte mit dem Fächer, den ſie ſinnend an den Lippen hielt, nachdem ihre Gedanken nicht mehr durch die Umgebungen beſchäftigt waren.

Das meergrüne Kleid, die leichten, lang herabfallenden Locken, die ſtille Traurigkeit, welche ſich wie ein ſilberner Schleier auf ihre weichen Züge legte, gaben ihr etwas ſo Aetheriſches, daß Mario, während er ſich Bahn zu ihr machte, unabläſſig ſie im Auge behielt, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie kein Traumgebild ſei, oder um, wenn ſie ein ſolches ſei, doch wenigſtens wahrzunehmen, wie ſie ſich in Duft auflöſe.

„Welch ein allerliebſt verdrießliches Geſichtchen bringen Sie auf unſern muntern Ball, Gräfin Fauſtine" — ſagte er, als er ſie endlich erreicht.

„Es iſt übel, daß jede Trauer einen verdrießlichen Beiſchmack hat," antwortete ſie gelaſſen.

„O keine Trauer heute!" bat er, „ich bin glücklich — noch von geſtern, glaub' ich! und dann hab' ich die Nachricht bekommen, daß meine zweite Schweſter dem Ziel ihrer Wünſche, der Verbindung mit einem längſt Geliebten, durch unvorhergeſehene günſtige Umſtände ganz nahe iſt. Die beiden Menſchen haben ſich abgequält und abgezehrt, und nun iſt plötzlich das Glück da."

„Sagen Sie lieber, die Qual iſt aus! ob das Glück nun kommt, iſt fraglich."

„Sie hoffen es doch! — Wollen Sie mit mir walzen, Gräfin Fauſtine?"

„Ich kann heute keine luſtigen Leute leiden, Graf Mengen."

„Ich bin nicht luſtig, nur heiter."

„Wenn die Heiterkeit ſich auf äußere Dinge und Zeichen legt, wird ſie luſtig."

„Nun, wie ſoll ich ſein, um Ihnen zu gefallen?"

„Theilnehmend" — ſagte ſie und eine Thräne trat in ihr Auge.

dem er geſiegelt, daß kein Wort von der geſtrigen Begebenheit darin ſtehe. Aber dies iſt auch wichtiger — fügte ſie hinzu und ſchickte den Brief augenblicklich zur Poſt. — Daß ſie dem armen Clemens verſprochen hatte, ſich heute auf dem Baſſin des großen Gartens im kleinen Eisſchlitten von ihm fahren zu laſſen — war ebenfalls gänzlich ihrem Gedächtniß entſchwunden, und fiel ihr erſt dann ein, als er in ſpäter Abendſtunde ſich bei ihr anmelden ließ. Sie war eben an ihre Toilette gegangen, um ſich auf einen glänzenden Ball zu begeben, wo ſie mit Mengen über die Vorfälle des heutigen Tages plaudern wollte, alſo konnte ſie Clemens nicht annehmen. Eine halbe Stunde ſpäter trat ſie in den geſchmückten Saal.

Mengen ſtand mit Feldern ſo, daß er den Eingang im Auge hatte, und obgleich er lebhaft mit dem Freunde ſprach, ſo flog doch ſein zerſtreuter Blick unabläſſig dorthin. Felder war ſehr niedergeſchlagen, weil der Bruch mit Cunigunde unwiderruflich, und ſeine Achtung vor ihrem feſten Will ſeine Neigung nicht verminderte.

„A revoir!“ ſprach Mengen plötzlich; „hernach re wir weiter darüber.“

„Heute nicht mehr,“ ſagte Feldern lächelnd, denn er fo Marios Augen und ſah Fauſtine. Sie ſtand an der T die Unmöglichkeit einſehend, durch den Kreis der Tänzer das Gedränge der Zuſchauer zu brechen. Sie lehnte an Pfeiler mit übereinander geſchlagenen Armen — eine lung, die den meiſten Frauen wegen zu enger Kleidun möglich ſein dürfte — und die Rechte tändelte mit Fächer, den ſie ſinnend an den Lippen hielt, nachde Gedanken nicht mehr durch die Umgebungen beſchäftigt

Die Thränen rollten raſch und heiß aus Fauſtinens Augen. „Dank!“ ſagte ſie, „o tauſend, tauſend Dank!“ Sie drückte ſeine Hände, ſie ſah ganz verklärt aus.

„Sie ſind ein Engel!“ ſagte Mario raſch und leiſe.

„Ich nicht,“ ſprach ſie und trocknete die Augen; „aber Sie! Sie bringen ja eine himmliſche, eine rettende, troſtreiche Botſchaft.“

„Wer ſich ſo freuen kann, iſt ein Engel! der gewöhnliche harte, kalte, engherzige Menſch hat kein ſolches Mitgefühl.“

„Wenn Sie wüßten, wie froh Sie mich machen! dies iſt der erſte gute Augenblick, den ich heute gehabt. Ich konnte gar nichts für Cunigunden thun! ſolch Weſen paßt nicht überall hin. Unter meinen nähern Bekannten konnte ich Niemand ausfindig machen, mit meiner Schweſter würde ſie nicht harmonirt haben — und nun nehmen Sie mir die ſchwere Sorge vom Herzen. Nicht wahr, Sie ſchreiben gleich morgen früh an Ihre Eltern? ich werde Ihnen Cunigundens Brief ſenden, damit die Ihrigen ſich überzeugen mögen, wie anſpruchlos ſie auftritt. Nicht wahr, Sie zweifeln nicht, daß es uns glücken wird, ſie aus ihren trüben Verhältniſſen zu erlöſen? Machen Ihre Eltern, macht Ihre Schweſter beſondere Anſprüche an die Geſellſchafterin?“

„Gar keine, als daß ſie muſikaliſch ſei.“

„Das iſt Cunigunde! ſie ſingt lieblich.“

„Sie hat freilich eine glockenreine Stimme, aber ihr Geſang ließ mich eiskalt.“

„Kurz, ſie ſingt und ſpielt das Piano — das iſt die Hauptſache. — O ich bin froh über die Verlobung Ihrer Schweſter Mathilde!.... Wollen wir walzen?“

Sie tanzte selten, weil sie es übernatürlich langweilig fand, den Tanz, diesen jubelnden Ausdruck des Frohsinns, bis zur Ermüdung und Erschlaffung durch lange Stunden, gleich einer aufgegebenen Arbeit, auszudehnen. Es würde ihr eben so unmöglich gewesen sein, einen ganzen Abend hindurch zu tanzen, als zu lachen. Was sie auch that — es geschah nie ohne eine innere Nothwendigkeit. Darum tanzte sie auch wie Niemand sonst, obschon ihre Bewegungen so regelrecht waren, wie vom Tanzmeister eingeübt.

Faustine wollte Mario eine Freude machen, darum tanzte sie mit ihm. Als mehre andere Herren sie um gleiche Gunst baten, sagte sie lachend:

„Sie kommen zu spät!" — und war zu keinem Schritt zu bewegen; was man denn freilich wunderlich genug fand.

„Ich mußte heute doch einen Spaß haben," sagte Faustine zu Mengen, „nachdem ich einen sehr hübschen versäumt — eine Fahrt auf dem Eise im großen Garten mit Walldorf; Alles wegen der bewußten Angelegenheit. Auch mein Diner hab' ich darüber versäumt! um vier Uhr war ich in Schreiberei vertieft, und hernach, als meine gewohnte Speisestunde vorüber — hatte ich keinen Hunger mehr."

„Es muß immer Jemand Ihnen zur Seite stehn, der für Sie sorgt: sonst begreife ich nicht, wie Sie durch das Leben kommen sollen, Gräfin Faustine."

„Es ist mir auch unbehaglich genug."

„Für das verlorne Diner kann ich Ihnen freilich keinen Ersatz bieten. Wollen Sie Sich aber morgen von mir im Eisschlitten fahren lassen, so sind Sie wol sicher, daß Sie mich erfreuen."

„Ich bin heute in gnädiger Stimmung für Sie — dann thue ich Alles, was man wünscht, und sage gewiß nicht Nein.“

„Thun Sie das je, wenn ein Andrer Ja sagt?“

„Wenn ich nicht diesem Andern gegenüber meine Selbständigkeit dadurch verloren, daß ich ihn liebe — so muß ich allerdings für mich selbst denken und handeln, und dann kann es kommen, daß ein sehr dezidirtes Nein seinem Ja begegnet. Uebrigens hasse ich Nein und Ja, und all diese trocknen, scharfen Worte, die plötzlich den sanften Lauf der Dinge hemmen, wie die Schleuse den Bach. Bei Menschen, die überhaupt sich verstehen, folgt die ganze Entwickelung des Charakters, des Verhältnisses so unumgänglich klar aus dem ersten Verständniß — welches nichts ist, als die erste Begegnung in ihrer primitiven Frische — daß eine Frage, auf welche Ja oder Nein folgt, mir ganz possirlich vorkommen würde. Fragte mich Jemand: lieben Sie mich? so könnte ich doch gewiß nichts Besseres thun, als dem Tropf den Rücken zukehren, der das Ja oder Nein nicht längst gemerkt hat.“

„Die Frauen lassen uns so häufig in Zweifel über ihre eigentlichen Gefühle, und treiben so häufig allerliebste Koketterie mit fremden, daß solche unschuldige Frage uns armen, schlichten Männern erlaubt sein dürfte.“

„O die Männer sind rührend in ihrer Einfachheit!“ rief Faustine höchst belustigt. „Wesen, die immer sich arrangiren, berechnen, auf ihrer Hut sind, sollen sich plötzlich zu einer Simplizität erheben, welche die Gefährtin der Kindesunschuld ist oder — der weltgroßen Leidenschaft, denn diese wirft all den Flitterkram der Eitelkeit und der Mode von der brennenden Stirn und dem mächtig schlagenden Herzen.“

Sie tanzte ſelten, weil ſie es übernatürlich
fand, den Tanz, dieſen jubelnden Ausdruck des Fr
zur Ermüdung und Erſchlaffung durch lange St
einer aufgegebenen Arbeit, auszudehnen. Es w
ſo unmöglich geweſen ſein, einen ganzen Aber
tanzen, als zu lachen. Was ſie auch that —
ohne eine innere Nothwendigkeit. Darum tan
Niemand ſonſt, obſchon ihre Bewegungen ſo
wie vom Tanzmeiſter eingeübt.

Fauſtine wollte Mario eine Freude mac
ſie mit ihm. Als mehre andere Herren ſie
baten, ſagte ſie lachend:

„Sie kommen zu ſpät!“ — und wo
zu bewegen; was man denn freilich wun

„Ich mußte heute doch einen Spaß
zu Mengen, „nachdem ich einen ſehr
eine Fahrt auf dem Eiſe im großen
Alles wegen der bewußten Angelegenh
hab' ich darüber verſäumt! um vier
berei vertieft, und hernach, als mei
vorüber — hatte ich keinen Hunger

„Es muß immer Jemand Ihn
Sie ſorgt: ſonſt begreife ich nich
kommen ſollen, Gräfin Fauſtine

„Es iſt mir auch unbeha
„Für das verlorne Din
Erſatz bieten. Wollen Sie
Eisſchlitten fahren laſſen,
mich erfreuen.“

„Gräfin Fauſtine," ſagte Mario ganz ernſt, „Sie werden mich von Vorurtheil für mein Geſchlecht befangen nennen — dennoch iſt es meine tiefſte Ueberzeugung, daß ein Mann leichter als das Weib eine weltgroße Leidenſchaft faßt."

„Für das Spiel, zum Exempel, fürs Gold, für den Ruhm — ja, das glaub' ich."

„Nein, gerade die Leidenſchaft, welche Sie im Sinn hatten."

„Gut! auch für die Frauen."

„Nicht für die Frauen, Gräfin Fauſtine, für eine Frau."

„Richtig! ich beſinne mich, daß Sie auch nur den Mann der Begeiſterung fähig halten. Sie ſind conſequent, lieber Mengen, conſequent in der Verblendung und Parteilichkeit. Nicht wahr, nur die Männer ſind conſequent?"

„Der Ausgleichung wegen ſind die Frauen eigenſinnig."

„Das kommt auf eins heraus."

„Nicht ganz; der Eigenſinn beharrt bei Grillen und Launen. Zur Conſequenz gehört das Fundament einer beſtimmten Anſicht, welche zur Richtſchnur wird beim Aufbau des Gebäudes."

„Aber dieſe Richtſchnur kann eben ſo falſch wie eine Grille ſein."

„Falſch allerdings — dann muß der Baumeiſter ſein Gebäude niederreißen. Aber es iſt doch kein ſolcher Wirrwarr in ſeinem, als in demjenigen Kopf, der ohne Plan baut, der heute für eine corinthiſche Säulenhalle ſchwärmt, morgen eine gothiſche Thür dahinter wölbt, und übermorgen das Ganze mit einem chineſiſchen Dach krönt."

„So geſchmacklos ſind die Frauen nicht!" rief Fauſtine entſetzt.

„Ihr Künſtlerauge ſtößt ſich an den falſchen Proportionen —"

„Und ſollte das nicht auch die Seele thun?"

„Ja, wenn ſie unverwirrt iſt, wenn ſie ſich nicht von ihrem erſten Plan abbringen läßt, ſobald ſie den Grundſtein dazu gelegt. Aber ſagen Sie ſelbſt, ſagen Sie die Hand auf dem Herzen: kann man zu einer Frau dieſe Zuverſicht haben? Sind ſie nicht immer ſchwankend, weil ſie ſchwebend — zerbrechlich, weil ſie zart — lenkſam, weil ſie beweglich ſind? Gräfin Fauſtine, ſind Sie ſicher, daß dieſe Cunigunde, welche jezt vor unſer Aller Augen einen doriſchen Tempel aufführt, in dem nur ernſte Götter wohnen können — in dieſem ſtrengen Styl beharren werde?"

„Nein!" rief ſie faſt ängſtlich; „aber ſchön wird er immer bleiben. Und überhaupt — wo iſt denn der Mann, der ſo endet, wie er begonnen hat? erfüllt er alle Erwartungen, entſpricht er allen Wünſchen, überwindet er alle Verſuchungen? reißt nie der Faden, aus welchem er das Gewebe ſeines Lebens bildet?"

„Er reißt, allein einen andersfarbigen knüpft er nicht an."

„So denken wenig Männer! daß Sie zu den Ausnahmen gehören, glaube ich gern."

„Die Frauen klagen über den Wankelmuth der Männer, die Dichter ſingen davon, dicke Bücher ſind damit voll geſchrieben — und wer mag ergründen, ob der erſte Zweifel an Treue, und ſomit der erſte Schritt zum Wankelmuth, nicht zuerſt durch die erſte Geliebte in die Bruſt des Mannes gehaucht ward!"

„Was iſt Ihnen denn begegnet, daß Sie die Frauen ſo

ſehr haſſen oder gering achten?" fragte Fauſtine mild und traurig.

„Welch' eines Frevels beſchuldigen Sie mich, weil ich zu äußern wage, daß mit der unſäglichen Grazie des Weibes ſelten jene Kraft ſich paart, welche unſer Erbtheil worden iſt, und welche nothwendig dazu gehört, nicht um eine weltgroße Leidenſchaft zu faſſen — wol aber um ſie feſtzuhalten. Mich hat nie eine Frau verletzt, vielleicht deshalb — ſagte er lächelnd — weil ich Keiner mein ganzes Herz hingegeben; und wenn ich ſage, daß ſie ſchwach ſei, ſo hindert mich das keineswegs, ſie zu lieben, ja, die am innigſten zu lieben, deren fliegende Seele ewig eines Schutzes, einer Zuflucht, eines unwandelbaren Haltpunkts bedürfte."

„So muß es auch ſein," ſagte Fauſtine. Beide ſchwiegen, ernſt in tiefen Gedanken. Unbegreiflich, daß ein Mann auf der Welt außer Anaſtas ſo geſinnt iſt — ſprach Fauſtine heimlich zu ſich ſelbſt. Unbegreiflich! wiederholte ſie und ſah Mengen tief und forſchend an. Aber das letzte: Unbegreiflich! hatte ſie, ohne es zu wollen laut ausgeſprochen.

„Mir ſcheint es ſehr natürlich" — antwortete er, und nach einer Weile, da ſie ſchwieg, rief er: „Wollen Sie mich beurlauben, Gräfin? ich habe nicht umhin können, der Lady Geraldin eine ihrer ewigen Schachpartien zu verſprechen."

„Thun Sie, was Sie thun müſſen," ſagte Fauſtine boshaft.

„Nur wenn Sie mir Urlaub geben."

„Sie ſind nicht in meinem Dienſt, wie in dem der Lady Geraldin: wie könnte ich Ihnen Urlaub geben."

„Wünſchen Sie wirklich, daß ich nicht zur Schachpartie gehe?"

„Warum ſoll ich es nicht wünſchen?“ fragte ſie unbefangen, und ſah ihn groß an.

„Dann bleibe ich gewiß auf dieſem Platze an Ihrer Seite.“

„Das habe ich ja nur gewollt! erzählen Sie mir von Ihrer jüngſten Schweſter, deren Gefährtin Cunigunde nun bald ſein wird.“

„Meine Schweſter Marie iſt achtzehn Jahr alt, ziemlich geſcheut und ſehr hübſch mit blondem Haar und braunen Augen.“

„Das iſt eine äußerſt trockne Beſchreibung,“ ſagte Fauſtine beluſtigt.

„Ach,“ rief Mario, „was kann ich Ihnen von Andern erzählen! Immer und ewig mögte ich Sie reden hören und, wenn ich ſprechen müßte, von Ihnen ſelbſt zu Ihnen ſprechen.“

‚Himmel, das wäre langweilig für mich!“

„Das glaube ich nicht! Giebt es ein Weſen, ür das Sie ſich lebhafter intereſſiren, als für Sich Selbſt?“

„Schlimm genug, wenn das der Fall — und ich kann es nicht leugnen. Denn wie ſoll ich Reſpect haben vor irgend einer Weſenheit, wenn ich nicht bei meiner eigenen anfange? und habe ich überhaupt erſt dieſe Achtung für menſchliche Entwickelung und menſchliches Streben gefaßt, wie ſollt' ich nicht ſuchen, zuerſt mich ſelbſt durchzuarbeiten? Das iſt unſer Ziel, das iſt unſere Seligkeit. Muß der Menſch nicht ſtets dieſen letzten Zweck alles Seins im Auge behalten?“

„Und nebenbei den unerſchütterlichen Stützpunkt der ewigen Moral: daß dieſe Seligkeit durch kein Unrecht zu erringen iſt! Wer ſich mit ſeinem raffinirten Egoismus im Weltall iſolirt, indem er alles Leben nur als den Born betrachtet,

welcher ihm frische Nahrung zuströmt, der wird bald genug vogelfrei zwischen seines Gleichen sein, aber nicht frei — nicht geschützt in seiner Eigenthümlichkeit und durch sie, weil er keinen Respect vor der fremden hat."

„O, ich mag nicht vogelfrei sein! Ich will ja nur das Bächlein sein, welches in das große Meer des Alls zurückströmt und spurlos verschwindet — wie gern! wenn nur mein Lauf klar und meine Welle rein gewesen."

Marios Blick hing unverwandt an ihr; aber der Stral ihres Auges glitt bei diesen Worten an ihm vorbei und stieg leuchtend wie eine Girandola gen Himmel. In diesem leuchtenden Stral zerschmolz ihr Herz und wallte empor, wie das Opfer von der Altarflamme verzehrt als Weihrauch aufsteigt. Es war etwas in dieser Frau, was sie befähigt hätte, eine große Heilige zu werden: der schmachtende, unauslöschliche Durst nach dem Ewigen.

Mario dachte heimlich wie einst Clemens: und kann sie denn überhaupt lieben? länger lieben, als den Augenblick, wo die Sonne der Liebe ihre jungen Stralen in die Welt hineinwirft? fester lieben, als das Lüftchen, welches süß und schmeichelnd meine Stirn umweht und versäuselt? tiefer lieben, als eine Fee, welche drei Minuten lang den Geliebten beseligt und dann ihn verläßt? — —

So war es zwei Uhr Nachts geworden. Faustine wollte fahren. Ihr Bediente war nicht da; Mario ließ ihn umsonst durch den seinigen suchen. „Der Mensch muß krank geworden sein," sagte sie, „das ist ihm nie begegnet.... oder was kann ihm sonst widerfahren sein?" Sie beunruhigte sich heftig; sie wollte nach Hause und fürchtete sich. „Könnte er nicht auch meinen Schrank erbrochen, Geld genommen und entflohen

ſein? es war freilich nicht ſehr viel da —" Mengen lachte, aber er ſagte:

„Mein Wagen iſt zu Ihrem Befehl; ich werde Sie begleiten und dann ſogleich nach dem Abtrünnigen forſchen."

„Ach, guter Mengen, wie freundlich von Ihnen!" ſeufzte Fauſtine.

Er gab ihr ſeinen Mantel um, führte ſie herab und fuhr mit ihr fort. Sie ſagte:

„Nun kann ich Ihnen Cunigundens Brief gleich mitgeben! und morgen ſchreiben Sie Ihren Eltern und fügen ihn bei. Wann können wir Antwort haben?"

„Späteſtens in acht Tagen."

„Wenn ſie günſtig lautet, aber erſt dann, theil' ich ſie Cunigunden mit."

Fauſtinens Wohnung war bald erreicht. Im Vorzimmer kam ihre Kammerjungfer ihr wie gewöhnlich entgegen. Fauſtine fragte:

„Wo iſt Ernſt?"

„Vor einer Stunde iſt er gegangen die gnädige Gräfin abzuholen. Aber Herr von Walldorf iſt noch hier."

„Welcher Einfall, Jeannette, um dieſe Stunde Beſuch anzunehmen!" rief Fauſtine heftig.

„Ernſt hat es gethan, gnädige Gräfin, ich nicht."

Fauſtine öfnete raſch die Thür des Salons und trat ein; Mengen mit ihr. Eine Lampe brannte ziemlich dunkel in dem großen Gemach, in deſſen entfernteſten Winkel Clemens ſaß, im Lehnſtuhl vergraben, die Arme auf den Knieen, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.

„Herr von Walldorf!" ſagte Fauſtine zürnend.

Er fuhr auf und ſah ſie beſtürzt an.

„Ich glaube, er hat geſchlafen!“ ſprach ſie halb unmuthig, halb lachend zu Mario.

„Ich glaube, das thut ihm noth“ — antwortete Mario, ſchüttelte Walldorfs Arm und ſagte: „Wollen Sie mich begleiten? die Gräfin kommt ermüdet vom Ball und iſt unſer ganz überdrüſſig.“

„Ihrer vielleicht“ — warf Clemens über die Schulter ihm zu und ſprach dann zu Fauſtine: „Sie kommen zu dieſer Stunde, in dieſer Verkleidung — was ſoll das bedeuten?“

War Fauſtine erſtaunt geweſen über die Ruhe, womit Mengen Walldorfs Antwort hingenommen, ſo wuchs dies Staunen, als er ihr jezt gelaſſen ſeinen Mantel abnahm, der noch um ihre Schultern hing, und ihr das Wort abſchnitt, das auf ihren Lippen ſchwebte, indem er ſagte:

„Die Gräfin giebt Ihnen ſicher morgen die intereſſanteſten Notizen über den Ball, doch heute iſt es wirklich zu ſpät. Kommen Sie mit mir, beſter Walldorf.“

„Aber Mengen, ich begreife Sie gar nicht! laſſen Sie Sich doch nicht mit dem Unbeſcheidenen ein!“ rief ſie.

„Sie müſſen Nachſicht mit ihm haben — er hat ſtark getrunken.“

Fauſtine unterdrückte nur halb einen ängſtlichen Ausruf und ergriff Marios Hand. Das erregte Walldorfs Zorn. Er nahte ihr, leichenblaß, und fragte mit ſtarker Stimme:

„Warum fürchten Sie mich?“

„Gar nicht,“ ſprach ſie haſtig. Aber ihr Arm lehnte auf Marios, und er fühlte, wie ihre ganze Geſtalt zitterte. Er wollte dieſe peinliche Szene für ſie beenden und ſprach:

„Wenn Sie mir den Brief geben könnten? und dann, gute Nacht!“

Fauſtine ging raſch in ihr Zimmer, er folgte ihr bis zur Thür. Auf der Schwelle empfing er den Brief, ihren dankbaren Händedruck, den freundlichſten Blick — dann ſchloß ſich dieſe Thür .... auch vor ihm. Er empfand das, wie einen leiſen Schmerz, ganz heimlich und ganz tief in der Seele; doch er hatte nicht Zeit, dieſer Empfindung nachzuhängen. Clemens hatte ſich auf ein Sopha geſetzt, die Beine über ein Tabouret gelegt, ein kleines Polſter unter den Kopf geſchoben, ſich ſo bequem wie möglich etablirt. Mario nahm ſeinen Mantel um, ſetzte den Hut auf und fragte:

„Iſt's Ihnen gefällig, Herr von Walldorf?"

„Nein, ich warte auf die Gräfin Fauſtine! ſie ſoll mir Rede ſtehen, weshalb ſie mir heute Mittag ihr Wort gebrochen, und heute Abend mich fortgeſchickt hat."

„Aber ſie hat ſich in ihr Zimmer begeben: ein Zeichen, daß wir gehen können."

„Oder, daß ich ihr folgen darf." Er ſtand auf, doch etwas ſchwankend. Mario kochte innerlich vor Wuth, dennoch wollte er glimpflich mit Clemens umgehen, um Fauſtine nicht noch mehr zu ängſtigen. Darum entgegnete er:

„Dann müſſen Sie doch auf ihren Befehl warten."

„Richtig!" ſagte Clemens, und ganz vergnügt über dies Argument, welches ihm erlaubte ſich zu ſetzen, nahm er ſeine bequeme Stellung wieder ein.

Mengen warf Hut und Mantel ab, und etablirte ſich neben Clemens ganz auf die nämliche Weiſe. Als der Anſtalten ſah, welche ein dezidirtes Poſtofaſſen verkündeten, fragte er verdrießlich:

„Mit welchem Recht laſſen denn Sie Sich hier nieder?"

„Da Sie vor dem Zimmer der Gräfin Wache halten, so darf ich mir wol auch dies Vergnügen machen."

„Die ganze Nacht hindurch?"

„Die ganze Nacht."

„Es wird hier aber recht kalt werden."

„O, ich habe meinen Mantel."

„Zwei Wachen stehen doch nie auf einem Posten. Zwei sind überall zu viel und einer ist genug."

„Diesmal ist auch Einer überflüssig."

Clemens gab allmälig dem Einfluß nach, den die behagliche Stellung auf ihn übte: er wurde immer schläfriger. Nach fünf Minuten murmelte er:

„Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles stände wol."

„Oho, alter Falstaff!" rief Mario lachend und klopfte ihm auf die Achsel, „dazu kann Rath werden; komm nur mit mir."

„Du bist ein braver Junge, Heinz, nur etwas leichtfertig," stammelte Clemens. Und bald hatte Mengen ihn den Händen seines Dieners übergeben. Dann fuhr er auf den Ball zurück — im Grunde nur, um von dem verschollenen Ernst Nachricht einzuziehen; denn als ihm sein Jäger nach einer halben Stunde meldete, Ernst sei da, fürchterlich betrunken, so befahl er jenem, ihn mit sich zu führen und begab sich dann selbst nach Hause. Dort ließ er Ernst hereinkommen, der weinselig, Faustinens Mantel über dem Arm, erschien, und mächtig erschrak, als statt der Gebieterin ein ernster Mann vor ihm stand, der drohend fragte:

„Wer hat Dich dazu verführt, Dich so schmählich zu betrinken?"

„Der Herr von Walldorf," stammelte Ernst, halb ernüchtert.

„Lüge nicht!" sagte Mengen streng.

„Der Herr von Walldorf, auf meine Ehre! wenn der Herr Graf mir erlauben wollen, mich so vornehm auszudrücken. Er kam und sprach: er habe den Befehl von meiner gnädigen Gräfin, sie zu erwarten, und er könne es mir durch einen Doppel-Friedrichsd'or beweisen. Das war klar. Ich ging. Auf dem Ball hieß es, der würde noch lange dauern. Es war kalt, eine Weinstube nah — ich trank ein Paar Gläser Champagner — vielleicht sind's auch Flaschen gewesen — man berechnet das nicht! die Zeit vergeht so schnell. —"

„Die Frau Gräfin will heute nichts von Dir wissen. Geh mit meinem Jäger und schlaf Deinen Rausch aus.... aber den Mantel sollst Du nicht mit Dir herumschleppen."

Ernst hing den Mantel über einen Stuhl und ging niedergeschlagen ab. Mario nahm den Mantel und betrachtete ihn so aufmerksam, als ob er ihn hätte taxiren sollen, und so erfreut, als ob ihm ein Wunder der Welt in die Hände gefallen. Er war von dunkelrothem Atlas mit weißem Tafft gefüttert, warm und leicht, um die Toilette nicht zu chiffoniren; weich, um sich dennoch fest darein wickeln zu können. Vor Marios Phantasie schwebte Faustinens lieblicher Kopf über dem Purpurstoff, wie ein Stern über der Abendröthe, und ihre graziöse Gestalt hüllte sich in die reichen Falten, und ihre schneeweißen Hände blitzten daraus hervor. Er drückte sein glühendes Antlitz fest in den Mantel, der weiche schmiegsame Atlas legte sich sanft wie ein Kuß an seine Wangen, an seine Lippen — mit einer heftigen Bewegung schleuderte Mario den armen Mantel weit von sich, holte tief Athem,

ſtrich ganz erſchöpft die Locken aus der Stirn und ſchellte. Der Jäger kam. Er ließ ſich entkleiden, doch unfähig ſchlafen zu gehen, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, um einen Brief an den Vater zu beginnen. Kaum ſaß er, ſo fiel ſein Blick auf den Mantel, der an der Erde lag. Das iſt aber kein Platz für etwas, was ſie trägt — dachte Mario, ſtand auf, nahm den Mantel, küßte ihn, als wolle er ihn wegen der ſchlechten Behandlung um Verzeihung bitten, ſetzte ſich zum Schreiben, behielt ihn dabei auf ſeinen Knieen, und ſchrieb nun wirklich ſo eindringlich und herzlich über Cunigunde, daß er der günſtigſten Antwort gewiß ſein durfte. „Das war ein guter Tag" ſprach er halblaut nach Beendigung des Briefes; „ich habe den Engel in ſeiner Glorie geſehen, und ich habe ihm dienen dürfen."

Er ſuchte die Ruhe, indem er ſein Haupt auf den geliebten Mantel bettete, und durch ſeine Träume gaukelte, weinte und lächelte Fauſtine.

Clemens erwachte früh, unbehaglich, wüſt im Kopf, öde in der Seele. Der ganze geſtrige Abend war ihm wie Geld unter den Händen weggekommen. Er konnte ſich auf nichts beſinnen. Er rief ſeinen Diener, einen ſtämmigen, unterſetzten Burſchen, den er aus Oberwalldorf mitgebracht.

„Johann," ſagte er, „wer hat mich über Nacht hierher begleitet?"

„Das weiß ich nicht, gnädiger Herr."

„Kam ich allein?"

„Nein, gnädiger Herr! ein ſehr großer, blaſſer Herr, gewiß ſo groß wie Ew. Gnaden, aber viel dünner — und ein Jäger kam mit herauf."

„War ich denn krank, Johann?"

„Ne, gnäd'ger Herr, das eben nicht," sagte Johann mit stupidem Lachen.

„Jesus Maria!" rief Clemens entsetzt, „und ich war bei ihr gewesen! unmöglich! bin ich denn an Körper und Seele umgewandelt? kann ich nicht mehr einen erbärmlichen Tropfen Weins vertragen!"

„Na, gnäd'ger Herr," sagte Johann begütigend, „ich sollte meinen, es wäre wol mehr als ein Tropfen gewesen."

„Ich will mich ankleiden!" rief Clemens. Er that's im Fluge und stürmte eben so zu Mengen. Er haßte Mengen; aber er wollte doch wissen, ob er Faustine auf irgend eine Weise gekränkt, und ob der Gehaßte ihn zum Dank verpflichtet habe. Mengen war noch nicht aufgestanden, doch Clemens ließ sich nicht abweisen. Jener befahl die Vorhänge aufzumachen, Clemens setzte sich vor sein Bett — und starrte ihn sprachlos an, denn der ihm wolbekannte Mantel Faustinens lag auf Marios Bett. Dieser hatte, plötzlich erweckt, den unseligen Mantel vergessen, er wußte nicht Walldorfs ungemessenes Staunen zu deuten, und wartete ruhig auf eine Erklärung desselben und des frühen Besuchs. Als aber Walldorfs Zähne hörbar zusammenschlugen, wähnte er, Clemens werde durch die Erinnerung an sein gestriges Betragen gedrückt, und deshalb sprach er freundlich:

„Das kann wol einmal passiren, lieber Walldorf, und —"

„O zum Teufel!" rief Clemens außer sich, „der Mantel gehört —"

„Der Gräfin Faustine!" sagte Mario eiskalt, aber innerlich durchzuckte ihn ein gewaltiger Schreck über seine Unbesonnenheit.

„Und das leugnen Sie nicht einmal?“ ſtammelte Clemens.

„Warum ſollte ich?“ fragte Mario unbewegt.

„O, Fauſtine! Fauſtine! in welche Hände biſt Du gefallen!“ jammerte Clemens und rannte durch das Zimmer.

„Herr von Walldorf, Ihr geſtriges Benehmen war zu begreifen und daher zu entſchuldigen, Ihr gegenwärtiges iſt aber weder das eine noch das andre. Haben Sie die Güte, mir Ihr Anliegen ſo kurz wie möglich vorzutragen, damit ich es ſo bald wie möglich erfüllen könne.“

„Graf Mengen, wie kommt dieſer Mantel hieher?“

„Auf dieſe Frage bin ich nicht Ihnen, ſondern der Gräfin Fauſtine die Antwort ſchuldig; daß ich ihr dieſe Rechenſchaft nicht ſchuldig bleiben werde, davon mögen Sie ſpäter Zeuge ſein. Uebrigens, Herr von Walldorf, bitte ich Sie, meine Verehrung für dieſe liebenswürdige, ſchutzloſe Frau niemals nach der Ihren zu beurtheilen, welche für dieſe letzte Eigenſchaft einen empörenden Mangel an Rückſicht an den Tag gelegt.“

Clemens wußte genug — für ſeine Perſon. Und das, was er weiter wiſſen wollte, erfuhr er jezt doch nicht. Alſo lief er fort, auf die Promenade, hin und her vor Fauſtinens Fenſter. Vielleicht würde ſie ihn ſehen, ihn rufen — allein durch Fauſtinens purpurrothe Vorhänge ſchimmerte der Tag ſo dämmernd, daß er ihre Augenlider überſtreifte, ohne ſie zu heben. Sie ſchlief nicht mehr, ſie träumte nur noch halb und halb, es war ihr lieblich zu Sinn — ſie wußte ſelbſt kaum warum. Cunigundens freundliche Zukunft wird es ſein! meinte ſie.

Nachdem Clemens vergeblich einige Zeit auf und ab gerannt, entschloß er sich nach einigen Stunden, Faustinen seinen Besuch zu machen, unbefangen, gleichmüthig, als sei nichts vorgefallen, und es darauf ankommen zu lassen, wie sie ihn empfangen würde. „Gott," dachte er, „wenn sie nur diesen Mengen nicht liebte! der macht sie gleichgültig gegen mich! in Oberwalldorf war sie anders.... nicht anders gegen mich, nicht freundlicher.... aber dort konnt' ich nicht glauben, daß sie für irgend einen Mann — Andlau etwa ausgenommen — lieblicher sein könne; ja sogar ihre Empfindungsweise für Andlau kränkte mich nicht so — nicht so tief, nicht so bitter. Zeit, Treue, Gewohnheit, gaben ihm Rechte — ich weiß ja Alles, ich mache mir ja keine Chimären! ich verlange ja nichts, als daß sie mir erlaube, mein Herz vor ihr niederzulegen, als daß sie freundlich meine Liebe anlächle, sie dulde! statt dessen weis't sie sie ab, drängt mir das Wort in den Busen zurück oder verdreht es mir auf der Lippe, während sie an diesen Mengen ihre Liebe verschwendet. — Der Teufel mag wissen, in welchem Grad!"

Durch solche und ähnliche Vorstellungen regte er seinen Zorn und seine Leidenschaft dermaßen auf, daß er halb vernichtet bei Faustinen eintrat und keines Wortes mächtig neben ihr auf das Sopha sank. Sie wähnte, wie Mario vorhin, die Erinnerung an seine Ungezogenheit quäle ihn, und dadurch ward sie in ihrem Vorsatz, den gestrigen Vorfall gänzlich zu ignoriren, noch mehr bestärkt. Sie frühstückte, denn Clemens, dem die Secunden zu Ewigkeiten wurden, hatte sich in den Stunden verirrt.

„Brav, daß Sie so früh kommen! ich fürchtete schon, Sie würden mir meine gestrige Abtrünnigkeit nicht ganz verziehen

[illegible] erzählte ihm, wodurch sie
[illegible] der elegant und amü=
[illegible] sie heut im Eisschlitten
[illegible] so natürlich, wie die Unbe=
[illegible] die Güte thut, die einen An=
[illegible] mögte. Doch Clemens in
[illegible] war nicht dafür empfänglich. Er
[illegible] Heuchelei. Das überwältigte ihn, er
[illegible] beide Hände vors Gesicht. Die erste
[illegible] war, mißtrauisch von ihm wegzurücken.
[illegible] daß er unmöglich Morgens um zehn
[illegible] könne, und seine Desperation auf Rech=
[illegible] Beschämung schreibend, faßte sie sich, blieb
[illegible], zog seine Rechte von seinem Gesicht herab,

[illegible] Clemens, beruhigen Sie Sich."
[illegible] er sie an, schüttelte den Kopf und rief:
[illegible] Sie strafen ja den lieben Gott Lügen!.... Ja ja!"
[illegible], als Faustine tödtlich erschreckt ihn sprachlos an=
[illegible] fällt die Maske! doch, wenn man nichts ahnt,
[illegible] weiß, und nur Ihr Gesicht sieht, so würde Jeder mei=
[illegible] liebe Gott habe seinen Lieblingsengel auf die Welt
[illegible], um die Menschen von ihm zu grüßen, und vielleicht
[illegible] auch seine Absicht mit Ihnen gewesen. Aber dies
[illegible] Antlitz lügt! es wohnt nichts dahinter — als ein
[illegible]haftes Weib."

Faustine erhob sich. Sie stand vor Clemens so hoch, so
[illegible] als sei sie plötzlich um einen Fuß gewachsen. Kalt und
[illegible] zeigte sie mit der ausgestreckten Rechten nach der
[illegible]gangsthür, und ohne Clemens eines Blickes zu würdigen

ging sie königlich stolz aus dem Salon in ihr Zimmer und verschmähete es die Thür hinter sich zu schließen. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, legte den Kopf in beide Hände, um sich zu besinnen, ob Clemens verrückt oder betrunken, krank oder unverschämt sein möge, brachte es nicht heraus, und schrieb, um sich zu zerstreuen, ein Paar herzliche Zeilen an Cunigunde, als Antwort auf ihren gestrigen Brief. So war eine Viertelstunde verflossen. Clemens saß noch immer regungslos auf dem Sopha. Er bereute sein Benehmen — besonders deshalb, weil er, mit der Thür ins Haus fallend, Faustinen Waffen in die Hand gegeben. Darum hob er ganz demüthig an:

„Ich bin noch hier, Gräfin Faustine."

„Wider meinen Willen, Herr von Walldorf," sprach sie eisig von ihrem Schreibtisch herüber.

Er stand auf, ging bis zur Schwelle ihres Zimmers und bat:

„Wenn ich ein Verbrecher bin, so geben Sie mir durch die Beantwortung einiger Fragen dreist den Todesstoß."

„Sie sind ein Wahnsinniger," sagte sie gelassen und legte die Feder hin.

„Kamen Sie nicht heute Nacht in Graf Mengens Begleitung nach Hause?"

„Ja."

„In seinen Mantel gehüllt?"

„Ja."

„Warum das?"

„Weil der meine samt meinem Bedienten verschwunden war und noch ist."

„Ich bitte um Vergebung! der Mantel ist da, ich habe ihn vor zwei Stunden gesehen.“

„Wo denn?“

„Wo? Sie fragen?.... Gräfin, haben Sie in der That den Muth zu fragen?“

„Himmel!“ rief sie sehr ungeduldig, „hing er als Wetterfahne an der katholischen Kirche, oder fuhr ein neuer Faust auf ihm durch die Luft, oder was sonst!“

„Er lag in Graf Mengens Zimmer — auf dessen Bett.“

„Nun das ist mir lieb! der gute Mengen! so hat er den Ernst aufgefunden — ich war schon ganz verzagt. — Weiter im Examen, Herr von Walldorf! Sie sehen, ich bleibe keine Antwort schuldig.“

„Ich bin zu Ende.“

„Das thut mir leid.“

„Warum?“

„Weil es mir nicht geglückt ist, Ihnen den Todesstreich zu geben, d. h. Ihren wahnsinnigen Hirngespinnsten, denn Sie sehen zwar ganz petrifizirt aus, aber gar nicht klar und verständig.“

„Faustine!“ rief Clemens und warf sich ihr zu Füßen, „haben Sie Mitleid mit mir. Wie kann ich klar sein, wenn die rasendste Leidenschaft, Eifersucht, meine Besinnung, mein Urtheil verstümmelt, und wenn alle äußern Zeichen mich gräßlich in dem Verdacht bestärken, daß — Mengen glücklicher ist als ich.“

„Das wünsch' ich ihm aus tiefster Seele,“ sprach Faustine finster.

Clemens fuhr auf und ſagte mit hämiſcher Bitterkeit: „Daran hab' ich nie gezweifelt! ich wußte es — als ich den Mantel bei ihm ſah."

„Verſchonen Sie mich mit dieſem ewigen Mantel!" rief ſie ungeduldig.

„Er muß doch ſein, wo die Beſitzerin iſt — oder war."

Der tiefe Unmuth in Fauſtinens Zügen ging plötzlich in eine ſo tiefe Trauer über, daß Clemens wie niedergedonnert abermals zu ihren Füßen hinſank. Sie ſagte nur: „Clemens!" — aber es lag ein herzzerſchneidender Vorwurf in ihrem leiſen, zitternden, melancholiſchen Ton.

„Vergebung!" ſtammelte er mit gerungenen Händen.

„O," ſagte ſie, „nicht mich haben Sie am tödtlichſten gekränkt: Sich Selbſt — die reine Blüte Ihres Gefühls! .... Stehen Sie auf, Herr von Walldorf, gehen Sie! Sie können doch künftig nicht mehr den Muth haben, mir feſt ins Auge zu ſehen, unwillkürlich würden Sie es niederſchlagen, und einen ſolchen Menſchen kann ich nicht in meiner Nähe dulden — gehen Sie!"

„Sei gnädig, Fauſtine!" ſeufzte Clemens, und drückte ſeine Stirn auf ihre Füße. Doch mit unſäglichem Widerwillen machte ſie mit dem Fuß eine abwehrende Bewegung und wiederholte:

„Gehen Sie." — Und er ging. — Große Thränen quollen aus ihren Augen. Sie blickte mit tiefer Sehnſucht Andlaus Bild an und ſagte: „Anaſtas, mein Freund! kommſt Du denn nie wieder mit Schutz und Schirm für Deine Ini?"

Da hörte ſie im Vorzimmer Marios Schritt. Schnell trocknete ſie die Augen. Es war vielleicht ihr größter Schmerz,

daß ſie ihm den Grund ihrer Betrübniß nicht ſagen durfte. Das machte ſie verdrießlich. Sie empfing ihn nicht eben freundlich, als er mit den Worten eintrat:

„Darf ich für den Sünder Ernſt um Gnade bitten?"

„Der iſt an Allem ſchuld!" rief ſie unmuthig.

„Iſt Ihnen Unangenehmes widerfahren?" fragte Mario ſehr beſorgt.

„Nein, gar nichts," ſagte ſie verlegen — „ich meinte nur geſtern.... und dann, wo iſt mein Mantel?"

Aha, dachte Mario, Clemens hat bereits geplaudert. Laut ſagte er ruhig:

„Ich nahm ihn geſtern Abend dem weinſeligen Ernſt ab, um ihn vor den Rauchwolken der Bedientenſtube zu ſchützen; jezt hängt er wieder auf deſſen Arm." Dann erzählte er ihr, daß und wie Ernſt zu dem Rauſch gekommen, und ſie rief:

„Mit Trunkenen hab' ich nichts zu ſchaffen! den einen hab' ich ſo eben fortgeſchickt, und der andere mag auch gehen."

„Theure Gräfin, mögten Sie nicht ignoriren?"

„Nein! Clemens beharrt in einem fortwährenden Rauſch, der mir ganz läſtig iſt, und was ich jezt von ihm erfahren, Beſtechung meines Bedienten, trägt nicht dazu bei, ihn in meiner guten Meinung herzuſtellen."

„Aber Ernſt, der zum erſten Mal dieſen Fehltritt begangen und ihn mit Thränen bereut hat...."

„Nun, ſo ermahnen Sie ihn, reden Sie ihm ins Gewiſſen, nehmen Sie ihm Schwur und Eid ab, liebſter Mengen! ich verſtehe mich nicht auf Strafpredigten, und behalte ganz gern einen, ſeit Jahren treu ergebenen Diener."

So vermittelte Mario den Frieden; und bald war es ihm auch gelungen, die Unmuthswölkchen aus Fauſtinens Seele

zu verscheuchen, denn sie hatte die reizbare Beweglichkeit eines Kindes, und jeder goldene Apfel eines Gedankens, den man auf ihren Weg warf, hemmte ihren flüchtigen Atalantenlauf. Mario erzählte ihr von einer Heirath, welche als eine schauerliche Mesalliance, nicht sowol des Standes, als auch des Alters und aller äußern Verhältnisse, die Gemüther in Bewegung setze.

„Der Mann ist ein Künstler," sagte Faustine.

„Aber hoch in Jahren, aber ohne die geringste Spur von Schönheit! was hilft es der Frau, ihn alle Abend drei Stunden lang glänzend und gefeiert zu sehen, wenn vor ihren Augen der Nimbus schwindet?"

„O wir sind capriziös! drei Stunden täglich den Liebsten bewundert zu sehen, alle Seelen beherrschend, alle Blicke fixirend — das mag eine große Befriedigung sein."

„Dann kommt er matt, unschön, abgespannt heim, ein in die Raupenhülle zurückgekrochener Schmetterling ...."

„Ach, Bester! die Frau bekommt den Mann sehr häufig in unschöner Gestalt zu sehen, ohne daß er zuvor die Welt entzückt! Und dann glaub' ich, daß es fast unmöglich ist, den Zauber zu ergründen, welcher über den intimen Umgang aller Kunstmenschen ausgebreitet ist, und daher auch schwer, ihm zu widerstehen, wenn man dafür empfänglich. Launen mögen sie haben, heftig, zerstreut, wild mögen sie sein — dennoch besitzen sie eine Magie, die mit dem allen versöhnt — und das ist vielleicht der höchste Triumph der Kunst."

„Es fragt sich doch, ob diese Magie fürs Leben ausreicht. Welcher junge Mann ist nicht einmal in eine Schauspielerin, Sängerin bis zum Wahnsinn verliebt gewesen, und wie selten entspringt daraus ein dauerndes Verhältniß."

„Weil überhaupt ein solches nicht aus jugendlichen Aufwallungen hervorgeht.“

„Nein, weil jene Erscheinungen nur im Besitz der Magie sind, welche für einen Moment blendet, ohne zu fesseln.“

„Sie haben freilich die eigene Erfahrung für sich“ — sagte Faustine launig — „dagegen kann ich nicht streiten. Künstler aller Art sind und bleiben aber doch meine geborenen Freunde, für die ich mich vorzugsweise interessire — nur müssen es wahre Künstler sein, schaffende, begeisterte, keine Nachahmer, keine Handwerker.“

„Das Genie hat das nämliche Schicksal wie die Tugend: sie sind beide in der Minorität auf unserer mittelmäßigen Erde. Ein großer Künstler ist eben so selten, als ein großer Mensch.“

„Hört er Ihrer Meinung nach auf ein Mensch zu sein?“

„Halb und halb! es kommen Inspirationen über ihn — er weiß nicht woher! es steigen Bilder vor ihm auf — er weiß nicht von wannen! streitende und ringende Gewalten werden in ihm rege, die kein äußerer Anlaß, keine innere Leidenschaft geweckt! er sagt Dinge, die er noch nie gedacht! er schafft Gebilde, deren Gleichen er nicht geschaut! Allein er kann nicht der Kraft gebieten, welche sie aus dem Nichts hervorruft. Er muß warten, bis ein Gott, ein Dämon, ein Genius sie ihm einhaucht. Er besitzt höhere Gewalt, als die gewöhnlich menschlichen, sogar die allerglänzendsten Fähigkeiten; aber er wird von einer noch höheren Gewalt besessen. Er schreibt Gesetze vor, er stürzt Gebräuche und Meinungen, er beginnt und endet Epochen, wie ein Gott; aber er ist zugleich ein blinder, gehorsam dienender Priester im Tempel des Gottes. Und diese wundersamen Mischungen, welche essentiel

ſeine Weſenheit ausmachen, ſtellen ihn gewiſſermaßen ſeitab von den ſelbſtbewußten Menſchen. Ich geſtehe, daß ich immer eine Art von Scheu vor ihnen habe, die ſonſt meiner Natur fremd. Man iſt nie ſicher bei ihnen, ob ſie bergan oder bergab ſteigen — ob ſie Himmelslichter in die Tiefe leuchten, oder unterirdiſche Flammen am Himmel ſtralen laſſen wollen — ob ſie ihre immenſen Gaben wie der Reiter bändigen, oder wie das Roß ihnen gehorchen. Ich liebe ſie nur par distance — in ihren Werken."

„Das iſt recht weltmenſchlich kalt geſprochen! Sie fürchten nur, in eine Sphäre fortgewirbelt zu werden, der Sie nicht gewachſen ſind. Bedenken Sie nur, welche unermeßliche Wolthat ein einziger Künſtler für lange Zeiten und kommende Geſchlechter werden kann, und Ihr Herz muß ſchlagen für ein Weſen, das von Gott zu einem Segen der Menſchheit auserleſen ward, und das dieſe hohe Ehre vielleicht mit ungekannten und ungemeſſenen Schmerzen bezahlt hat."

„Aber durch welche Wonnen werden dieſe Wehen des ringenden und ſchaffenden Genius compenſirt! ich denke mir, daß wenig Menſchen eine Empfindung hatten, derjenigen gleich, womit Rafael vor ſeiner vollendeten Sixtiniſchen Madonna geſtanden."

„Vor der vollendeten? kaum! — der Genius iſt éminemment ſtrebend, findet weder Genuß noch Befriedigung in dem Ueberwundenen, dem Geleiſteten. Wenn die Conception in ihm aufgeht, dann glaub' ich, feiert er ſeine ſeligen Myſterien, gegen deren tiefſinnige, glühende, unirdiſche Trunkenheit unſere kleinen mäßigen Freuden freilich ſehr grau ausſehen mögen. Doch jener Rauſch iſt ein Moment, und dann ſteht er plötzlich in dem nüchternen Leben."

„Wir Alle stehen in dem nüchternen Leben und ohne jenen compensirenden Rausch —"

„Es muß demjenigen schwer werden, einen Schoppen aus der Hand der schwarzaugigen Kellnerin zu nehmen, dem Hebe die Schaale kredenzt hat. Er wird unwillkürlich vergleichen, den Wein mit dem Nektar, das Mädchen mit der Göttin, und Vergleiche stören die Genußfähigkeit. Wir aber begnügen uns tout bonnement mit dem Wein und der Sterblichen, denn wir wurden nicht aus dem Olymp auf die Erde geschleudert. So wird er auch immer das, was er gewollt, mit dem vergleichen, was er geschaffen hat, und gewiß in der Erscheinung nur einen Schatten seiner ursprünglichen Idee finden. Ich hab' einen Freund — er ist aber nicht Maler, sondern Dichter — der spricht: All meine Schöpfungen kommen mir vor wie gefallene Engel! sie haben wol noch etwas, was an ihren Ursprung mahnt, doch die Glorie ist verschwunden, seit sie die sinnliche Form annahmen. Mich grämt's aber wenig! ich verkehre mit den ungefallenen Geistern, und schneide ihnen nach besten Kräften ein Mäntelchen von Staub zurecht, worin sie sich den Menschen offenbaren."

„Sehen Sie, Ihr Freund fühlt sich glücklich! das spricht für meine Ansicht. Wie heißt er denn? kennt man ihn als Dichter?" fragte Mario neugierig.

„Man kennt ihn wol .... freilich nicht als Dichter, sondern —"

„Nun? sondern? Sie sagten ja eben —"

„Sondern als Dichterin."

„Also eine Frau?" sagte Mengen gedehnt.

„Ja, zum Unglück nur eine Frau, die Ihre Ansicht theilt," sagte Faustine neckend.

„Und warum nannten Sie diese Frau Ihren Freund?"

„Weil für mich das Genie geschlechtslos ist. Mag ein Fledermäuschen oder ein Titane schaffen — sein Genie ist mein Freund."

„Und trauen Sie mir nicht dieselbe Unbefangenheit zu?"

Faustine lachte herzlich. „Excellent! haben Sie mir je Anlaß zu diesem Vertrauen gegeben? Sie halten die Frau nicht der Begeisterung fähig und nicht der Leidenschaft: ist es möglich, ohne dieses zweischneidige Schwert sich Bahn zu brechen auf dem Pfade der Kunst? Nein! — Sie glauben gar nicht, daß das Genie mit einer Frau Mißheirath schließen, sich gleichsam an sie verplempern könnte. Es braucht eine Hülle sechs Fuß lang, tiefe Baßstimme, Collier grec, — darin hat es Raum. Ein Genie, ihr wunderlichen Herren, muß genau so aussehen wie ihr selbst! Trüg' es ein Musselinkleidchen, und das Haar aufgeflochten, ihr würdet ihm für euer Leben gern einen stattlichen schwarzen Bart malen, damit es doch ein klein wenig für seine Würde befähigt wäre! — Nein, guter Mengen, wenn Ihnen das Genie eine Hand reicht, die halb so schmal ist als die Ihre, so machen Sie sicher nicht Ihren Freund daraus!"

„Möglich! weil ich, wie gesagt, diese Leute am liebsten in gehöriger Entfernung beobachte und bewundere. In der Nähe findet man schwer den richtigen Gesichtspunkt, von wo sie betrachtet und beurtheilt sein wollen. Das macht und giebt Verwirrung. Ich liebe die Klarheit."

„Dann lassen Sie uns in den großen Garten gehen: da ist jezt Alles von einer gespenstischen Klarheit. Der Himmel so blau, die Erde so weiß, das Eis so hell, die Bäume so nackt — o diese Klarheit, wie ist sie kalt!"

Sie ſchüttelte ſich vor Graus und ging ſich zum Spaziergang und zur Eisfahrt ankleiden. Mengen ſah ihr nach. Es war ihm, als ziehe ein Glanzſtreif hinter ihren Schritten, wie Nachts im Mondſchein auf dem Waſſer hinter dem Schwan. Ich liebe die Klarheit, wiederholte er halblaut und ſetzte ſich in tiefen Gedanken aufs Sopha. Was hält mich ab, bei ihr dahin zu gelangen? Eine einzige Frage und Alles iſt entſchieden!... aber ſie lacht mich aus, ſprach ſie geſtern, wenn ich die Frage thue. Die Sonne iſt auch nicht klar, doch licht, himmliſch licht, wie ſie. — —

Fauſtine war längſt wieder eingetreten und in der Thür ſtehen geblieben, als ſie ſeine ſinnende Stellung wahrnahm. Er bemerkte ſie nicht eher, bis ſie faſt ſchüchtern ſeinen Namen ausſprach. Dann fügte ſie hinzu:

„Ich unterbreche ungern Jemand in ſeinen Gedanken, weil ich nicht weiß, aus welchem Eden ich ihn heimrufe.“

„Fürchten Sie nichts! Sie bringen es“ — ſagte Mario mit tiefer Innigkeit, ſehr verſchieden von dem ſcherzenden Ton, mit welchem er ſonſt wol ein huldigendes Wort zu ſagen pflegte. Und ſo blieb er auch in den Stunden, die er mit ihr verbrachte. Beim Scheiden rief er:

„Und nun vergehen faſt vierundzwanzig Stunden, bis ich Sie wiederſehe?“

„Warum? kommen Sie heut Abend zu Frau von Eilau — da werd' ich ſein.“

„Ich kann nicht — ich habe nothwendig —“

„So jammern Sie nicht!“ — rief Fauſtine ungeduldig.

„Ich werde kommen,“ ſagte Mario froh, denn er ſah wol, daß ſeine Weigerung, nicht ſeine Klage ſie verdroß, und Fauſtine lächelte eben ſo froh als er.

Am Abend jedoch verging eine Viertelstunde nach der andern und Mario kam nicht zu Frau von Eilau. Anfangs war Faustine unmuthig, dann unruhig, endlich geängstigt. Zuerst schob sie dies unbegreifliche Ausbleiben den Geschäften zu, darauf unvorhergesehenen Störungen, zuletzt irgend einem Unglücksfall. Sie dachte an Clemens, ob der sich nicht zu weiß Gott welcher Thorheit Mario gegenüber habe hinreißen lassen. Schauerliche Möglichkeiten tauchten vor ihr auf und umflorten ihren Blick. Sie sank im Sopha, und ihr Kopf auf die Lehne zurück. Seit einer Stunde wurde Musik gemacht, und zwar so gute, daß Niemand daran dachte, Conversation zu machen, welche durch mittelmäßige hervorgelockt wird, wie die Maus aus ihrem Versteck. So blieb Faustine ungestört und kaum beachtet. Aber die Musik schwirrte wie Mückengesumm in ihr Ohr. Sie war auf dem Punkte, die Gesellschaft zu verlassen, um wenigstens der Qual des Wartens in ihrem einsamen Zimmer überhoben zu sein. Da, ganz leise, um nicht zu stören, ging die Thür auf. Es war Mengen; Faustine hatte aber schon so oft umsonst nach dieser Thür geschaut, daß sie entmuthigt nicht mehr die Augen aufschlagen mogte, und so saß sie ihm gegenüber, ganz blaß, die Wimpern so tief gesenkt, als wären sie geschlossen, um den Mund mühsam verhaltene Trauer — er konnte nicht anders als glauben, ein großer Unfall habe sie betroffen, und um ihr ein Zeichen zu geben, daß eine Freundesseele gegenwärtig, fiel ihm nichts Anderes ein, um die Störung unbekümmert, als seinen Stock fallen zu lassen. Alle Blicke kehrten sich vorwurfsvoll gegen ihn, doch er beachtete sie nicht, denn die seinen waren auf Faustine gerichtet, und sie sah jezt auf, sah und erkannte ihn, und augenblicklich war sie verwandelt,

ſtralend, heiter, glücklich. Mengen verging vor Ungeduld über den Virtuoſen. Mit deſſen Schlußakkord ſtand er neben Fauſtine und fragte:

„Was war denn das — vorhin?"

„Ich fürchtete, Sie würden nicht kommen. Da langweilte ich mich."

„Sonſt nichts iſt Ihnen geſchehen?"

„Iſt's nicht genug, anderthalb oder zwei Stunden zu warten? und gar für mich, die ich nie Jemand warten laſſe? Ich mag über keinen Menſchen dieſe Folter verhängen."

„Wir hatten keine Stunde verabredet! konnte ich ahnen? —"

„O nein, nein! Sie konnten nicht ahnen! aber nun wiſſen Sie ein für alle Mal."

---

Feldern kam täglich zu Fauſtinen. Sie hatte ihm die Schritte mitgetheilt, welche ſie für Cunigunde gethan. Auch er fand es am Beſten für ſie und für ſich, ſie aus dem Elternhauſe zu entfernen.

„Wenn mir die Möglichkeit abgeſchnitten iſt, ſie wiederzuſehen," ſprach er, „ſo werd' ich leichter an die Unmöglichkeit unſerer Verbindung glauben. Kann ich zu ihr, ſo will ich ſie ſehen, und ſehe ich ſie, ſo will ich ſie beſitzen."

„Sie ſind recht aufrichtig, mein beſter Feldern," entgegnete Fauſtine überraſcht, „ich habe Sie niemals ſo offen reden hören."

„Wenn man nichts zu hoffen noch zu verlieren hat, entweder weil man Alles oder weil man Nichts beſitzt, ſo wird

man höchſt aufrichtig. Der Bräutigam beim Hochzeitſchmaus ſagt unbefangen: ich bin ſehr glücklich! und der Bettler an der Straßenecke ſagt eben ſo unbefangen: ich bin ſehr elend. Luſt und Leid haben Kinder, die ſich frappant ähnlich ſehen — ſie müſſen alſo wol aus derſelben Familie ſtammen."

Fauſtine erkannte in dieſen und ähnlichen Aeußerungen Felderns Marios Einfluß, der ſich treu bemühte, ihm eine Unabhängigkeit von den überraſchenden Schickſalswendungen zu geben, wie er ſelbſt ſie bisher bewahrt, und ſehnlichſt wünſchte ſie, es mögte doch auch für Clemens ein ſolcher Nothhelfer ſich finden, denn ſie — das fühlte ſie lebhaft — konnte keinen Einfluß mehr auf ihn wünſchen, und deshalb ihn auch nicht haben. Er war für ſie wie von der Erde vertilgt, ſpurlos verſchwunden, ließ ſich weder bei ihr noch irgendwo bei ihren Bekannten ſehen, und ſie hätte glauben dürfen, er ſei abgereiſ't, wenn nicht eine bange Ahnung ihr zugeflüſtert, daß er ſich ſchwerlich ohne Abſchied, ohne Verſöhnung von ihr trennen würde. Wo war er alſo? umkreiſ'te er ihre Wohnung? bewachte er ihre Schritte? ließ ſich von ſeiner raſenden Leidenſchaft nicht das Wahnſinnigſte fürchten? — Die Beſtechung ihres Bedienten fiel ihr zuweilen ein, wenn ſie allein war. Sie gerieth in eine höchſt unbehagliche Spannung, und fuhr zuſammen, wenn ſie Stimmen und Tritte im Vorzimmer nicht ſogleich unterſcheiden konnte. War Mengen bei ihr, ſo erſchien dieſe Angſt ihr ſo kindiſch, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte, ſie ihm anzuvertrauen. Auch war es ihr peinlich, Mario auf Walldorfs Spur auszuſenden. Sie wußte zu gut, wie rückſichtlos Clemens war, wie leicht er grade dieſen Gehaßten abſichtlich kränken und verletzen mogte. Als aber die Woche ohne irgend ein Lebenszeichen

von ihm verſtrichen, da beſchwor ſie Feldern, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Sie ſagte ihm offen Alles, was zwiſchen ihm und ihr ſtatt gefunden, und ſchloß damit:

„Ich kann mich nicht direct nach ihm umthun, weil er aus dem geringſten Beweis von Theilnahme gleich ganz unerhörte Folgerungen zieht, die ihm Schaden thun, weil ſie ſich nie realiſiren, aber mich in die widerlichſte Verlegenheit ſetzen.“

Feldern verſprach ſein Beſtes zu thun und ihr im Lauf des Tages Bericht, wenigſtens über ſeine Anweſenheit in Dresden, abzuſtatten. Ein Brief von Andlau trug nicht dazu bei, Fauſtine zu erheitern. Er ſchrieb ihr über Cunigundens Angelegenheiten in dem kühlen Ton der Ueberlegung, der ihr ganz unerträglich war, wenn ſie bereits für oder wider Partie genommen. Man ſollte doch nur nie in einer ſolchen Entfernung Dinge beſprechen, die heute anders ausſehen als morgen, murmelte ſie, ſondern nur ſolche, die nie wechſeln und nie altern! Freilich kenne ich Cunigunden ſehr wenig — freilich iſt es eine mißliche Sache, eine paſſende Stellung für ſie ausfindig zu machen — freilich erntet man faſt immer Verdruß und Undank aus Einmiſchung in Familienverhältniſſe — aber ich habe mich nicht dazu gedrängt, und die Art, wie ich da hinein verflochten bin, kann gewiß keinen Schatten auf mich werfen. Und ſogar wenn es ein Schatten wäre — es ſollte mich nicht kränken, denn ich habe etwas Gutes gewollt; und ein Fleck iſt es ſicher nicht. — Andlaus Antwort war da — und nicht eben troſtreich. Wenn Mario keine beſſere bekam, was ſollte mit Cunigunden werden? Sie grübelte ſich matt und müde. Da flog die Thür auf und Mengen freudeſtralend ins Zimmer, einen ofnen Brief in der Hand.

„Cunigunde ist willkommen!“ rief er, „und zwar gleich auf der Stelle. Meine Mutter hat ihren alten Kammerdiener hergeschickt, um sie auf der Reise zu begleiten — daher die etwas verzögerte Antwort: er brachte mir den Brief. Sind Sie zufrieden?“ — Er kniete neben ihr nieder und blickte glückselig in ihr Auge, aus welchem wieder der himmlische Stral aufleuchtete.

„O Mengen!“ sagte sie nur, und legte die Hand auf die Brust; die andre gab sie ihm, und er behielt sie in der seinen, ohne sie zu küssen, lange, friedlich, andächtig, immer wie verzaubert in ihr Antlitz schauend. Spät drückte er heftig seine Lippen in die schmale zarte Hand — da stand Faustine auf und sagte:

„Lieber Mengen, sagen Sie, bitte, dem Ernst, er möge einen Boten besorgen, ich will sogleich Cunigunden schreiben, damit sie sich bereit mache; vielleicht kann sie dann schon morgen reisen. O wie wird sie sich freuen! wie dankbar Ihnen sein —“

„Das wäre ganz hors de saison! ich habe in Ihrem Dienst gehandelt, da mußte ich wol des Gelingens sicher sein.“

Feldern war gradeswegs zu Clemens gegangen. Der breite Johann schien zweifelhaft, ob er ihn bei seinem Herrn einlassen solle oder nicht; da er aber bereits gesagt, er sei daheim, so mußte er ihm die Thür öfnen. Der zierliche, ordnungsliebende Feldern erschrak vor der Verwüstung, die in diesem großen, vielleicht ursprünglich eleganten Zimmer herrschte. Kleidungsstücke an der Erde, Teller auf den Stühlen, Flaschen, Karten, Ueberbleibsel vom Frühstück und von Cigarren auf den Tischen, Schläger und Pistolen auf dem Bett, Gläser

überall, zwei Feldbettſtellen neben einander aufgeſchlagen, und Clemens im Schlafrock, mit verwildertem Bart, geiſterbleich, krankhaft, mitten im Zimmer ſtehend, den einen Arm um den Kopf geſchlungen, den andern ſchlaff herabhängend.

„Hier ſieht es ja aus wie in einem Lager," ſprach Feldern eintretend; doch der ſcherzhafte Ton kam ihm nicht von Herzen.

„Ja," ſagte Clemens gleichgültig, „wir ſind zwei Tage und zwei Nächte beiſammen geweſen, da muß man ſeine Anſtalten treffen, ſo gut es gehen will. Wir waren unſrer ſieben; ein Paar ſchliefen zur Zeit. Wir wechſelten uns ab. Es ging recht gut. Nur aber heute, am dritten Tage, da wurden die dummen Jungen ſtöckiſch und gingen — der eine rechts, der andre links; zum Eſſen, zum Schlafen — was geht's mich an."

„Sie ſind alſo wol recht luſtig geweſen?"

„Luſtig? nun ja, wie man's nehmen will. Lärm gab's genug, Wein auch, Karten auch, und ich hoffe, Sie ſind nicht der Meinung, daß Weiber dabei ſein müſſen, um die Sache ganz luſtig zu machen."

„Gott bewahre!" ſagte Feldern, Clemens war ihm beängſtigend, ſchien halb im Rauſch, halb geiſtes-, halb körperkrank. „Würden Sie aber nicht auch gut thun, ein wenig friſche Luft einzuathmen? die dicke, heiße Atmoſphäre des Zimmers ſtimmt die Nerven herab, beklemmt die Bruſt. Sie ſehen recht fatiguirt aus."

„Ich bin es," ſprach Clemens und ſetzte ſich auf einen Tiſch, von dem er die Karten herabſchleuderte.

„Ich glaubte Sie krank, weil ich Sie ſo lange nicht bei der Gräfin Fauſtine getroffen."

„Umgekehrt! weil ich nicht mehr zu der Gräfin Fauſtine gehe, bin ich krank, d. h. ich würde krank werden, wenn ich nicht vorzöge, luſtig zu leben.“

„Es iſt ganz hübſch, luſtig zu leben, ſo zwei, drei Tage — doch dann, Beſter, wird man des Spaßes überdrüſſig —“

„Wie aller Dinge auf dieſer ſublunariſchen Welt und des Lebens zuerſt.“

„Sie ſind noch ſehr jung, Herr von Walldorf —“

„Ich werde morgen zweiundzwanzig Jahr und das nennt man jung. Allein ich bin zu meinem Unglück in dieſen letzten Monaten alt geworden, uralt, wie die Steine —“

„Indeſſen ſind Sie doch noch auf Vergnügungen bedacht —“

„Nein! auf Zeittödtung.“

„Wollen Sie einen Spaziergang mit mir machen?“

„Da müßte ich mich erſt ankleiden.“

„Freilich! von Kopf bis zu Fuß.“

„Und das iſt doch nicht der Mühe werth! Sagen Sie mir, Herr von Feldern, iſt denn etwas der Mühe werth, daß ich darum meinen kleinen Finger rege?“

„Ja, die Pflichterfüllung.“

„Aber wenn man gegen Niemand auf der Welt Pflichten hat?“

„Sie fragen wunderlich! haben wir nicht die ganze Menſchheit?“

„Bah!“ rief Clemens, ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, und hob nach einer Pauſe an, ohne ihn zu erheben: „Kommen Sie aus eignem Antriebe zu mir?“

Feldern mogte keine Unwahrheit ſagen; überdas war

etwas so Trostloses in Walldorfs Zustand, daß er ihm die kleine Freude gönnte und die Frage verneinte.

„Sie schickt Sie also? sie denkt an mich?“ rief Clemens mit schwermüthiger Freude. „Aber wie könnte es auch anders sein, da ich stets an sie — nicht doch! nur sie denke! Solche Gedanken müssen zu einem Netz werden, das allmälig ihre Seele umspinnt und zu mir hinüber zieht.“

Feldern dachte an das, was ihm Faustine über Walldorfs übertriebene Folgerungen gesagt; deshalb sprach er halb scherzend, doch mit einem Anflug von Bitterkeit:

„Darauf sollten wir es nie anlegen. Frauenseelen sind so subtil, daß unsere plumpen Gedanken sie nicht fangen, und so capriciös, daß sie sich oft ohne unser Zuthun fangen lassen.“

„Meinen Sie? ohne unser Zuthun? Also auch Ihnen haben die Frauen weh gethan! O das Leid, welches dies Geschlecht über die ganze herrliche Schöpfung verbreitet, ist namenlos, und der Mann verloren, der von einem Weibe Heil begehrt! Und gerade, daß die engelhaften so dämonisch sind! Die Menge? o die schaut man an, ohne daß die Brust sich hebt, das Herz klopft, das Blut siedet, die Arme sich ausbreiten! das Alles ist für Eine, die zwischen den Uebrigen sich ausnimmt wie ein Märchen zwischen Tagesgeschichten.... sagen Sie mir, fallen Ihnen nicht immer Märchen ein, wenn Sie — diese Frau sehen, z. B. das von der Prinzessin, von deren Lippen Rosen fallen, wenn sie lächelt, und von deren Wimpern Perlen, wenn sie weint. Diese Frau hat Augen! —“

„Alle Frauen haben Augen!“ unterbrach Feldern, etwas überdrüssig der Rhapsodie — und es ist gut, daß man sich dessen zuweilen erinnert, um nicht in Monomanie zu verfallen,

denn die Frau, die kein Auge für uns hat, ſollte für uns auch keine Augen haben.“

„Sehr richtig! ſehr philoſophiſch! O wie bedaure ich, auf der Univerſität das Studium der Philoſophie ſo gänzlich verabſäumt zu haben. Die Weisheit in eine Wiſſenſchaft gebracht, kam mir ſo ſpaßhaft zugeſtutzt vor, wie der Baum, dem der Gärtner eine Thierform giebt, damit man doch wiſſe, was ſo ein dummer Baum bedeute. Aber es iſt wirklich ſo übel nicht erfunden! Bei einem Löwen, einem Adler, weiß Jeder genau, was er zu denken hat, die ganze Geographie, die ganze Naturgeſchichte, Millionen Reiſebeſchreibungen — kurz, die vernünftigſten und zweckmäßigſten Gedanken knüpfen ſich daran. Aber bei einem ſimpeln Baum ſchweifen ſie ins Blaue. Man kann denken an den Baum im Paradieſe, von dem Eva den famöſen Apfel ſpeiſ'te — oder an den Upasbaum auf Java, der wie die Regierungen zur Peſtzeit, in dem falſchen Verdacht einer allgemeinen Landesvergiftung ſteht — oder an die Linde auf dem Schloßhof von Nürnberg, welche die Kaiſerin Cunigunde pflanzte, Zweige nach unten, Wurzel nach oben, um ihrem Gemal ihre ſchneeweiße Unſchuld zu beweiſen. Kaiſer Heinrich II., zubenannt der Heilige, war ihr Gemal, und es muß doch ein prekäres Ding mit der Unſchuld der Weiber ſein, da ſogar ein Heiliger ihr mißtraut. Ferner an den Lorbeerbaum auf Isola bella, worin Napoleon vor der Schlacht von Marengo das Wort bataille ſchnitt — oder an die Eiche bei Pleiſchwitz in der Nähe von Breslau, in deren holem Stamm ein Schuſter und ein Schneider ein Paar Hoſen und ein Paar Schuh machten, welche noch gezeigt werden — vielleicht hatten ſie eine Wette gemacht, ſonſt begreife ich nicht, weshalb ſie dieſe Werkſtatt ſich wählten —

oder an die „sieben Schwestern" hier im großen Garten — oder an die Tanne von Oberwalldorf, welche Gräfin Faustine in ein schönes Bild gebracht.... da bin ich wieder bei ihr, und fing doch an bei der Philosophie."

Er stand auf, schlang wieder den Arm um den Kopf und schwieg. Feldern sprach besorgt:

„Sie sind wirklich krank, lieber Walldorf; das wüste Treiben dieser Tage hat Ihre Nerven fürchterlich aufgeregt und Ihr Blut verbrannt. Sie müssen hier heraus, die Unordnung um Sie her macht Sie konfus. Kleiden Sie Sich an. Ich warte gern. Dann gehen wir, und während der Zeit wird hier Ordnung gemacht."

„Meinetwegen!" sagte Clemens, und rief Johann. Unter Johann's löblichen Eigenschaften glänzte nicht die eines gewandten Kammerdieners hervor, und da sein Herr nicht in der Stimmung war, diesem Mangel durch eigene Theilnahme abzuhelfen, so dauerte die Toilette ziemlich lange, und Feldern hatte Muße, zwischen den Trümmern dieses Schiffbruchs der Ausgelassenheit sich auf allerlei Histörchen zu besinnen, die er Clemens erzählte, um ihn aus seinem Hinbrüten aufzurütteln. Doch das war verlorne Mühe. Clemens blieb unempfänglich für Alles, was nicht Faustine war, und hätte Feldern ihn gefragt, was er von dem Mann im Monde denke, so würd' er geantwortet haben:

„Ich sterbe aber, wenn ich sie nicht wiedersehe."

„Und wenn Sie sie wiedersehen, betragen Sie Sich so — seltsam, daß eine Frau, die leicht mit aller Welt zu leben versteht, nicht mit Ihnen fertig werden kann."

„Das ist es eben! sie muß nicht mit mir umgehen, wie mit aller Welt."

„Wenn Sie bei dieſem Verlangen beharren, kann ich Ihnen freilich nicht meine Vermittelung anbieten.“

„O Gott, machen Sie, daß ich ſie wiederſehen darf, und ſie ſoll mich behandeln, wie ſie wolle, ich laſſe mir Alles gefallen, Alles! nur keine Verachtung und auch keinen Widerwillen, aber auch keine Kälte und hauptſächlich keine Gleichgültigkeit. Und dann ſoll ſie mich nennen, „lieber Clemens,“ nicht „Herr von Walldorf.“ Es hat Niemand außer ihr mich „lieber Clemens“ genannt, vielleicht meine Eltern, das weiß ich nicht mehr, ſie ſtarben früh! Mein Bruder hat eine andere Art ſich auszudrücken, und für die übrigen Leute bin ich „Walldorf.“ Sie ſagt bisweilen „lieber Clemens!“ das iſt, wie wenn die Nachtigall im Winter ſchlüge, und wollte ſich Jemand unterfangen, mich nach ihr ſo zu nennen, ich würde ihm den verwegenen Mund mit einer Kugel ſtopfen. Endlich ſoll ſie mir die Hand geben. Das thut ſie nie! Ich habe geſehen, daß ſie Mengens großen Windhund auf den ſpitzigen Schlangenkopf geſtreichelt — aber mir giebt ſie die Hand nicht! Und welche Grazie liegt in ihren Handbewegungen! nur ſie zu ſehen, iſt, als regne es Blüten. Alſo die Hand —“

„Ich erſtaune, daß Sie Bedingungen machen, und noch dazu ſolche, welche kaum die Liebe erfüllen würde. Was ſoll Gräfin Fauſtine veranlaſſen, ſie anzunehmen?“

„Die Barmherzigkeit.“

Sie waren ein Paar Stunden umhergegangen. Feldern fühlte ſich erdrückt von dieſer dem Wahnſinn ähnlichen Leidenſchaft, deren Hofnung auf nichts baſirte und deren Verlangen Alles umſchloß. Er ſagte, er wolle Fauſtine erzählen, wie unglücklich Clemens ſich fühle, ihr mißfallen zu haben,

und dann müſſe er das Weitere ruhig erwarten und vor allen Dingen keine ſchlechte Geſellſchaft an ſich heranziehen, die ihn für jeden Verkehr mit der guten unfähig mache.

„Thut nur nicht preziös mit eurer guten Geſellſchaft!“ rief Clemens ärgerlich; „in ihr fallen Dinge vor, deren keine ſchlechte ſich ſchämen dürfte. Iſt die Geſellſchaft ſchlecht, d. h. gemein und roh, nun, ſo iſt auch das rohe Wort und der gemeine Scherz am rechten Platz, und Niemand wird dadurch beleidigt. Aber in der guten, der feinen, der gebildeten, der eleganten, was wird da geredet! zierlich immer und mit pikanten Wendungen — die gröbſten Unanſtändigkeiten: **Asa foetida aux confitures.** Beſonders die alten Männer haben recht ihr hölliſches Behagen dran, und das macht auch den jüngern Courage. Was man unter einander ſchwatzt — nun, das hat nicht viel zu bedeuten, aber mit Frauen ſollte man doch das loſe Maul beherrſchen. Wär' ich eine Frau, mir würden bei ſolchen Geſprächen die Finger jucken, um rechts und links eine Ohrfeige zu geben. Das ſchickt ſich aber beileibe nicht! Sie ſitzen da und thun, als hörten ſie nicht recht hin. Aber ſie hören doch — mögen ſie ärgerlich, mögen ſie verlegen ſein — hören müſſen ſie. Manche mögen ſich auch wol ſehr amüſiren; dahin kommt's! Und dazwiſchen wachſen Mädchen auf, ſtehen einſam junge Frauen, jung und ſchön, wie Fauſtine. Wenn ein gewiſſer alter Mann, deſſen Namen ich vergeſſen habe, bei ihr eintritt, ſo mögte ich ihn gleich wieder zum Fenſter hinaus ſpediren. Da legt er ſich auf einen Lehnſtuhl hintenüber, damit der Bauch Raum habe, der Stock ſteht zwiſchen ſeinen Knieen und die Hände ruhen auf deſſen Knopf. Von dem rothen, fetten Geſicht iſt nichts zu *ſehen, als ein* gallertartiges Unterkinn, Hängebacken und

Wurſtlippen. Die Naſe zählt nicht, die Augen ſind von den Runzeln der Augenlider verſchüttet, wie ruinirte Teiche vom zuſammenfallenden Erdreich — und dieſe Maſchine hebt an zu erzählen .... weiß der Teufel was. Und man mag dazwiſchen reden — er wartet auf eine Pauſe! man mag ihm geradezu Schweigen gebieten — er ſchweigt und hängt an die nächſte Bemerkung eine Anekdote im verbotnen Styl! Wo ſolche Menſchen reden dürfen, ſieht man nicht den Nutzen der Cenſur ein. Nein, mit eurer guten Geſellſchaft bleibt mir nur vom Halſe. Wer ein Paar Jahr darin gelebt, iſt hieb- und ſchußfeſt und weiß Beſcheid! Hinge es von mir ab, nicht drei Tage ließe ich Fauſtine dazwiſchen. Wenn ſie dem alten Molch gegenüber ſitzt und das Goldkettchen immer haſtiger, immer heftiger um die Finger wickelt, iſt ſie anbetungswürdig. Einmal lachte ſie, aber im Zorn, das war prächtig —"

Und wieder ging er auf Fauſtine über, und wie ein Monomane vertiefte er ſich in Extravaganzen bei ſeiner fixen Idee, indeſſen er über andre Gegenſtände klar und verſtändig urtheilte. Trotz ſeines Mißfallens an der guten Geſellſchaft verſprach er denn doch, ſeine gar ſo luſtigen Kumpane etwas fern zu halten und Feldern kam ganz abgeſpannt bei Fauſtinen an, die in heiterſter Laune ſehr gern auf ſeinen Wunſch einging, Clemens wieder zu Gnaden aufzunehmen. Deſſen Bedingungen theilte er ihr aber nicht mit, auch nicht ganz genau den Zuſtand, in welchem er ihn gefunden; er fürchtete, Fauſtine mögte dadurch etwas aus ihrer verſöhnlichen Stimmung gebracht werden, und er hielt es für ganz nothwendig, daß ſie nicht ihre Hand von Clemens abziehe, wenn aus ihm etwas Tüchtiges werden ſolle. *Aber daß morgen ſein* Geburtstag ſei, ſagte er Fauſtinen.

Als Clemens in der Frühe des nächsten Tages zu ihr kam, rief sie freundlich:

„Nun, mein verlorner Sohn, dies Kränzchen soll zugleich Ihre Heimkehr und Ihr Wiegenfest feiern" — und warf ihm einen Kranz der ersten Frühlingsblumen entgegen. „Schönere Sinnbilder der Hofnung, als diese unter Schnee und Eis gekeimten Blumen, weiß ich nicht Ihnen zu geben, und die Hofnung ist doch das, womit wir uns am liebsten beschäftigen."

„Ich halte nicht viel von der Hofnung," entgegnete Clemens.

„Genügen Ihnen die Realitäten so ganz?"

„Sie genügen mir so wenig, daß es mir nicht der Mühe werth vorkommt, Träume von ihnen in die Zukunft hineinzuschieben — und das thut die Hofnung."

„Aber unwillkürlich blickt der Mensch in die Zukunft, wie er, wenn er am Fenster steht, zum Himmel blickt, und wie an dem Wölkchen oder Gestirne auftauchen und dahin ziehen, so dämmern in ihr Bilder der Hofnung auf. Haben Sie schon Ihre Abreise nach Oberwalldorf festgesetzt?"

„Ich habe noch nicht daran gedacht."

„Und was sagt Ihr Bruder dazu?"

„Nichts — vermuthe ich. Er sagt überhaupt so wenig, wenn er auch ziemlich viel spricht. Da wir aber nicht correspondiren, so weiß ich gar nichts von ihm."

„Ich wundre mich, daß Ihr Aufenthalt hier Ihnen so zusagt."

„Sie sind ja hier! — ich meine .... Sie leben ja auch in Dresden."

„Ich habe nirgends eine andre Bestimmung."

„Weshalb wollen Sie mich ins Exil des Landlebens schicken, das doch in der That erdrückend ist, wenn nicht Interessen und Pflichten des Herzens dies Kleben an der Scholle und Sorgen um die Scholle adeln.“

„Und was hält Sie ab diesen höhern Interessen nachzugehen? In schöner, kräftiger Jugend stehen Sie brav und unabhängig da, nicht eben reich — das ist sehr gut, da wird man zur Thätigkeit angespornt. Also kaufen Sie ein Landgut Ihrem Vermögen angemessen, suchen Sie eine liebenswürdige Lebensgefährtin und werden Sie recht, recht glücklich, lieber Clemens — das ist mein Wunsch zu Ihrem Geburtstage.“

„Wünschen Sie aufrichtig, mich glücklich zu sehen?“

„Wenn ich Nein sagte, würden Sie es glauben? — Ich lüge nicht, weil ich die Wahrheit bequemer finde, als die Lüge. Das sollten Sie doch wissen.“

„In der Welt macht man aus Gewohnheit, nicht um zu lügen, viel schöne Worte.“

„Ich auch! wenn mir nichts Besseres einfällt! — Doch Freunden gegenüber nenne ich leere schöne Worte Lüge, weil sie etwas Anderes dahinter erwarten; die Welt aber nicht: die empfängt die Münze, womit sie zahlt — ein redlicher Handel.“

„Gut denn! so müssen Sie mein Glück nicht blos wünschen, sondern auch etwas dafür thun.“

„Thun? ach, meine gebrechliche Hand webt leichter die fliegenden Sommerfädchen der Theorie, als das derbe Schiffstau der Praxis. Was kann ich für Sie thun? .... ein hübsches Bild für Sie malen —“

„Ihr eigenes?“

„Nein, daran mögen Andere ihre Kunſtfertigkeit üben! ich habe zu viel mit mir ſelbſt zu ſchaffen, um mich auch noch zu malen! — Und Sie beſuchen kann ich —"

„Wann? wo?"

„Nun, wenn Sie verheirathet ſind und ein hübſches Haus haben."

„Das liegt Alles zu fern."

„So will ich mich beſinnen! mit der Zeit fällt mir vielleicht noch etwas ein."

Aber Fauſtine war ſo gelangweilt durch die ungewohnte Anſtrengung, jedes Wort ſo einzurichten, daß es eine Barriere vor Clemens ſchob: daß ſie nicht zu ihrer gewöhnlichen Freiheit gelangte und herzlich froh war, als die Ankunft Cunigundens und ihres Vaters das Zwiegeſpräch unterbrach.

Frau von Stein hatte ihre Tochter kalt entlaſſen mit der Weiſung, die große Selbſtändigkeit, welche ſie in ſo jungen Jahren ihren Eltern gegenüber behauptet, auch nun für ihr ganzes Leben und unter allen Verhältniſſen zu bewahren, damit ſie nicht in den Verdacht kindiſchen Trotzes gerathe. Da indeſſen Jeder, der überhaupt einen Willen habe, berechtigt ſei ihn geltend zu machen, ſo billige ſie, daß die Tochter auf eigenem, wenn auch überraſchendem Wege, zum Glück zu gelangen ſuche. Cunigundens Schweſtern weinten — und tröſteten ſich. Nur der Vater war ſehr betrübt und Cunigunde voll tiefen Schmerzes, ihn verlaſſen zu müſſen. Sie liebte den beſchränkten, lenkſamen, geduldigen Mann, nicht mit kindlicher Zärtlichkeit, nicht mit Verehrung, aber mit jenem tiefen Mitleid, das vielleicht Antigone für den blinden Vater empfand. Ach, auch der ihre war ja blind, konnte nicht allein ſtehen in dem verwirrten Leben, weil er nicht fähig war, es

zu überſchauen, und bedurfte einer Führerin, einer mildern, als die deſpotiſche Gattin war. Das war ſein frommes Kind — wie er Cunigunde nannte — ihm ſtets geweſen und er bedauerte ihren unerſetzlichen Verluſt, aber vollkommen reſignirt.

„Sie iſt jung, ich bin alt," ſagte er, „da muß man an ihre Zukunft denken. Alte Leute haben keine! Und verloren hätte ich ſie ja doch, ſobald ſie ſich verheirathet hätte. Und dann wäre ſie unglücklich geworden, ſagte ſie; das würde mir das Herz abſtoßen. Nun kann ja der liebe Gott es ſo fügen, daß ſie noch einmal ſehr glücklich wird, ſogar, daß ich es noch erlebe."

Cunigunde ſaß immer neben ihm und hielt ſeine Hand in der ihren. Ihre Lippen zitterten, aber ſie weinte nicht und ſprach faſt gar nicht. Es war eine herbe Wehmuth in ihr, über die Art, wie ſie aus dem Vaterhauſe einſam in die Fremde ging. Ehedem hatte ſie ſich dies Scheiden wol anders gedacht, an der Hand des Gatten, einer ſchönen Beſtimmung zu — doch das war lange her, war noch ein Bild aus ihrer erſten Jugendzeit, wo ſie noch nicht ihre eigenen Anſprüche an den künftigen Gatten kannte. Seitdem war es anders in ihr worden; wie und wodurch — wußte ſie nicht. Es kam ihr eben nur vor, als habe ſie ausgeſchlafen. Doch der Tag, zu welchem ſie erwacht war, lag kühl und farblos da, und ſie fröſtelte bei dem Gedanken, da hinein zu müſſen.

Mengen kam, erneuerte die früher gemachte Bekanntſchaft mit Herrn von Stein und Cunigunden, und erzählte ſo viel und ſo herzlich von ſeiner Familie, beſonders von ſeinem Vater, daß Allen ganz traulich und heimiſch dabei zu Sinn ward. Mathildens Hochzeit ſollte nächſtens ſein. Fauſtine ſagte:

„Das freut mich für die Liebenden und noch mehr für Sie, theure Cunigunde. Es bringt uns den Menschen näher, wenn wir ein Familienfest mit ihnen gefeiert haben. Wir sind nicht fremd in dem Kreise, wo wir einmal theilnehmend gelächelt oder geweint.“.

„Und ich werde Ihnen bald folgen, mein Fräulein, und Ihnen Briefe und Nachricht von den Ihren bringen,“ sagte Mario; „denn ich bin sehr entschlossen, etwas so Frohes, wie eine Hochzeit, nicht bei den Meinen ohne mich vorübergehen zu lassen.“

„Etwas so Frohes?“ fragte Faustine; aber Mario hörte es nicht, weil Herr von Stein ganz vergnügt sprach:

„Es freut mich recht, Herr Graf, daß Ihnen eine Hochzeit wie eine Fröhlichkeit vorkommt. Sonst war es Mode, daß es lustig und hoch dabei herging. Es gab Feste und Schmausereien Tage, ja Wochen lang. Zum Hochzeitstage selbst gebrauchte man einen ganzen Tag, wie sich das gehört, damit aller Putz, alle Ehren, alle Lustbarkeit, aller Scherz sein Recht bekomme, und nicht ein Ehrentag mit zwei oder drei kümmerlichen Stunden abgefertigt werde, wie es jezt wol geschieht, wo man sich am Morgen oder am Abend trauen läßt, einen Bonbon ißt, in den Wagen steigt und in die weite Welt fährt.“

„Das gefällt mir doch sehr gut, lieber Herr von Stein,“ sagte Faustine.

„Ja, meine gnädige Gräfin, das glaub' ich gern! die schöne junge Frau ist wol am liebsten mit dem Gemal allein. Aber du grundgütiger Gott! sie werden beide noch so lange beisammen sein, daß es sehr gut ist, wenn sie in der ersten Zeit ein wenig gestört werden, damit sie nicht nach drei Mo-

naten einander überdrüſſig ſind. Und dann die Uebrigen! warum ſollen die leer dabei ausgehen? an einer Hochzeit nimmt die ganze Welt Theil, mit Fug und Recht, denn zwei Menſchen, die losbändig in ihr umherirrten, erbauen ſich plötzlich ein Hüttchen und ſchmücken die Welt mit Menſchen und mit Glück. Das iſt für Jedermann wichtig. Darum erhielten ſonſt alle Hochzeitsgäſte ein Stückchen vom Strumpfband der Braut zum Andenken. Freilich jezt ſind die Leute gewaltig ſteif geworden. Der harmloſe Scherz macht ihnen keinen Spaß mehr, und ſie zucken die Achſeln über den veralteten, plumpen Gebrauch, worin doch wahrhaftig Andacht war. So unterſtützt denn jezt die Gleichgültigkeit der Uebrigen den Wunſch des Liebespaars, und die wichtigſte Angelegenheit des Lebens wird mit einer ganz unſtatthaften Heimlichkeit vollzogen, als ob man ſich ihrer ſchäme. Hätte meine Cunigunde geheirathet" — Der Blick der Tochter begegnete bittend dem ſeinigen, darum fügte er hinzu: „Aber ſie will nicht! Es iſt kurios, daß heutzutage, wo ein Bräutigam rarer iſt als ein Nordlicht, gerade mein Mädchen keinen will. Nun, wir wollen nicht weiter davon reden. Es wird ja wol Alles am Beſten ſein, wie der liebe Gott es fügt."

Der Tag ging recht gut hin. Mengen war faſt immer da. Cunigunde ſchöpfte Zuverſicht aus ſeinen Worten. Feldern kam in der Abſicht, ihr Lebewol zu ſagen; doch er kehrte im Vorzimmer wieder um. Ihm war, als ſpiele er in der Szene nur eine Nebenrolle. Am nächſten Morgen wollte Cunigunde reiſen, es war Alles für ſie in Bereitſchaft geſetzt. Sie nahm einen kurzen, heftigen Abſchied von Fauſtine; ſie wollte nicht weich werden, vielleicht ihres Vaters wegen. Der alte Mann erbat ſich Fauſtinens Erlaubniß, ſie zuweilen be-

ſuchen und mit ihr von Cunigunden reden zu dürfen. Dieſe ſagte zu Mario auf Fauſtine deutend:

„Sie bringen mir alſo bald Nachricht von meinem Liebesengel!“ — dann ging ſie mit Herrn von Stein in einen Gaſthof, und am andern Morgen, als die Sonne aufging, waren Vater und Tochter ſchon getrennt, und Cunigunde ging gefaßt ihrer Beſtimmung entgegen.

„Und Sie gehen nun auch?“ fragte Fauſtine niedergeſchlagen Mengen; „ich werde recht einſam ſein. Wenn doch Clemens lieber ginge ſtatt Ihrer.“

„Ich komme bald wieder,“ ſagte Mario; „meine Eltern wünſchen es, wollen mich ſehen —“

„Das begreife ich! wenn wir uns aber nur wiederſehen.“

„Warum ſollten wir nicht? wir ſind jung.“

„O, das iſt kein Grund! im Gegentheil, junge Menſchen werden häufiger getrennt, als alte.“ — Fauſtine blieb ſo niedergeſchlagen, daß auch Mario davon angeſteckt wurde, und wenigſtens an dem Abend in keine leichtere Stimmung kam. Doch gerade dieſer mächtige, unleugbare Einfluß Fauſtinens beſtimmte ihn, eine Entſcheidung herbeizuführen. Gehöre ich ihr ſo ganz an, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſo werde ſie denn auch mein eigen! und was fürchte ich denn? ſie iſt ja frei, ich bin es! aber wird ſie wollen? ſie muß wollen, wenn ſie mich liebt.... Wenn! — o verdammter Zweifel, den nur der Kopf ausbrütet, und das Herz nicht hegt!“ —

Acht Tage vergingen bis zu Mengens Abreiſe, und Fauſtine blieb in einer Nebelwolke von Traurigkeit. In der Region der Gefühle iſt dieſer Zuſtand der unbehaglichſte, weil er keinen Kampf zuläßt, weil man warten muß, bis Sonne oder

Wind den Nebel zerſtreuen: und oft der gefährlichſte, weil man mit umdämmerten Blicken häufig bis an den Rand des Abgrunds tappt, zuweilen in ihn hinabſtürzt. „Wie kann er gehen!“ dachte Fauſtine; „ſieht er, fühlt er nicht, wie nothwendig er mir iſt? nothwendig, wie die friſche Luft, wie der Frühling! — Ach, der Frühling kommt und er geht!“ — Bisweilen machte ſie ſich ſelbſt Vorwürfe, wiederholte ſich, daß einige Wochen ſchnell verſtrichen, daß er heimkehren würde, daß auch Andlau, nach ſeinem letzten Brief zu ſchließen, bald kommen müſſe, und daß alsdann für ſie Alle eine Erhöhung des Reizes im lebendigen Verkehr eintreten könne. Aber das lag ſo fern, gleichſam hinter den Nebelwolken ihrer Traurigkeit. Sie ſah es nicht klar. Der Schmerz der Entbehrung lag ihr näher, als der Troſt des Genuſſes einer zweifelhaften Zukunft. Sie wußte nicht, ob Mengen und Andlau an einander Behagen finden würden: Beide waren ſchroff und ſcharf, dieſer eiſig, wenn er unangenehm berührt ſich fühlte, und jener in demſelben Maaß ſchneidend — zwei Naturen, die mit gezogenem Schwert ſich gegenüberſtehen mußten, ſobald ſie nicht Hand in Hand gingen.

Fauſtine war in ihrer tiefſten Seele beklemmt und unheimlich. Hätte ſie den Muth, die Stärke und die Beſonnenheit gehabt, den Verhältniſſen feſt ins Auge zu ſehen, ſo wäre ihr bald genug klar geworden, daß in Marios Entfernung ihr Aller Heil liege, und ſie hätte durch ein gefaßtes: „Fahre hin,“ dem Schickſal vorbeugen können, das ſie zerbrach, als es in ſeiner vollen Macht über ſie herbrauſ'te; ſie hätte durch eine ruhige Darlegung ihrer innerſten Seelenverbindung mit Andlau Mengen auf einmal, ehe er ein Wort geſagt, durch einen einzigen kurzen Schmerz, in ſein altes Gleichgewicht,

wenigſtens äußerlich, zurückgeſtellt, und in dem ſeinen das ihre gefunden; ſie hätte Alles das thun können, was ſie nicht that, eben weil ihr Muth, Stärke und Beſonnenheit fehlten.

Gegen Clemens war ſie während dieſer Zeit viel freundlicher, oder eigentlich ſanfter als ſonſt, wo ſie ihm nicht leicht irgend ein Wort hingehen ließ, ohne es zu rügen, ſobald es über ſeine Grenze ſprang. Jezt hörte ſie nicht ſo ſcharf hin, oder ſie hatte Mitleid mit ſeiner Thorheit. Was den Frauen ihr Mitleid für Schaden thut — das iſt nicht zu beſchreiben und nicht zu begreifen! wenigſtens nicht von den Männern zu begreifen, welche für die Frauen alle möglichen Empfindungen, nur kein Mitleid hegen. Im Haß und in der Liebe als Ueberwinder, vernichtend, grauſam, vor den Frauen zu ſtehen, iſt ihre Wonne, ihre Luſt, ihr Triumph, — ihre Natur! und die Frau, die darüber klagt, iſt falſch: es hat noch jeder Simſon ſeine Delila gefunden! — Aber daran thut der Mann unrecht, in jeder Mitleidsäußerung ein Liebeszeichen zu ſehen. So weit müßte er aus ſeiner Natur heraustreten und die fremde Eigenthümlichkeit erkennen. Mitleid iſt eine Tochter des allgemeinen Wolwollens, und die Frau hat viel mehr Wolwollen für den Mann, in welchem ſie von Hauſe aus eine Stüze und den Begründer ihres Glückes ſieht, als er für ſie hat, die er doch nur à tout prendre, als eine ſichere Beute betrachtet. Daher wird die Frau durch eines Mannes Neigung zwar nicht immer zur Erwiderung, doch gewiß immer zum Mitleid geſtimmt — vorausgeſezt, daß ihr keine Verbindung mit ihm droht, wie es bei Cunigunden und Feldern war — und ſie wird Dinge thun und ſagen, die ihm ja nur den Mangel an Liebe freundlich verbergen ſollen. In ſolchem Verhältniß iſt es nur ſeine, niemals ihre Schuld,

wenn er ein Lächeln, einen holden Blick, ein süßes Wort als ein Versprechen künftiger größerer Gaben betrachtet. Die Frau ist gleich dem Kinde, heftig, glühend, leichtgerührt; hernach vergißt sie das, und das macht ihr der Mann zum Verbrechen. Es ist aber ihre Natur, so wie die seine Barbarei ist. Nur nie Mitleid mit dem Manne geäußert! er mißbraucht es alle Mal.

Clemens jubelte heimlich: „ich wußte wol, daß ich sie rühren würde!“ Anfänglich war sein brennendster Wunsch nicht weiter gegangen, als seine Liebe geduldet — nun wünschte er schon, sie erwidert zu wissen. Er gestand es sich freilich nicht ein, aber im Herzen rechnete er schon darauf; denn was wär' es für eine wunderliche Liebe, die keine Erwiderung begehrt? ich denke, es wäre gar keine Liebe. — Mengen geht — so lautete Walldorfs Rechnung — sie wird ihn vermissen, weil er ihr eine angenehme Gesellschaft ist, doch von einer Neigung kann nicht zwischen ihnen die Rede sein, da diese Trennung statt findet. Hingegen wird Andlau kommen — aber ist denn da noch die alte Liebe? fast sechs Monat hat er sie verlassen, und sie lebte während der Zeit ruhig und heiter. Wo ist der Mensch, der, wie ich, ohne ihren Blick in Verzweiflung untergeht? Nein, mir, meinem lodernden Herzen gehört sie einzig an. — Bisweilen saß er ihr viertelstundenlang schweigend gegenüber und sie schwieg auch. Sie malte oder zeichnete. Clemens kam gern in den frühen Morgenstunden, wo er gewiß war, sie allein zu treffen; spätern Besuchen räumte er das Feld, und war am glücklichsten, wenn er sie ungenirt bei ihren gewohnten Beschäftigungen, die sie seinetwegen nicht unterbrach, häuslich und traulich fand. Darum begehrte er auch keine Conversation von ihr. Sie

durfte ſich in ihre Arbeit, ihre Gedanken vertiefen. Das that ſie auch. Fiel es ihr dazwiſchen ein, es ſei doch ſehr unfreundlich, ſich gar nicht um des armen Clemens Anweſenheit zu kümmern, ſo ſah ſie lieblich zu ihm auf, oder nickte ihm einen holden Gruß, gleichſam ſeine Nachſicht erbittend, zu. Er aber meinte dann, ſie freue ſich über ſeine Anweſenheit; und ſagte ſie, um doch einigermaßen für ſeine Unterhaltung zu ſorgen:

„Da liegt ein hübſches Buch, lieber Clemens, leſen Sie doch ein oder das andere Capitel;“ — ſo war er glückſelig, weil er dachte: ſie wünſcht, daß ich bleibe — ſonſt könnte ſie mich ja gehen heißen. — Fauſtine wünſchte aber hinſichtlich ſeiner gar nichts, als ihn vor Ausartung der Thorheit in Verwilderung geſchützt zu wiſſen.

Am Vorabend von Mengens Abreiſe waren mehre Perſonen bei ihr. Er ſelbſt kam ſpät. Sie hatte ſich in eine große Lebhaftigkeit hinein geſprochen, um damit ihre Trauer zu umſchleiern. Gleichgültige werden ſtets dadurch getäuſcht. Jemand fragte: wie ſie zu ihrem ſeltſamen Namen gekommen, und ſie ſagte:

„Mein Vater hatte eine ſolche Liebe zu dem Götheſchen Fauſt, daß er, um in jedem Augenblick ſeines Lebens an dies Meiſterwerk erinnert zu werden, ſeinen beiden erſten Kindern den Namen Fauſt und Fauſtine beizulegen beſchloß. Meine Mutter bebte vor dieſen barbariſchen Namen, ſie hatte ganz andere Lieblinge. Als der Zeitpunkt kam, wo ein Kindlein geboren werden ſollte, gab es manche kleine Debatte, und unſäglich war die Freude der Eltern, als nicht Eines, ſondern zwei zugleich das Licht dieſer Welt erblickten, und nun Jeder einen Lieblingsnamen auf der Stelle anbringen konnte. So

ward ich Fauſtine, meine Schweſter Adele getauft. Meine arme Mutter ſtarb im Wochenbett, und mein Vater hatte auch nicht lange die Freude, durch mich an ſein geliebtes Gedicht erinnert zu werden: er blieb im Felde. Für mich hat aber mein Taufpathe, Fauſt, ſtets ein ganz beſonderes Intereſſe gehabt, unabhänging von dem Zauber ſeiner Poeſie und ſeiner grandioſen Weltanſchauung. Ich wollte immer mein eigenes Schickſal in dieſem raſtloſen Fortſtreben, in dieſem Durſten und Schmachten nach Befriedigung finden — aber der zweite Theil hat mir das unmöglich gemacht. Ich denke, es ſchreibt wol jeder von uns ſeinen eigenen zweiten Theil zum Fauſt, der Götheſche iſt allzu individuel."

Graf Kirchberg ſagte: „Das ſind' ich nicht! es iſt das treue Bild aller Menſchen, die wie die alten Titanen mit großer Kraft den Oſſa auf den Pelion thürmen, Studien, Forſchungen, Leiſtungen auf ihre Gaben, um damit dem Himmel abzutrotzen und abzuringen, was er dieſem Streben nicht gewähren kann: Befriedigung. Der Strom der Sinnenluſt hat im Entſtehen noch Nerv, weil der Quellpunkt, die Liebe, ihm Nahrung giebt, aber breit, und dürftig dennoch, zerfließt er in der Steppe des Ueberdruſſes und des unbeſtimmten, auf ein hohes, feſtes Ziel gerichteten Verlangens. Dann verſucht Fauſt dem Ehrgeiz, dem Weltglanz, der Welteitelkeit einiges Vergnügen abzugewinnen; aber es bleibt ein ſchaaler Spaß für ihn, ohne Saft und Kraft, und daſſelbe bleibt ihm die Kunſt, der er ſich darauf in die Arme wirft. Das in ihr und mit ihr Erzeugte, Euphorion, verſchwindet, weil es nicht aus der Begeiſterung geboren iſt, und ſomit hat auch die Kunſt ihren Reiz für ihn verloren. Endlich probirt er es gar mit der Wolthätigkeit, mit der allgemei-

nen Menſchenliebe, doch die Lauheit, das vage Mißvergnügen bleiben ihm zur Seite, und dieſer ununterbrochene Seelenregen macht ihn ſo matt, daß er ganz froh iſt, endlich mit guter Manier in die elyſäiſchen Gefilde des Himmels einpaſſiren zu dürfen."

„Gut, das iſt eben eine Richtung!" rief Fauſtine; „ich ſehe aber nicht ein, warum der Fauſt ſeelenmatt werden muß. Hat die Liebe ihm keine Befriedigung gegeben, ſo werfe er ſich lodernd, wie in ihren Schooß, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunſt! ſo ringe er nach ihnen und um ſie, ſtatt mit ihnen zu ſpielen! ſo ſtrenge er all' ſeine Kräfte und ſporne all' ſeine Gaben an, damit er doch Etwas zu Tage fördere — und ſei es nur gerade Etwas, woran Mephiſtopheles ſeine Weltironie üben könne, der jezt in dieſer beängſtigenden Atmoſphäre nur noch zu armſeligen Späßen Gelegenheit findet, mit Gauklerkunſtſtücken ſich helfen muß, und aus ſeiner grandioſen Lucifer-Region in die Kategorie der kläglichen, dummen Teufel fällt. Die Kräfte eines Fauſt dürfen brechen — nicht erlahmen. Sind ſie gebrochen im raſtloſen Kampf: ſo gehe er heim nach Gretchens öder Hütte, und ſuche dort im Tode, was er im Leben umſonſt geſucht: ein Haus für die Ewigkeit. Der göttlichen Barmherzigkeit und der reinen Liebe ſind keine Grenzen geſezt; heben ſie die matte Seele in den Himmel — warum nicht die ringende Feuerſeele?"

„Schreiben Sie doch einen zweiten Theil zum Fauſt" — ſprach Feldern ſcherzend.

„Nein, ich lebe ihn lieber," entgegnete ſie. „Schreiben iſt nur ein Surrogat für leben."

„Oder ein Wiederhall des Lebens, der an jedem Buſen ſich

bricht und zu einem neuen, klingenden Ton wird" — ſagte Feldern.

„Ach!" rief Fauſtine, „unſre Bruſt iſt gar nicht mehr im Stande, die Millionen von Wiederhallen aufzufangen, die wie Bienenſchwärme gegen ſie losgelaſſen werden. Seit das Bombardement der Menſchheit durch Kugeln ſo ziemlich aus der Mode gekommen, iſt dafür das durch Bücher eingetreten, welches, wie eine Influenza, ſeine Zeit durchgraſſiren muß. Ich regrettire im Grunde das Kanonen-Bombardement! man riskirte zwar in einem ſolchen den Geiſt aufzugeben, allein der Kopf wurde dann doch mit fortgeſchoſſen. Die Bücher hingegen laſſen die phyſiſchen Köpfe friedlich zwiſchen den Schultern ſitzen, und nur der geiſtige wird von ihrem Bombardement betäubt und verdummt. Ich hoffe, noch vor Ende dieſes Jahrhunderts wird jeder auftauchende Schriftſteller nach irgend einem Botany-Bay geſendet."

„Welch' ein vandaliſcher Haß gegen die armen, liebenswürdigen Schriftſteller, die Ihnen doch gewiß von Robinſon an bis zur heutigen Stunde unſägliches Vergnügen gemacht haben."

„So ſo! Sie leben mir vor, ſie denken mir vor — ich lebe und denke aber lieber auf meine eigene Hand, ſchlecht und recht, wie ich's eben verſtehe, als einem Andern nach."

Als Mengen kam, bemerkte er ſogleich Fauſtinens innere Aufregung. Sie ſprach; aber dann und wann hielt ſie mitten im Satz inne, weil ſie keinen Athem mehr hatte. Ihre Augen glänzten; aber dann und wann ſanken die Augenlider tief und müde herab.

„Sie ſind fatiguirt, Gräfin," ſagte Mario ſanft, und ſetzte ſich zu ihr.

„O, zum Sterben!“ entgegnete ſie, ſich im Fauteuil zurücklehnend.

„Man muß nicht ſo viel reden, wenn einem nicht danach ums Herz iſt.“

„Dann ſchweigen Sie nur, Mengen! Sie thun ja nie danach, wie es Ihnen ums Herz iſt.“ — Er ſah ſie fragend an. — „Nun ja,“ fuhr ſie fort, „Sie reiſen und würden doch viel lieber, trotz Hochzeit und Freudenfeſten, hier bleiben.“

Er antwortete ihr nicht, aber er verwickelte die Anweſenden in Geſpräche, womit die Zeit hinging ohne Fauſtinens Bemühen. Als man aufbrach, wünſchte man ihm eine glückliche Reiſe, und all' die freundlich banalen Phraſen erklangen, welche denen ſo weh thun, über die der Schmerz des Abſchieds einbrechen wird. Fauſtine ſaß regungslos auf ihrem Platz. Sie grüßte mit den Augen die Scheidenden. Nun war ſie mit Mario allein. Schweigend, mit untergeſchlagenen Armen, ſtand er eine Weile vor ihr, denn die Gefühle wogten in ſeiner Bruſt und erſtickten die Worte. Da ſtand ſie auf, legte beide Hände gefaltet auf ſeinen Arm und ſagte bebend:

„Auf Wiederſehen, Freund!“

„Kann ich denn ſo von Ihnen ſcheiden?“ fragte er eben ſo leiſe und faßte ihre Hände in die ſeine; — „o Fauſtine, ich kann nicht!“ rief er dann mit überſtrömender Heftigkeit und drückte ſie an ſein Herz, als wolle er dies brauſende Herz oder die geliebte Geſtalt zerbrechen. —

„O, das iſt nicht recht!“ ſagte ſie, immer mit demſelben Ausdruck von Trauer im Blick und Ton.

„Vergebung, Fauſtine,“ ſprach Mario ſanfter und ſeine Hand glitt leiſe über ihr Haar, ihre Wange hinab — „ſiehſt Du, ich liebe Dich —“

Da ſtand ſie auf einmal frei, ſeinem Arm entwunden, vor ihm. Sie bog den Kopf zurück, der plötzlich in einer Verklärung ſtand, welche nur überirdiſcher Triumph verſchmolzen mit bacchantiſchem Jubel auf das Menſchenantlitz gießen; ſie breitete die Arme aus, doch nicht zu ihm, ſondern empor zum Himmel, und mit der nämlichen Ekſtaſe im Ton ſagte ſie: „Er liebt mich!“ —

„Wohin denn mit dieſer wehenden Glut, Fauſtine, wenn nicht zu mir?“ rief Mario entzückt und ſchlang den Arm um ſie, als wolle er ſie an ſeine Seite feſſeln.

„Er liebt mich!“ wiederholte ſie mit derſelben ſchwärmeriſchen Innigkeit. Sie umfaßte ſeinen Kopf mit ihren beiden Händen, ſah ihn an, ſchüttelte dann langſam den ihren und ſagte träumeriſch: „Das iſt aber doch wol nicht wahr.“

„Nicht wahr! o Fauſtine, haſt Du nicht gefühlt, wie mein Weſen allmälig mit dem Deinen verſchmolzen iſt, wie mein Herz gelernt hat in Deiner Bruſt zu ſchlagen, mein Geiſt in Deiner Richtung zu fliegen, mein ganzes Sein mit Dir Schritt zu halten. Iſt das nicht Liebe, Fauſtine?“

Wie die roſenrothen Gletſcher immer blaſſer und blaſſer werden, wenn die Nacht heraufſteigt und zuletzt in ſchattengleichem Grau daſtehen, ſo erbleichte ſie; ſie hing zerbrochen in Marios Armen und ſagte tonlos:

„O, das iſt aber entſetzlich!“

„Warum, Fauſtine? Engel, Du liebſt mich —“

„Ich!“ rief ſie und fuhr mit der flachen Hand über die Stirn; — „ich .... Sie? — Sie irren ſich ſeltſam, Graf Mengen.“

Entſetzen, als habe der Blitz zu ſeinen Füßen die Geliebte erſchlagen, zerwühlte plötzlich Marios glückſtralendes

Antlitz. Er ſtieß Fauſtine von ſich und ſagte mit einer vernichtenden Drohung im Ton: „Fauſtine!“

Sie ſank in den Lehnſtuhl wie eine welke Blume, die das Haupt unter dem rollenden Donner beugt. Dicke Thränen quollen langſam unter den Wimpern vor, die Locken hingen aufgelöſ't an den entfärbten zarten Wangen herab. Sie war jezt bezaubernd durch den unausſprechlichen Gram ihres ganzen Weſens, wie ſie es drei Minuten vorher durch deſſen unausſprechliche Glut geweſen war. Mario hatte nicht die Kraft ſie zu verlaſſen, obgleich er im erſten Augenblick ſchon eine Bewegung nach der Thür gemacht. Er kniete vor ihr nieder und ſprach:

„Fauſtine, wie können Sie lügen?“

„Ich lüge nicht!“ flüſterte ſie, ohne aufzublicken.

Er legte ſeine Hände gefaltet auf ihre Kniee und ſprach: „Sehen Sie mich an, feſt und ruhig, und nun antworten Sie mir: „liebſt Du mich nicht, Fauſtine?“

„Nein!“ ſagte ſie faſt unhörbar, aber unwillkürlich ruhte ihr Auge mit ſo himmliſcher Zärtlichkeit auf ihm, daß er entzückt ausrief:

„Deine falſchen, lieblichen Lippen lügen! Dein Auge ſpricht Ja! ich glaube ihm.“

„Nein, nein!“ rief ſie in heftiger Angſt und hielt beide Hände vor den Augen; „kehren Sie Sich nicht an die verrätheriſchen Augen, der Mund ſpricht die Wahrheit.“

„Fauſtine,“ ſagte Mengen und ſtand auf, und ſeine zürnende Stimme wurde noch ſchauerlicher durch die Bebungen, welche die gewaltigſte Aufregung ihr gab — „wenn Du mich wirklich nicht liebſt, wenn Alles nur ein Spiel, die Be-

luſtigung für einen leeren Augenblick geweſen, wenn Du die ganze Grazie Deiner Weſenheit nur als eine gemeine Koketterie verſchwendet, wenn Du ſolche Nichtachtung fremder Gefühle hegſt, daß Du lebende, ſchlagende, blutende Herzen anatomirſt zu Deiner Belehrung oder Deinem grauſamen Vergnügen: ſo habe ich keinen Ausdruck für meine Verachtung."

„Mario!" ſchrie Fauſtine und glitt auf ihre Kniee zur Erde herab — „ich liebe Dich."

Er hob ſie auf, zog ſie ſtürmiſch an ſeine hochſchlagende Bruſt und drängte in einem Kuß die Seligkeit und die Sehnſucht zuſammen, welche dies Wort in ihm auflodern ließ. Aber Fauſtine begegnete nur ſcheu dieſer Glut. Sie machte eine ganz kleine Bewegung, ſo leiſe, jedoch ſo unwiderſtehlich, daß die Liebe ihr gehorchen muß, und daß doch nur die Liebe ſie errathen kann; — und ſeine Arme umſtrickten nicht mehr wie ein Netz ihre Geſtalt, und er fragte gepreßt:

„Warum drängſt Du mir das übervolle Herz in den Buſen zurück, Fauſtine? O laß es an dem Deinen ruhen, mein geliebter Engel! jezt weiß ich ja die Wahrheit."

„Noch nicht ganz, Mario," antwortete ſie dumpf.

„Aber das Weſentliche: Du liebſt mich. Und morgen fährſt Du mit mir zu meinen Eltern, als meine Braut, als mein Weib — wie Du willſt! aber mit mir, denn Du liebſt mich, Fauſtine!" Er ſchlang ihre Locken um ſeine Finger.

Sie ſagte melancholiſch: „Laß mich los! es hilft doch nichts! wir müſſen ſcheiden."

Da ſchrie er plötzlich heftig auf: „Andlau?" — Fauſtine neigte bejahend das Haupt und Mengen ſank wie zerſchmettert in einen Stuhl.

„Siehſt Du wol, wie viel ſchwerer Dir jezt als vor fünf Minuten die Trennung wird?“ ſagte ſie gelaſſen. „O hätte ich das Liebeswort verſchwiegen!“

„Rede, Unglückſelige, rede!“ rief Mengen; „warum denn Trennung? wer hat ein heiligeres Recht an Dir, als ich? und wenn ein Anderer es gehabt hat, geht es nicht auf mich über von dem Moment an, wo Du mich liebſt? Ich will Dich haben, Fauſtine, ohne Theilung, ganz und gar“ —

„Das begreif' ich,“ unterbrach ſie ihn. „Aber kann ich denn einen Tag glücklich ſein, wenn ich das ganze Schickſal eines Andern, eines geliebten Menſchen, zertrümmere? Kannſt Du es dann noch durch mich, bei mir, ſein? unmöglich, Mario, unmöglich, wie die Sonne unmöglich zur Mitternacht über unſerm Haupt ſtehen kann! Und das ſollſt Du ſelbſt entſcheiden!“

„O Fauſtine! Du liebſt mich, nur mich: das wird entſcheiden.“

„Nein, Mario, ich liebe Andlau, den Mann, dem ich mein ganzes Geſchick aus freiem, vollem Herzen in die Hand gegeben, und der es wie ein Gott unwandelbar liebend und treu gelenkt hat.“

„Und nicht mich, Fauſtine? beſinne Dich, Herz! wirklich nicht mich?“

Sie ſank zu ſeinen Füßen nieder, umſchlang ſeine Knie und legte ihren Kopf darauf. Er wollte ſie aufheben, doch ſie bat: „Laß mich hier liegen, Mario, und frage mich nicht ſo, Du — Menſch gewordner, lichter Sonnenſtral! wie ſollt' ich Dich nicht lieben?“ Sie weinte heftig. Er richtete zärtlich ihr glühendes Antlitz in ſeiner Hand empor und ſprach:

„Mein Engel, erzähle mir nun Alles, was Dich betrift. Es iſt ſo dunkel um mich her! wenn ich Alles weiß, wird es mir hell werden, damit ich entſcheiden könne, entſcheiden, wie der Mario es muß, den Du liebſt. Darum die Wahrheit, Herz, die reine Wahrheit, wie vor Gott."

„Wie vor Gott!" wiederholte ſie feierlich, und ſtand auf. Sie waren ſchön, die beiden Geſtalten einander gegenüber. Mario ſaß in ſeiner gewöhnlichen Stellung mit untergeſchlagenen Armen ſeitwärts am Tiſch, und die Kerzen warfen nur ein Streiflicht über ihn. Aber ſein marmorbleicher Kopf mit den vornehm ſtolzen, aber durch die Macht der Empfindung für den Augenblick melancholiſchen Zügen, mit dem tiefen, geiſtreichen, glühenden Auge und dem dunkeln Gelock, hob ſich, gleich einem Gemälde von Velasquez oder Murillo, lebhaft von der dunkelrothen Lehne des Fauteuils ab, welche ihn hoch überragte. Fauſtine ſtand vor ihm, im vollen Kerzenlicht, blaßroth gekleidet, blühend, weich, ſchwebend, halb ſinnlich, halb ſeeliſch, hingehaucht wie von Guido Renis Pinſel, etwas vom Johannes, etwas von der Magdalena im Ausdruck, der in jeder Secunde wechſelte, ſo wie ſie die Scala der Gefühle durchflog. — Er — ruhig, feſt, entſchloſſen, nicht unerſchütterlich, aber kampfbereit und unermüdlich, die Siegesfahne tragend, vielleicht in den Tod, doch gewiß nicht in den Untergang. Sie — ſchwankend, und immer ungewiß laſſend, ob ſie fallen, ob ſie in den Himmel auffliegen werde. Er — ganz Mann. Sie — ganz Weib.

„Rede, mein Engel," ſagte Mario ſanft; „keine Frage, keine Einwendung, kein Blick ſollen Dich ſtören."

„Was habe ich denn eigentlich zu ſagen?" fragte Fauſtine ſich ſelbſt, träumeriſch die Hand an die Stirn legend. „All-

tägliche Schickſale, ein Leben ohne gewaltige Ereigniſſe, eine Perſönlichkeit ohne überwiegende Vorzüge — das ward mir, das bin ich. Und innere Zuſtände, Skizzen der Seele, kann man die einem Andern vors Auge führen und hindern, daß ihm der Glanz zu grell, und der Schatten zu ſchwarz erſcheine? die Wahrheit wird durch das Wort ſo hart, daß ſie, wenn nicht lügenhaft, doch unglaublich, doch übertrieben erſcheint. Ich aber habe von nichts, als von inneren Zuſtänden zu ſprechen; Begebenheiten darfſt Du nicht erwarten. — Aus der Penſion in Mannheim, wo meine Schweſter und ich, die armen Waiſen, erzogen waren, kamen wir im ſiebzehnten Jahr zu unſrer Tante, welche ein ſchönes Landgut in der Nähe von Bamberg bewohnte. Ich war ein junges Mädchen, wie alle übrigen — glaube ich. Ich kann mich im Grunde gar nicht darauf beſinnen, wie und was ich war, ſo lange mein Weſen in ſeiner kühlen, grünen Knospe bewußtlos wie ein Kind in der Wiege ſchlummerte. Ernſt war ich wol, doch auch heiter; ſtill, aber innerlich lebhaft. Bilder wogten in mir, Geſtalten tauchten auf, Erſcheinungen zogen vorüber mit einer Fülle, in einer Lebendigkeit, welche mich ſchon zwiſchen meinen Penſionsgefährtinnen zu ihrer Scheherazade machten, zu einer kleinen Improviſatorin, die aber gewiß ſich ſelbſt weit mehr, als den Kreis ihrer Zuhörer amüſirte. Später gab ich dieſen Phantaſien keine Worte mehr, ſondern Bilder; ich zeichnete. Das macht ſehr ſtill, weil die Hand bedächtig und das Auge vergleichend verfahren muß, wenn der Kopf auch brauſ't. Dies Talent, gerade für mich, mag wol eine beſondere Gnade des Himmels geweſen ſein: die beſtimmte Form gab mir Haltung. Mit der Poeſie hingegen, deren Schützlinge zwang- und mühelos von der Form nicht

mehr brauchen, als was ſie in ihren Fingerſpitzen zuſammenfaſſen, hätte ich gewiß den Phaëtons-Gang und Sturz erlitten. — Von Liebe wußte ich nichts weiter, als was in den Dichtern ſteht, und das iſt, ſo lange man es nicht auf einen beſtimmten Gegenſtand überträgt, etwas ſo Farbloſes wie das Prisma, ehe man es zwiſchen Auge und Sonne hält. Ich liebte meine Bilder, meine Bücher, die Blumen, die Vögel, die ganze Natur, die ganze Menſchheit, den guten Gott, der dies ſamt und ſonders geſchaffen hat, — Alles en bloc. Meine Tante am wenigſten; denn ſie war intriguant, und ſolche Charaktere ſtoßen mich von Grund aus ab, weil ich ohne Waffen gegen ſie bin, mögen ſie mich gewinnen oder mir ſchaden wollen. Ich fühle mich bei ihnen beklemmt wie irgend ein ſcheues Thierlein des Waldes, das die fangende Schlinge ahnt. Ich hatte Scheu vor meiner Tante. Die Männer waren mir am liebſten, welche am beſten tanzten und dabei nicht allzu fade plauderten. Huldigungen verlangte ich nicht — vielleicht darum wurden ſie mir oft zu Theil in der oberflächlichen Manier, die zwiſchen ganz jungen Leuten ſtatt findet. Nur Graf Obernau behandelte die Sache ernſter. Er war Rittmeiſter, ſieben und zwanzig Jahr alt, aus vornehmem Geſchlecht, ſehr reich und ſehr ſchön — wenn man dies Prädikat den regelmäßigen Zügen, der ſtolzen Geſtalt und guten Haltung beilegen will, welche in manchen Familien ſelbſt dann noch erblich ſind, wenn ſchon der Adel der Geſinnung und die Kräftigkeit des Blutes erloſchen, die zuerſt dieſen Stempel ausprägten. Ich gefiel dieſem Manne auf eine mir ewig unerklärbare Weiſe, d. h. er verliebte ſich am erſten Abend, wo er mich bei der Tante ſah, dermaßen in mich, daß er auf dem Heimritt zu einigen Kameraden ſagte: „Der

Teufel ſoll mich holen, wenn das nicht meine Frau wird.“ Seine Kameraden zweifelten durchaus nicht daran, da eine ſo glänzende Partie wie Obernau ſchwerlich abgewieſen wird, und er überdies ein ſogenannt guter Menſch war, Jedem Geld borgte, Jedem im Duell ſecundirte, keinen Spaß verdarb, und nebenbei von ſolcher Schwäche war, daß Jeder, der in ſeine Launen einzugehen und ihm ein wenig zu ſchmeicheln verſtand, ihn lenken konnte, wie ein Kind. Solch ein Kamerad, der vornehm und reich iſt, außer den guten Connexionen auch noch den ſtets gefüllten Beutel hat, und obenein das gute Herz, welches mit beiden aushelfen läßt — wird von allen jungen Männern zärtlichſt geliebt. Kaum hatte Obernau mir ſultaniſch das Schnupftuch zugeworfen, ſo würde kein junger Mann, zehn Meilen in der Runde, ſich zwiſchen ihn und mich geſtellt haben. Es war gleichſam ein allgemeines ſchweigendes Uebereinkommen, daß er und ich für einander paßten und gehörten. Obernau und immer Obernau war vor meinen Augen und an meiner Seite, oder ſchwirrte vor meinem Ohr; denn der Tante konnte nichts Erwünſchteres kommen, als ſeine paſſionirte Neigung, und ſie trug Sorge, mir von ihm ſtets in einem Ton zu reden, der Eindruck auf mich machen mußte. Nämlich zuerſt lobte ſie ſeine guten Eigenſchaften, dann beklagte ſie den böſen Einfluß, welchen ſchlechte Rathgeber und eigennützige Freunde in ſeinem wolwollenden, vertrauenden Herzen gewonnen, und ſchloß endlich damit, eine gute, edle Frau könne ihn leicht zu ſich emporheben und ihn zu einem neuen, beſſern Menſchen umwandeln — und das ſei der herrlichſte Beruf des Weibes. Ich hatte zwar kein Vertrauen zu dem Herzen meiner Tante, aber großes zu ihrer Klugheit. Was ſie da ſagte, kam mir verſtändig und gut

vor, und iſt es auch, wenn nur das Weib, welches ſich dieſem heroiſchen Beruf widmet, in ſich klar, feſt und abgeſchloſſen genug iſt, um nicht ſelbſt dabei herabgezogen zu werden. Ich armes, unerfahrnes Geſchöpf, ohne Leidenſchaft, ohne Schmerz — dieſen zwei Binde- und Löſeſchlüſſeln des Weſens — konnte das damals nicht in Ueberlegung ziehen. Ich dachte, was die ganze Welt gut und zweckmäßig finde und was einen Menſchen glücklich mache, das müſſe ich thun, und ich verlobte mich mit Obernau. Wollte ich ſagen, er ſei mir gleichgültig oder gar zuwider geweſen, und ich ſei zu dieſer Partie beredet oder gezwungen: ſo würde ich lügen. Nein, ich war ihm recht gut, und gab ohne Widerſtreben ſeiner Werbung Gehör. Ich wollte ja auch meine herrliche Beſtimmung erfüllen und recht etwas Gott und den Menſchen Wolgefälliges vollführen. Ueberdas ſah ich meine ſeit drei Monaten verheirathete Schweſter äußerſt glücklich mit einem Manne, der mir unerträglich ſchien; daraus zog ich den Schluß, der grade umgekehrt richtig iſt: der Mann ſei am liebenswürdigſten in der Ehe — und die Anſtalten zur Hochzeit wurden gemacht.

„Je näher aber der Zeitpunkt kam, deſto beklommener ward mir. Ich, die nie träume, die nie eine bange Vorempfindung des Gewitters ſpüre, wandelte umher, als ſolle ein quälender Traum in Erfüllung gehen oder ein Unwetter losbrechen. Wenigſtens bilde ich mir ein, daß dieſe Schwüle, dieſe Schwere, dieſe Angſt ohne Grund und ohne Namen, denjenigen heimſuchen müſſe, welcher Traum und Ahnung kennt. Zu wem ſollte ich reden? die Tante liebte nicht Erörterungen der Gefühle, wenn ſie Entſcheidungen herbeiführen konnten, welche ihren Abſichten widerſprachen; ſie wies ſie nie ab, doch mit ſchlauer Geſchicklichkeit wußte ſie ſtets ſie zu

vermeiden. Meine Schweſter, wie geſagt, war verheirathet: das war eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns. Sie war jezt die Frau eines Mannes, nicht meines Gleichen, kein Mädchen mehr! kaum daß ſie mir noch wie meine Schweſter vorkam. Es giebt eine Jungfräulichkeit des innern Seins, rührender und reizender als die, welche der Myrtenkranz repräſentirt, weil ſie unendlich ſeltner iſt. Aber leider! leider! geht ſie oft vor dieſer und faſt immer mit dieſer verloren! ſie widerſteht nicht der materiellen Genußſucht. Meine Schweſter war in kurzer Zeit ganz fraulich worden, verloren in ihren Familien- und Haus-Intereſſen, und mit unendlichem Behagen ſich darin zurecht ſetzend, wie der Vogel auf ſeinem Neſt. Sie gehörte zu den weiblichen Weſen, die von der Geburt an, mögte ich ſagen, Frauen ſind und im Hauſe Wurzel faſſen und Blüten treiben. Sie iſt glücklich dabei geworden, weil Temperament, Sinnesart, Charakter mit ihrem Schickſal Hand in Hand gingen, und weil man von ihr ſagen darf — was ich jedoch nie ohne einen leiſen Schauder auszuſprechen wage: — ſie würde jeden Mann glücklich gemacht haben; — und dies wird doch zuweilen als Lob von einem Mädchen geſagt! Nun, ich habe es nie verdient. —

„Aber an wen ſollte ich mich wenden in meiner Herzensangſt? Sehr verſtändig, wie mir ſcheint, wendete ich mich an Obernau, und ſagte ihm an einem ſchönen Abend, wo wir allein im Garten waren und die melancholiſche Herbſtnatur mit heimziehenden Wandervögeln und herabrieſelnden Blättern mich noch trauriger ſtimmte, daß ich ihn lieber nicht heirathen wolle. „Ein romanhafter Mädchengedanke!“ antwortete er ſpöttiſch wegwerfend. Ich verſtummte blöde, und ſann acht Tage lang darüber nach, ob er nicht wirklich Recht

habe. Bisweilen kam es mir auch ſo vor, aber als über dieſem Beſinnen der Hochzeitstag mir bis auf vierzehn Tage nah gerückt war, ſo fand ich, Obernau habe Unrecht, und abermals verkündigte ich ihm meinen Entſchluß und bat ihn dringend, mir mein Wort zurückzugeben. Statt der Antwort ſprach er: „Ini, Du ſiehſt zum Küſſen lieblich aus, wenn Du bitteſt! ich wäre ein großer Narr, wollte ich Deinen Willen thun.“ Indeſſen da er ſah, daß ich weinte, fragte er, ob ich einen Andern, etwa den und jenen, den er nannte, heirathen wolle. Zufällig waren das närriſche, fade, dümmerliche Leute, und Obernaus Frage kam mir poſſirlich vor — oder war es nervöſe Aufregung — kurz, ich brach in lautes Lachen aus, und Obernau ſagte beruhigt und beruhigend: „Wenn Du keinen Andern lieber haſt, ſo kannſt Du mich mit gutem Gewiſſen heirathen.“ Trotz dieſer Verſicherung war aber immer eine Stimme in mir wach, die mir zurief: thu' es nicht! und zum dritten Mal, doch nun unter tauſend heißen Thränen und mit bangem Flehen, bat ich um meine Freiheit. Da wurde er endlich anders, er gab das ſpöttelnde, ſcherzende Weſen auf, womit er bisher meine Einwendungen zunichte gemacht, er beſchwor mich, ihn nicht grenzenlos unglücklich zu machen, er liebe mich zu ſehr, um von mir laſſen zu können, er wolle Alles thun, Alles ſein, was ich gut und recht fände, er lag zu meinen Füßen, er weinte — ich hatte in meinem Leben weder ihn noch irgend einen Mann in ſolcher Bewegung geſehen, es machte einen ſchauerlichen, gewaltigen Eindruck auf mich, ich dachte kindiſch: wolan, lieber unglücklich ſein, als unglücklich machen! — nicht wiſſend, daß in der Ehe eins aus dem Andern folgt — ich bat ihn tauſendmal um Vergebung, und wünſchte nun

ſelbſt den Hochzeitstag mit einer fieberhaften Ungeduld herbei, in der Hofnung, mein Schickſal müſſe ſich lieblicher in der Entſchiedenheit, als in der Erwartung ſtellen. Ich ward ſeine Frau. Der Stab war über mich gebrochen! — ſo kam ich mir vor, ſo komme ich mir noch jezt vor, wenn ich an den Moment denke, von welchem doch ſchon manches Jahr mich trennt."

Fauſtine ſenkte ihr Haupt wie gebrochen, und legte das Geſicht in beide Hände; ihr Buſen flog krampfhaft, ſie bebte vom Scheitel zur Sohle, und als ſie nach einer Pauſe die Hände ſinken ließ, war ihr ſonſt ſo blumenzartes, holdſeliges Antlitz ſtarr, marmorbleich, tragiſch. „Ja," ſagte ſie mit herzzerſchneidender Wehmuth, „von der Fauſtine, die damals unterging, mag jezt wol keine Spur übrig ſein, denn ſie fiel der Schmach anheim! Ja ja! auf meine unſchuldige, reine Stirn wurde der Stempel der Schmach gedrückt, und ich — ich habe es gelitten und es überlebt!"

Sie ging im Salon auf und ab, mit heftigen, ungleichen Schritten. Sie rang die Hände. Sie dachte nicht an Marios Gegenwart, nicht an ſeine Liebe — nur an ihre Vergangenheit; und mehr zu ſich ſelbſt, als zu ihm, ſprach ſie mit tiefer Bitterkeit:

„Giebt es denn auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Schmach, welche der gleich kommt: einem Manne zu gehören, ohne ihn zu lieben? O ich glaube, ein ganzes Leben von Verworfenheit wird mit dieſem Begriff bezeichnet. Doch nein! nein! ich irre mich! ich war ja ſeine Frau, am Altar ihm angetraut — dann hat es nichts zu ſagen — für die Menſchen." Sie lachte in ſich hinein.

„Ruhig, Fauſtine, aus Barmherzigkeit mit Dir, ſei ruhig!“ bat Mario erſchüttert.

„Schweigen Sie, Graf Mengen! Sie haben mein Leben wiſſen wollen — da dürfen Sie mich nicht ſtören, wenn wir bei einem ſo wichtigen Punkt angelangt ſind. Kennen Sie nicht die Sage von jenem Nixenbrunnen, deſſen Waſſer, hat man den ſchweren Steindeckel einmal abgewälzt, immer höher, immer höher ſteigt, den Rand überquillt und das Land rings umher in eine brauſende Wogenflut verwandelt? O, dieſe unermeßliche Flut von ungekanntem, von mißkanntem Weh in der Bruſt eines Weibes erſchüttert ſogar eine Männerbruſt, wenn es ſich einmal nicht als Klage, nur als Schrei, äußert! dann muß es gewiß etwas Welterſchütterndes ſein! Aber ach! als Abnormität wird es betrachtet! Krankhaft an Leib oder Seele, verſchroben, überſpannt nennt man eine Frau, nachdem man ſie ohne Barmherzigkeit in die Arme des Erſten Beſten, der ſie nach ihr ausſtreckt, geliefert hat, und ſie nun mit unüberwindlichem Entſetzen wahrnimmt, was von ihr gefodert wird, was ſie gewähren ſoll. Von einer Million Ehen wird eine aus Liebe geſchloſſen. Die Beweggründe der übrigen kommen in keinen Betracht; weil ſie immer auf hausbackene Nützlichkeit zielen, ſind die einen grade ſo gemein oder grade ſo würdig als die andern. Aber neunmal hundert neun und neunzig tauſend neun hundert Frauen verlangen es eben nicht anders; achtundneunzig verlangten es wol anders, einſt, vor langen Zeiten, auf die ſie ſich ſelbſt nicht mehr recht beſinnen können, ſo untergewirbelt ſind ſie: nun haben ſie ſich gefügt, aus Kälte, aus Verſtändigkeit. Und eine, nur eine, aber doch eine, eine Einzige unter der Million, die verlangt es anders und, feiner oder ſchwächer organiſirt, kann ſie nicht zahm ſich

fügen, und fühlt doppelt die Demüthigung, weil ſie zu ſchwach iſt ſie abzuwehren. O dieſe Eine! ſie kommt nicht in Betracht vor euren Geſetzen, es kann kein eignes Recht für ſie geſchaffen werden, Gott und Menſchen ziehen die Hand von ihr ab — denn im Namen Gottes iſt ihr Segen verheißen worden, wo ſie Unheil gefunden, und die Menſchen hohnlächeln ob der Phantaſterei, welche da einen Tempel erbauen mögte, wo ein ekler Sumpf liegt. O dieſe Eine! — es giebt Schmerzen, vor denen die Welt das Knie beugt, ſtralende Schmerzen, geputzte Schmerzen, roſenrothe Schmerzen, Triumphbogenſchmerzen! aber mit dieſem Schmerz kokettirt man nicht, den vergräbt man ſcheu im Buſen, wie man das Krebsgeſchwür am Buſen mit unſäglicher Beſchämung verbirgt. Doch das Gift des Geſchwürs durchſchleicht allmälig das Geäder des Körpers und bringt in Mark und Blut, und dieſer Schmerz wird zu einem Gift, zu einer Quinteſſenz von Haß, Bitterkeit, Verzweiflung, Empörung, Verachtung und Groll, wovon die Seele krank werden und verderben muß, und Keiner, Keiner hat einen Blick des Erbarmens dafür. O dieſe Eine! — das iſt nicht eine von den Schlechteſten geweſen! nicht um den Glanz und den Genuß der Welt zu haben, iſt ſie in dies Jammerlabyrinth gerathen! nur kindiſch, nur unerfahren, nur jugendlich ſelbſt vertrauend ſprang ſie, ein ſorgloſer Schwimmer, von dem ſtillen Felſen ins rauſchende Meer, um einem Andern die liebende, die hülfreiche Hand zu bieten! aber der iſt zu Hauſe in dem wilden Element, der zieht die Arme in den Strudel hinein, in die Tiefe hinab, ſie ſinkt — und Keiner rettet ſie!... Sind denn nicht Männer da?...ja doch!... da ſtehen ſie, fauniſch, neugierig, lüſtern vor dem troſtloſen Geheimniß dieſer Ehe, und rathen und räthſeln, und deuten

und deuteln, und bringen es am Ende zur ſonnenklaren Evidenz, daß dieſe Frau die begehrungswürdigſte auf dem Erdboden iſt. Ja doch! ... wo es eine unglückliche Frau giebt, — jung und hübſch, comme de raison! — da fehlt ein halbes Dutzend ritterlicher Männer nicht, welche ſich die Ehre ſtreitig machen, dieſer holden Augen Thränen zu trocknen, dieſer friſchen Lippen ſchmerzliches Zucken in ſüßes Lächeln zu wandeln. Sie ſind ja die gebornen Beſchützer der Schönheit — die edlen Männer! — O dieſe Eine! ich will ja gar nicht weinen, weil ich gerade unter der Million es ſein mußte; ich weine nur, weil überhaupt ſolch Elend auf dieſer ſchönen Welt ſtatt findet.

„Aber damals weinte ich über mich. Ich kam mir ſelbſt unmenſchlich entwürdigt vor durch die Leidenſchaft, die ich erregte, ohne ſie zu theilen, und das Geſchöpf, welches der Mann mit dem Fuß vom Sopha auf die Straße ſchleudert, ſchien mir weniger erniedrigt, als ich mich fühlte; — denn es ſteht außer dem Geſetz, denn es macht keinen Anſpruch auf Ehre; aber ich, unter dem Schirm des Geſetzes, umringt von jeder Schutzwehr, welche der Ehre heilig, jung, unverdorben, ſittlich rein, ich ſah mich plötzlich in der Gewalt eines Menſchen, deſſen furchtbares Recht über mich dadurch geheiligt ſein ſollte, daß er in einer Kirche vor vielen Zeugen gelobt hatte, es immer zu üben. Was ging das mich an? ich mußte ihm das Recht geben: nur ſo begriff ich es! nur ſo konnte es nicht entadelt werden. Ich ſah bisweilen die Leute ganz erſtaunt an, wenn ſie mich mit Achtung behandelten — die übrigens der vornehmen, reichen Frau nie fehlt — ich hätte fragen mögen: was fällt euch ein! der willenloſe, dumpf gehorchende Sclav, zählt der mit in der menſchlichen Weſen-

reihe? und ſteht mir's nicht wie ein Brandmal auf der Stirn, daß ich Sclavin bin? Ich hüllte mich in meinen Gram wie in ein Panzerhemd, und waffnete mich mit meiner Erbitterung wie mit einem ſcharfen Schwert, und behandelte die Männer mit einem Uebermuth, mit einer Verachtung, vor welcher ſie in den Staub fielen und in Anbetung geriethen. Aber ich, die weit ſehnlicher wünſchte, einen Gegenſtand der Liebe und Verehrung zu finden, als es zu ſein, zerfiel mit mir ſelbſt immer unheimlicher, immer tiefer, je greller der Widerſpruch zwiſchen der äußern Erſcheinung und dem innern Sein ſich geſtaltete. Ich wurde von meinem Mann geliebt, und empfand für ihn den unbeſieglichſten Widerwillen. Die Welt huldigte mir, indeſſen ich mir ſelbſt verächtlich vorkam. Man pries meine Verhältniſſe glücklich und beneidenswerth, und ich fühlte mich in ihnen unausſprechlich elend. Hätte ich wenigſtens den Troſt gehabt, Obernau etwas über ſein leeres, wüſtes Treiben zu erheben, ſo würde mir das einigen Muth eingeflößt haben. Doch die Sclavin dient dem Gebieter nur, wenn er es befiehlt; außerdem iſt ſie ein Spielwerk, welches unbeachtet im Winkel ſteht. Ich will gern glauben, daß es mir auf einem gewiſſen Wege ſehr leicht geworden wäre, unumſchränkte Herrſchaft über ihn zu gewinnen; allein, konnte ich meinen Gemal nicht ehren, ſo mogte ich ihn doch wenigſtens nicht beherrſchen, nicht dieſe Flitterkrone für den Preis erkaufen, den er darauf geſetzt haben würde. Ich ging meine Wege, er ging die ſeinen. Er bekümmerte ſich gar nicht um mich, ſobald ich nur zu gewiſſer Stunde nicht fehlte. Ich war ja ſeine Frau und er liebte mich! folglich, welche Ehre für mich!

„Ich war immer mit Männern umgeben; ich ritt mit

ihnen, ich fuhr mit ihnen, ich schwatzte mit ihnen, nicht weil sie mir gefielen, sondern weil sie sich an mich drängten, und weil ich gegen sie impertinent sein oder sie ganz ignoriren durfte, kurz, weil sie nicht die Rücksichten heischten, welche zum Umgang mit Frauen erfoderlich, und weil überdas Obernaus beide Schwestern mir das eigene Geschlecht noch mehr verleideten, als er selbst das männliche. Die eine war in meinem Alter und verheirathet, eine dürftige, enge Natur, welche sich nicht darüber zufrieden geben konnte, daß mein Fuß kleiner und mein Auge größer als das ihre war. Die andre, ein junges Mädchen von vierzig Jahren, hatte vor Zeiten ein Leben geführt, welches die Bewerber um ihre Hand nothwendig, trotz ihres Vermögens, abschrecken mußte. Jezt reizlos, früh gealtert, kränklich, sprach sie von ihrem nie verstandenen Herzen, welches sie ganz dem lieben Gott zugewendet habe, weil kein Mensch dieses Kleinods werth sei. Gewiß ist es, daß kein Mensch den lieben Gott um dies Kleinod beneidet hat, und daß die äußerlich werkthätige, innerlich sterile Frömmigkeit meiner Schwägerin Crescenzie mich gemahnte wie eine Schaale lauwarmen Wassers, worin man vorsichtig die Fingerspitzen wäscht und sie dann säuberlich mit einem Battistüchlein abtrocknet, aber nicht wie ein frisches, kühles, stärkendes Bad, worein man sich begierig stürzt, um den Staub des Lebens abzuwaschen. Meine Schwägerin Nandine ging umher, die Leute fragend, ob sie je eine Person gesehen, welche mir an Koketterie, Eitelkeit und Leichtsinn gleich käme, und meine Schwägerin Crescenzie erzählte den Leuten wehklagend, mit gen Himmel gehobenen Augen und Händen, wie unglücklich ich ihren Bruder mache.

„Freilich war er nicht glücklich, der arme Obernau, doch

ich hätte ja ein ganz andres Weſen ſein müſſen, als ich war, um ihn zu beglücken. Das hatte ich dunkel geahnt, das hatte er, der mich nur mit den Augen der Sinne anſah, nicht glauben wollen. Er kannte von der Liebe nichts, als was die Sinnlichkeit ihm zuflüſterte, die mich empört, wenn ihr nicht die Seele ihren himmelblauen Mantel umgeſchlagen — und ſo lebten wir, mit einander ſchauerlich verbunden, in einander ſchauerlich getrennt. O, ich habe viel gelitten! ich fühlte wol das Drückende, das Pflichtloſe unſers Verhältniſſes. Wenn Obernau nicht da war, ſtellte ich mir ſeine guten Eigenſchaften vor, und ſchob all ſeine Fehler auf Rechnung der vernachläſſigten Erziehung. Dann hing ich meine früheren Plane zu ſeiner Bildung und Erhebung daran, und nichts ſchien mir leichter, als mit einiger Kraft und einigem guten Willen ihn in eine andere Sphäre zu verſetzen. Aber dann kam er, und ſein erſtes Wort: „Komm her, Ini, küſſe mich" — war ganz hinreichend, um mir die grauſige Ueberzeugung wieder aufzudrängen, welche nur momentan unterdrückt war, daß kein Mittel in meiner Macht ſtehe, um günſtig auf ihn einzuwirken, weil ich ihn ja leider! leider! nicht liebte. Bisweilen kam er in tiefer Nacht heim, der Himmel mag wiſſen, aus was für Geſellſchaft! Hatte der Wein ſeinen Kopf montirt, ſo überſtieg ſeine Brutalität alle Vorſtellung. Doch mitunter hatte er geſpielt, und wie ſich von ſelbſt verſteht, bedeutende Summen verloren — dann war er verdrießlich, müde und niedergeſchlagen, dann verwünſchte er ſeine Freunde, das wüſte Leben mit ihnen, ſeine eigene Schwäche; — und dann war ich ihm wieder gut, ſo wie früher als Braut, und drang in ihn, den Abſchied zu nehmen, mit mir zu reiſen. Er ging ganz auf dieſen Ver-

ſchlag ein: das dienſtliche Verhältniß drückte ihn; die Kameradſchaft langweilte ihn; er wollte mit mir reiſen, ſich aufhalten, wo es mir gefiele; ich ſollte in Paris, in Rom malen, ſo viel ich Luſt hätte — ich ſchlief ein mit der feſten Zuverſicht auf eine, wenigſtens äußerliche Aenderung meines Schickſals, wo ich im Genuß der Reiſeabwechſelung und der Kunſtausübung Zerſtreuung und Freude finden würde. Aber ach! wenn Obernau nicht mehr müde und abgeſpannt war, ſo kamen ihm meine Vorſchläge „romantiſch" vor — ein Lieblingswort, das er faſt gegen jede meiner Aeußerungen anwendete — ihm gefiel nichts beſſer, als in Bamberg zwiſchen ſeinen Kameraden und guten Freunden fortzuleben, und ich mußte manchen plumpen Spott über meine Liebe zur Natur und Kunſt anhören. Aeußerlich ertrug ich das mit kalter Verachtung; aber es grämte mich, daß Obernau nicht die geringſte Theilnahme für mich empfand, und es erbitterte mich, daß er dennoch es wagen konnte, von ſeiner Liebe zu mir zu ſprechen und Erwiderung zu fodern, als ſei ſie ſein Recht. Und ließen gar meine Schwägerinnen ſich einfallen, denſelben Ton anzuſtimmen, ſo wies ich ſie herbe zurück, und ſie rächten ſich dafür, indem ſie gegen ihren Bruder über meine Schroffheit wimmerten, und ihn endlos beklagten, an eine ſeelenloſe Puppe ſein ſchönes Herz zu verſchwenden.

„Wie lange ich dieſe Exiſtenz ertragen, welchen Act der Verzweiflung ich am Ende begangen haben würde — das weiß ich nicht mehr! wogende Nebelmaſſen liegen auf jenem Eheſtandsjahr, und gern wende ich meinen Blick von ihnen ab, der lichten Erſcheinung zu, welche meinem Schickſal eine verſöhnende Wendung gab. Ich lernte Andlau kennen, und ich liebte ihn. Gott! ich Arme, ich Bedürftige, ich Hartver-

letzte — mit welcher unaussprechlichen Wonne, mit welcher lautlosen Ueberraschung sah ich aus dem alltäglichen, langweiligen Schwarm eine Gestalt auftauchen, bei der es mir wol ward, bei der ich mich in meinem innersten Wesen geschützt und frei fühlte! Ein armes, kleines Fischlein, das im Eismeer geschwommen und gefroren, und sich an Eisschollen blutig gestoßen hat, und nun plötzlich in die lauen, sonnigen Wellen der Südsee versetzt wird, muß diese friedliche Seligkeit genießen. Es fiel mir gar nicht ein, daß meine Pflicht gegen Obernau im Geringsten verletzt werden könne durch dies Gefühl, für das ich keinen Namen wußte und wissen mogte. Ich nannte es nicht Liebe, denn bei dem Wort fiel mir meines Mannes Liebe ein, und ich mogte mein Gefühl nicht einmal durch den Gleichklang des Namens entadeln lassen. Aber ich liebte ihn! meine Seele blühte auf vor seinem Lächeln, meine Träume wurden wach vor seinem Blick, die Welt schlug für mich das Auge auf, wenn ich in das seine schaute — in dies ernste, denkende Auge, das forschend, prüfend, wägend auf den Gegenständen ruhte, und ihnen Werth und Bedeutung zu geben schien, je nachdem es nach der Prüfung mehr oder minder befriedigt war, und das bei mir allein die Forschung vergaß, um in heller Freude zu glänzen. Und wol mir, daß er es vergaß! unentwickelt, kindisch, dumpf und befangen, wie ich damals war, hätte ich nimmermehr vor der Analyse des Verstandes bestehen können; aber er liebte mich und vergaß daher mich zu analysiren. Ich war ihm wie ein Meteor zwischen dem regelrechten Planetensystem der Gesellschaft. Unter andern Verhältnissen würd' ich mich vielleicht in derselben acclimatisirt haben; jezt, aus Scheu ihr zu gleichen, blieb ich in meiner primitiven Natur, aufrichtig, stolz, sauvage,

unabhängig, leidenschaftlich — eine Charaktermischung, die man wol als eine Reaction des allgemeinen Gesellschafts-Charakters betrachten darf, die aber nicht eben bestimmt sein mag, um einer Frau eine glückliche Zukunft in der Welt zu sichern. Ein gewöhnlicher Mann würde dies sehr bald zu seinem Vortheil benutzt haben: Andlau wurde dadurch gerührt. Er wollte meinem exotischen Wesen etwas von seiner phantastischen Glut nehmen, damit es besonnen in der kühlen Atmosphäre der Welt gedeihen könne — aber daran scheiterte seine Kraft, denn das tiefe Feuer, welches bis jezt in meiner Brust geschlummert, weil kein Lufthauch es angefacht, brach nun mächtig hervor und verzehrte seinen Willen. Die Liebe brannte wie zwei Altarflammen in unsern Herzen. — — Was sagte die Welt dazu? O die Welt! tausend gemeine Verhältnisse duldet sie, und abertausend noch gemeinere begünstigt sie! aber wo eine starke Leidenschaft auftaucht, da schreit sie Zeter! die keusche, sittsame Welt. Herzen, die im Schlamm ersticken, sucht sie fein säuberlich abzuwaschen; Herzen, die in Glut verlodern, streut sie in alle vier Winde. Ich nahm keine Rücksicht darauf. Mein Leben hatte einen andern Polarstern, als das Urtheil der Menge, und ich sagte höchst unbefangen, wie glücklich ich mich fühle, endlich einen Mann gefunden zu haben, den ich achten könne, weil Pferde und Hunde, Wein und Karten ihm nicht als die höchsten Güter und wichtigsten Interessen des Lebens erschienen. Obernau spottete sehr oft über meine romantische Liebe zu Andlau, aber er suchte nicht sie zu stören, vielleicht weil er meiner überdrüssig war, vielleicht weil er mich nicht fähig hielt, eine mächtige Liebe zu erwidern; wenigstens meinte er ganz ehr-

lich, ich müſſe von Marmor und Erz ſein, indem ich bei der ſeinigen ungerührt geblieben.

„In meinem jungen brauſenden Kopf hatten ſchon Flucht und jede mögliche gewaltſame Trennung gegohren, da eine Scheidung bei uns Katholiken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es gab Augenblicke, wo ich mir die Zuflucht eines Kloſters wünſchte, um nur dem Druck meiner unſeligen Ehe zu entfliehen; denn die Liebe geht ihren Entwickelungsgang, und da mußte es mir bald unerträglich werden, daß mein äußeres und mein inneres Weſen ſchauerlich zerſpalten war durch mein Verhältniß zu dieſen beiden Männern. Was Eins war — getrennt! was ewig Zwei blieb — verbunden! Das iſt ein Rechenexempel, bei deſſen Löſung das Gehirn wirbeln kann! — Nur frei ſein; danach ſchmachtete ich, wie nach Waſſer in der Wüſte. Nur frei ſein; das war das Angſtgebet, welches ich zum Himmel emporſchrie. Und Gott hörte mich. Wie ein Gefangener durch Erdbeben — ſo gewaltſam, ſo ſchauerlich wurde ich frei.

„Andlau war eines Tags bei mir, und eben ſo traurig und niedergeſchlagen als ich, mogten wir nicht ſprechen und auch nicht unſrer Melancholie uns hingeben. Wir ſetzten uns an das Piano und ſpielten. Die Muſik machte mich weich, Thränen entſtürzten meinen Augen und als er mich zärtlich umſchlang, lehnte ich die Stirn an ſeine Wange und weinte zum Sterben! Da trat plötzlich Obernau mit ſeiner Schweſter Crescenzie ein und rief mit knirſchender Wuth: „Du haſt Recht, Schweſter!“ Dann ſtürzte er in ſein Zimmer, holte zwei geladene Piſtolen, welche ſtets im Schranke hingen, und begehrte, Andlau ſolle ſich auf der Stelle mit ihm ſchießen. Dieſer verweigerte es kalt. Obernau wurde

immer raſender; Andlau blieb ruhig, beſchwor ihn mich zu ſchonen, kein Aufſehen zu machen, indeſſen ich wie eine Statue wort-, gedanken-, beſinnungslos daſtand, und nicht eher meine Fähigkeiten wiederfand, als bis ein Schuß fiel und Andlau zu meinen Füßen hinſank. Nun wußte ich, was ich zu thun hatte! ich ließ anſpannen, ihn in ſeine Wohnung ſchaffen, Aerzte rufen, ich begleitete ihn. Keinen Augenblick verlor ich in Unentſchloſſenheit, Verzweiflung, Zaghaftigkeit. Keinen Augenblick wich ich von ſeiner Seite. Obernau, die ganze Welt, waren nicht mehr für mich da. Ich gehörte dem an, der für mich litt, unſchuldig und qualvoll litt. Ich weiß nichts aus jener Zeit, als daß ich ein Paar Wochen Tag und Nacht vor ſeinem Schmerzenslager ſaß und um ſein Leben flehte. Obernau begehrte, ich ſolle zu ihm kommen, bald bittend, bald drohend; ſeine Verwandten foderten daſſelbe. Ich hatte nur eine Antwort: „Nie kehre ich in das Haus des Mannes zurück, der ſich und mich im Angeſichte der ganzen Welt erniedrigt hat.“ Unerſchütterlich blieb ich dabei. Obernau wollte ſich nicht ſcheiden laſſen, ſei es aus Haß oder aus Rache. Mir einerlei! ich ging mit Andlau nach Nizza, ſeine verwundete Bruſt brauchte mildere Luft. Zwei Jahr lang kämpften meine Liebe, Sorgfalt und Pflege ihn dem Tode ab. Zwei Jahr lang war ich in ſteter zitternder Angſt um ihn. Doch mitten in dieſer Angſt war ich glückſelig — bei ihm, für ihn lebend, nichts von der Welt wiſſend, wünſchend, verlangend. Meine Tante war kurz vor der Kataſtrophe geſtorben, und hatte mir, der Frau eines reichen Mannes, nur das Pflichttheil, meiner Schweſter das ganze Vermögen hinterlaſſen. Von meinem kleinen Erbe lebte ich damals wie ich jezt lebe, einfach, ſchlicht, unabhängig, aber damals unſäglich

froh durch den mir so neuen Genuß der Freiheit. Meine Liebe war nicht erkauft, ward nicht bezahlt! ich fühlte mich weder gekränkt, noch erniedrigt, noch gedemüthigt! in meiner Freiheit fühlte ich mich auf derselben Stufe stehend mit dem Mann, den ich so unaussprechlich verehrte, während ich mich durch meine Abhängigkeit tief unter dem Mann gefühlt hatte, den ich nicht achtete. Als Andlau endlich genesen, machten wir eine Reise durch Italien. Wie ging mir das Leben auf im Doppellicht der Liebe und der Kunst! wie entwickelten sich meine Fähigkeiten! welcher Strom von vielseitigem Glück umrauschte mich, und wie froh, wie sicher, wie bewußt meines Glücks und meines Rechts daran stand ich im Nachen, und ließ ihn durch Andlau lenken!

„Da starb Obernau, und ich war frei mit meiner Hand zu schalten. Aber ein unermeßlicher Widerwille gegen die Ehe hatte sich zu fest in meine Brust genistet, als daß ich eine zweite hätte schließen mögen. Die zwei Jahre meiner Verheirathung hatten mich übersättigt mit bittern Empfindungen: der Gemal war mir peinigend gewesen, seine Familie feindlich, die Welt gleißnerisch, ich mir selbst verächtlich; keinen Schutz hatte ich gefunden gegen die bitterste Demüthigung, keine Stütze für meine rathlose Unerfahrenheit, keinen Trost für meine innere Zerfallenheit; zweifelnd an Gott, an den Menschen, an mir selbst, stand ich in grausiger Einsamkeit da, unbegnügt, unbefriedigt, tantalisch nach Hesperidenfrüchten schmachtend und, wenn mir eine in die Hand fiel, wenn meine Lippen sie berührten, augenblicklich den Sodomsapfel in ihnen erkennend. Bei Andlau — wie anders! stets war ich gehoben, nie herabgezogen; stets fühlte ich ein Vorwärtsschreiten, eine Entwickelung, keinen Stillstand, kein Zurückgehen, kein

Verſinken. Ich war glücklich, und fühlte mich durch dies Glück befähigt und ſtark gemacht, in dieſer eigenthümlichen Weiſe es feſtzuhalten. Dies Glück und dieſe Weiſe ließen mich in meiner vollen Selbſtändigkeit und doch zugleich in der Sphäre des Weibes, welches ſeine Ausbildung und Befriedigung allein in der Liebe findet. Es war eine unendliche Gewißheit in mir, welche keines endlichen Symbols bedurfte, und eine endliche Feſſel verſchmähte. Vielleicht jedem andern Mann gegenüber würde dieſe Zuverſicht eine ungeheure Thorheit ſein: bei Andlau iſt ſie nur eine richtige Würdigung ſeines Charakters. Aber mir ſelbſt gegenüber iſt es die größte Thorheit geweſen, denn die unendliche Gewißheit wankt, und der Platz, der wie ein Fels unter meinen Füßen war, iſt Triebſand worden."

„Darum, Fauſtine, mußt Du ihn verlaſſen," ſagte Mario ernſt und ruhig, ſtand auf und nahm ihre Hand; „da, wo Du bisher geſtanden, iſt es nicht mehr ſicher für Dich. Stütze Dich getroſt auf meinen Arm, ich hebe Dich über alle Schwankungen hinweg. Ich danke Dir, daß Du mir Dein Schickſal enthüllt haſt, und doppelt danke ich Dir, weil ich darin nichts ſehe, was uns trennt."

Fauſtine blickte ihn ſprachlos an und fuhr mit der Hand über die Augen, wie um ſich zu überzeugen, daß ſie wache.

„Nichts! denn Du liebſt mich, und Andlau — liebſt Du nicht mehr; denn wenn Du ihn noch liebteſt, ſo wäre Dein Auge nie anders, als mit dem gleichgültig freundlichen Blick auf mich gefallen, den Du für alle Welt haſt —"

„Ja, ſiehſt Du — das iſt unmöglich!" rief ſie.

„Nun, Fauſtine, ich liebe Dich: Du weißt es, ich habe es Dir geſagt und Du mußt es auch ohne Worte wiſſen; aber

da ich es Dir geſagt habe, ſo will ich auch nicht von Dir laſſen, denn Dich bindet nichts an einen Andern, ſobald Dein Herz Dich nicht bindet, und Dich aufgeben, zurücktreten, von Nothwendigkeit der Selbſtopferung reden — das thut nur eine matte Liebe, die ſich nicht ſtark genug fühlt, für die Geliebte eine alte Welt aus ihrer Axe zu heben und eine neue hineinzulegen. Wer zu einer Frau ſpricht: ich liebe Dich! — und nach dieſem Wort nicht bereit iſt, mit ihr eines Weges zu gehen, und ſollte der in die Hölle führen — freudig bereit iſt, weil er die Zuverſicht hat, die Hölle in Himmel verwandeln zu können durch Liebe — der iſt feig, Fauſtine, und der Feigling iſt keiner Liebe fähig. Ich bin nicht feig! ich habe den Muth, Dich mit Allem zu verſöhnen, mit Vergangenheit und Zukunft, und mit jedem Verhältniß, das Dich bisher verwundet oder abgeſtoßen hat. Du wirſt mein Weib, Fauſtine!"

„O dann bin ich aber von erbärmlicher Untreue!" ſagte ſie dumpf.

„Und was wäreſt Du, wenn Du zwiſchen zwei Männern ſtehen bliebeſt, beide verzauberteſt, jedem halb, keinem ganz gehörteſt? und was wärſt Du, wenn Du mit einem geſpaltenen Herzen zu demjenigen Dich zurückwendeteſt, den Du geliebt haſt, und zu ihm ſprächeſt: ich liebe einen Andern, aber Dir will ich treu ſein? — Du liebſt das Schöne, Gute und Hohe, wo Du es findeſt, Fauſtine: das macht Dich liebenswürdig; und Du biſt zu ſehr von der Gegenwart beherrſcht, um Dich dauernd an eine Perſönlichkeit zu feſſeln, ſobald dieſe Dir nicht ganz überwältigend entgegentritt; das macht Dich ſchwach. Ich will dieſe Schwäche nicht vertheidigen, weil Du mir Sophiſterei vorwerfen, oder mich beſchuldigen könn-

teſt, ich ſpräche für meinen eigenen Vortheil; aber glaube mir, wenn Du meine Schweſter wäreſt, würd' ich Dir nichts Anderes ſagen als: Untreue iſt ein zerriſſenes, halbes, ſchwankendes Weſen, iſt Widerſpruch in der Seele; mach' den zunicht durch eine ſcharfe Entſcheidung, durch einen unwiderruflichen Schritt, und Du haſt Dich frei gemacht, Dich ins Gleichgewicht geſtellt, haſt das Störende fallen laſſen und das Fördernde ergriffen; wähle. Wähle, Fauſtine!" rief Mario, und die ruhige Gelaſſenheit, mit der er bisher geſprochen, ging in die bewegteſte Leidenſchaftlichkeit über; „wähle! jezt, gleich, auf der Stelle! in einer halben Stunde verlaſſe ich dies Zimmer, und es hängt von Dir ab, ob ich es je wieder betreten werde, oder nicht. Denn ſo, wie es bisher zwiſchen uns geweſen, kann es jezt, nachdem das Liebeswort geſprochen ward, nicht mehr bleiben —"

„O warum nicht?" unterbrach Fauſtine; „Sie ſind ſtark, Mengen, Sie können Alles!"

„Alles Menſchliche, Fauſtine, nichts Uebermenſchliches! ich liebe Dich! die Liebe will Eins ſein mit dem geliebten Gegenſtand. In Deiner Nähe bleiben, unter dem Zauber Deiner Holdſeligkeit, und dieſen Wunſch nicht mit jedem Athemzug, wie die Luft, die mich umgiebt, begierig einzuſaugen — dazu reicht meine Stärke nicht hin. Haſt Du aber die Ueberzeugung, daß Deine Verbindung mit Andlau Dir und ihm noch die frühere Befriedigung gewähren könne, ſo ſcheide ich jezt auf immer von Dir; das kann ich allerdings. Doch meine Liebe zu Dir endet darum nicht! ſo lange mein Herz ſchlägt, ſchlägt es für Dich! ſo lange meine Augen offen ſtehen, wachen ſie über Dich! ſo lange ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, gehört er Dir! ſo lange ich auf dem

Wege fortgehe, den ich ſeit meiner Kindheit gewählt, durch meine Jugend fortgeführt habe, und mit dem ich als Mann gleichſam verſchmolzen bin — folge ich Dir! Du gehörſt zu meiner innerſten Weſenheit, Fauſtine, denn durch Dich iſt mir das Verſtändniß der Liebe geworden. Und Du ſollteſt mich nicht genug lieben, um nicht ganz mir gehören zu wollen? o das werd' ich nimmer glauben. Und wenn Du Nein ſprichſt mit Worten und Nein durch die That — dennoch werd' ich Dir nicht glauben!"

„Da haſt Du Recht, Mario!" rief ſie.

„Jezt haſt Du entſchieden, Fauſtine: Du willſt mir gehören. O Engel, habe Dank! Du liebſt mich!" — Marios Stimme zitterte und ſein Auge war feucht, als er ſo ſprach; von ſeinen Zügen war jede Spur des Selbſtbewußtſeins weggeſchmolzen, welches ihm ſonſt etwas ſo Kühles, ſo Verpanzertes gab, daß man leicht glauben durfte, ſein Herz bleibe unangefochten hinter der eiſernen Bruſtwehr. Fauſtine ſah ihn an; Freude und Wehmuth, Wonne und Schmerz wogten in ihrem Buſen; ſie erkannte, daß ſein Glück in ihrer Hand lag: der Augenblick beherrſchte ſie, die Gegenwart ſiegte; ſie vergaß die Vergangenheit und dachte nicht an die Zukunft. Sie ſagte nichts, aber ſie nahm ſeine Hände, faltete ſie und legte ſie um ihren Hals, wie ein Joch. Dann fragte ſie:

„Haſt Du verſtanden, Mario?"

Aber Mario antwortete nicht, und Fauſtine ſah ſich zum erſten Mal dem Ausbruch einer Leidenſchaft gegenüber, neben welcher die eigene Glut ihr blaß und kalt erſchien.

„Kann Dich denn wirklich die Liebe beſeligen?" fragte ſie.

„Die Deine kann es, Fauſtine!" entgegnete Mario, „und jezt begehr' ich den Beweis dieſer Liebe."

Sie ſchlug die erſtaunten Augen groß zu ihm auf, als er ſie bei der Hand nahm und aus dem Salon nach ihrem Zimmer führte. Da, vor ihrem Schreibtiſch, ließ er ſie los und ſagte bittend:

„Jezt ſchreibe, Fauſtine.“

„O Gott,“ ächzte ſie und ſank in den Lehnſtuhl, „ich kann nicht!“

„So muß ich es thun!“ ſagte Mario gelaſſen.

„Biſt Du wahnſinnig?“ rief ſie außer ſich; „nein! keine andere Hand, als die meine, ſoll ihm den Dolch ins Herz ſtoßen; denn das thue ich, das weiß ich!“

„Ja,“ ſagte Mario, „ihm oder mir.“

Fauſtinens Zähne ſchlugen krampfhaft zuſammen und ihre Hände waren eiskalt. Mario fuhr fort:

„Die halbe Stunde iſt ſogleich verronnen, Fauſtine! ſchreibe! Du mußt Dich entſchließen. Nach dem Entſchluß hört die Qual auf. Das Unwiderrufliche überſtrömt die Schwankungen ſo beruhigend, wie Oel die tobenden Wellen. Ich will ja nicht Deinen Willen beherrſchen; ich will ja nur, daß Du ihn ausſprechen ſollſt. Schreibe, Fauſtine.“

Sie war ganz von ihm beherrſcht. Seine Beſtimmtheit, die ſich um ſeine Leidenſchaft legte, wie ein Schild vor eine nackte Bruſt, beſchämte ſie, die Schwankende.

„Ja,“ ſagte ſie „Du biſt zuverſichtlich, weil Du ganz göttlich-zuverläſſig biſt. Aber ich — darf ich mich auf mich ſelbſt verlaſſen?“

„So verlaſſe Dich auf mich, Fauſtine, und ſchreibe! Sieh, Du kannſt ja nichts Anderes thun. Geſetzt, Du ſtießeſt mir den Dolch ins Herz — was wollteſt Du hinterher beginnen? gegen Andlau ſchweigen? das iſt Dir unmöglich! überdas

würd' er errathen, daß Du nicht die Alte bist, und fragt er, wie willst Du leugnen, lügen können! — Oder Du sagst ihm, was Dir begegnet ist: glaubst Du, daß er im Stande sein wird es zu verschmerzen? Wenn's eine Laune von deiner Seite gewesen wäre — wenn Du in einem müßigen Augenblick Gefallen an mir gefunden und Dich neckend und lieblich mit mir amüsirt hättest — ja, darüber könnte er lächeln und sich trösten. Kann er das jezt, Faustine?"

„Nimmermehr," sagte sie, und nahm entschlossen die Feder. Sie schrieb:

„Anastas, Dein letztes Wort beim Abschied ist Wahrheit „worden: ich habe Dich vergessen. Nein! nicht Dich, aber „mich. Ich meine, ich hab' vergessen, daß ich nur in Dir „leben konnte oder wollte. Wir dürfen uns nie wiedersehen, „Anastas. Mit dieser Entscheidung ruinire ich Dein Leben! „darum wag' ich auch nicht, Dich um Vergebung zu bitten. „Du wirst am Besten wissen, wie Du zu denken hast an „Faustine."

Ihre Schrift war unkenntlich, keine Spur der sonst so sichern, leichten Hand. Mario couvertirte das Blatt. Dann sagte er:

„Nun die Adresse, Faustine."

„Jezt mach' ich ein Todesurtheil fertig" — murmelte sie, und adressirte nach Nürnberg; denn so hatte Andlau es in seinem letzten Brief bestimmt.

Mario siegelte den Brief mit Faustinens Siegel und steckte ihn zu sich, indem er sagte:

„Morgen früh werd' ich, bei der Post vorbeifahrend, ihn selbst abgeben."

Dies Alles hatte er gelaſſen und leidenſchaftlos geſagt und gethan. In ſeinen Augen war eine andre Handlungsweiſe unmöglich für Fauſtine; ſie hatte ihren Willen erkannt und ausgeſprochen, ſie mußte ihn thun. Nun aber überſtürzte ihn die Fülle des ſeligſten Bewußtſeins wie eine Jubel-Symphonie. Er ſank vor Fauſtine nieder, umſchlang ſie mit beiden Armen und wiederholte immer, als ob er ſich mit dem Wort vertraut machen müſſe:

„Du liebſt mich, Fauſtine! o, Du liebſt mich!“

„Das muß wol wahr ſein,“ ſagte ſie finſter, und ließ die Hände ſinken, mit denen ſie bisher das Antlitz bedeckt hielt. Kaum ſah ſie aber in Marios Augen, ſo entzündete ſich auch in den ihren ein helles Freudenlicht, ſie war wieder die glühende, funkelnde Schönheit, wieder das liebedurſtige Weib. Sie nahm ſeinen Kopf in ihre Hände und fragte mit jenem Uebermuth, den die Liebe ſo graziös auszuſprechen weiß:

„Du biſt aber wol nicht glücklich, Mario?“

„Nicht ganz, Fauſtine!“

„O, Sie ſind nicht glücklich?“ ſagte ſie traurig, und ihre Hände ſanken wie gelähmt herab; „dann hab' ich gewiß unrecht gethan.“

Mario ſtand auf und ſah ſich im Zimmer um, indem er ſagte:

„Als ich Dich in jener Ballnacht heimführte und den tollen Clemens hier fand — als ich dort auf der Schwelle ſtehen blieb und nicht dies Gemach betreten durfte — ja, damals ahnte ich kaum, welch Glück mir heute beſchieden werden ſollte! Aber ganz glücklich kann ich erſt dann ſein, wenn Du ganz mir angehörſt, und darum flehe ich Dich an, Fauſtine, reiſe morgen mit mir zu meinen Eltern und laß den Vermählungstag meiner Schweſter auch den unſern ſein.“

„Ach, ich ſoll Dich heirathen?“ rief ſie ängſtlich.

„Wie denn nicht?“ fragte er ſtolz. „Meinſt Du, ich würd' es mir gefallen laſſen, daß die Frau, der ich mein Leben weihe, meinen Namen zu tragen verſchmähte? meinſt Du, ich könnte mich zufrieden geben in einem ſchiefen, aller Mißdeutung fähigen Verhältniß, wenn dieſes durch nichts motivirt wird, als durch die Laune der Frau? — Wie ſoll ich ſie ſchützen, wenn ſie nicht öffentlich freiwillig unter meinen Schutz getreten iſt? wie ſie ehren, wenn ſie mir nicht die Auszeichnung ſchenkt, die mich dazu befähigt, indem ſie mich von der Menge trennt? — Tauſende können Dir huldigen, Einzelne können Dich lieben, Dein Gatte kann Dich ſchützen und ehren — er allein ſo, wie es Dir gebührt.“

Vor einer Stunde ungefähr hatte Fauſtine ihren vollen Widerwillen gegen die Ehe ausgeſprochen; allein Mario dominirte ſie dermaßen und rüttelte mit ſo kräftiger Hand an ihren bisherigen Ueberzeugungen, indem er ſeine entgegengeſetzten leidenſchaftlos ausſprach, daß ſie ſich unfähig zum Widerſtand fühlte. Sie ſagte nur:

„Und er ſoll dein Herr ſein — ſteht in der Bibel. Wolan, Mario, ich werde Dich heirathen.“

Er hob ſie auf und an ſein Herz. „Komm!“ rief er.

Sie nahm ihre letzte Kraft zuſammen und ſagte:

„Nein! geh zu Deinen Eltern, ſie wiſſen ja nichts von mir, nichts von uns, Mario! erzähl' ihnen doch erſt, daß wir uns lieben! frag' ſie doch erſt, ob ich ihnen willkommen bin! In acht oder vierzehn Tagen bringſt Du mir einen Gruß von ihnen — der wird mir Muth und Zuverſicht geben. Jetzt geh, Mario!“

„Aber in dieſen acht oder vierzehn Tagen wirſt Du gewaltige Erſchütterungen und wilde Aufregungen zu beſtehen haben — fürcht' ich —"

„Du meinſt, ich könnte wol auch von Dir abfallen?" fragte ſie mit trübem Lächeln.

„Nein! aber in Gram Dich verſenken —"

„Ich werde denken, daß Du glücklich biſt," unterbrach ſie ihn, „und dann muß der Gram weichen; denn in meiner Seele iſt nichts ſo ſtark, als der Gedanke an Dich."

Sie war aufs Aeußerſte erſchöpft und kaum im Stande, ſich aufrecht zu halten; ihre Wangen brannten und ihre Hände waren eiſig. Mario ſah es, doch konnte er ſich ſchwer zum Abſchied entſchließen. Er rief:

„Was kann nicht Alles geſchehen in vierzehn Tagen! ich laſſe die Hochzeit fahren und bleibe hier!"

Aber Fauſtine beharrte darauf, daß er ihr von den Eltern ein Liebeszeichen bringe. Als der Morgen graute, ging Mario. Fauſtine ſank in einen eiſernen Schlaf. Er hatte die Pferde mit Sonnenaufgang beſtellt; aber längſt war die Sonne aufgegangen und der Wagen gepackt und angeſpannt — er konnte ſich nicht zur Abfahrt entſchließen; ihm war, als drohe Fauſtinen Gefahr. Wer kann ihr ein Leid zufügen oder ihr wehe thun? fragte er ſich unaufhörlich; Andlau etwa? aber der thut es nicht! — Endlich ſprang er in den Wagen und ließ bei Fauſtinen vorfahren. Es war acht Uhr, ſie konnte aufgeſtanden ſein. Er eilte hinauf und fragte. Die Kammerjungfer antwortete, die Gräfin ſchlafe wol noch, denn ſie ſei erſt um fünf Uhr zu Bett gegangen. Mario bat ſie zuzuſehen, ob die Gräfin nicht vielleicht ſchon wach ſei, und als das Mädchen etwas befremdet ſeinen Wunſch erfüllte,

und in Fauſtinens Zimmer ging, folgte er ihr auf dem Fuße nach. Das ganze Zimmer glänzte in blutrothem Licht; die Vorhänge von Fenſter, Alkoven und Bett fingen den feurigen Stral der Aprilſonne auf, ihr Widerſchein überrieſelte alle Gegenſtände und ſtach grell in Marios Augen. Unheimlich berührte ihn dieſe brennende Farbe in dem ſtillen Zimmer, noch unheimlicher Fauſtinens leichenhafte Bläſſe. Sie ſchlief. Er trat an ihr Lager und betrachtete einen Augenblick mit ängſtlicher Sorgfalt dies ſchöne zarte Geſicht, welches, wie eine Blume, noch die Spuren des nächtlichen Sturmes verrieth — ſo abgeſpannt waren ihre Züge. Dann bog er ſich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn.

„Anaſtas?“ fragte ſie halberwacht und lächelte.

„Du träumſt alſo nicht von mir?“ fragte Mario traurig.

„Ich träume nie,“ rief ſie und richtete ſich raſch auf; „oder träum' ich jezt? weshalb biſt Du noch hier?“

„Weil ich Sorge um Deine Einſamkeit habe, mein Engel! Komm mit mir! mein Wagen ſteht unten bereit. Ich bin furchtſam für Dich.... um Dich.“

Er war neben ihr niedergekniet. Sie legte den Arm um ſeinen Hals, den Kopf an ſeine Bruſt und ſagte:

„O laß mich, Herz, ich bin todtmüde, ich muß ſchlafen.... ſo ſchlafen.“

Lange hielt er ſie in ſeinen Armen; ſie ſchlief nicht, aber ſie ſchien betäubt, ſprach nicht, und drückte ihn nur zuweilen ganz leiſe an ſich. Er ſchwieg auch und ſann nach, ob dieſe Ermattung körperlich oder ſeeliſch ſei. Sind die Nerven ſchwach oder iſt's das Herz? ſchwach biſt Du, mein armer Engel! — Der Wunſch ſie mitzunehmen, ſogar gegen ihren *Willen*, ſtieg immer mächtiger in ihm auf; da ließ er ſie zu-

rück aufs Lager ſinken, nahm mit inbrünſtiger Zärtlichkeit von ihr Abſchied, und eilte hinab. Als er fort war, murmelte Fauſtine:

„Wär' ich doch mit ihm gegangen.“ Ein Chaos wogte in ihr. Die Elemente, aus denen ihre neue Erde ſich geſtalten ſollte, hatten ſich noch nicht aus der Gährung ausgeſchieden.

---

Andlau empfing Fauſtinens Brief in Nürnberg. Er las ihn, ohne ihn zu verſtehen, einige Mal. Endlich verſtand er das: „Wir können uns nie wiederſehen.“ — Ihm war, als würd' es Nacht am hellen Mittag. „Pferde! geſchwind! fort nach Böhmen!“ rief er. Er wollte nur fort; wohin, war ihm ganz gleichgültig; fort! fort! was die Pferde laufen konnten. Beim Pferdewechſel ſagte er gewöhnlich nur: „Vorwärts! immer die große Straße.“ Zuweilen trat ein Poſtbeamter an den Wagen und nannte fragend die nächſte Station; dann bejahte er ſchweigend. So fuhr er wie ein Todter durch den lieblichen leuchtenden Frühling, durch Prag, durch Breslau. Er wußte nicht, wo er war. Da kam er in eine alte, große, düſtere Stadt; Finſterniß ſchien auf ihr zu brüten, eine große Vergangenheit, eine trübe Gegenwart. Die mächtigen Häuſer mit ſtarken Böſchungen glichen Grabmälern oder Feſtungen des Todes.

„Halt!“ rief Andlau. Die Stadt gefiel ihm: es war Crakau. Er ging in die Kathedrale und ſtieg hinab zu den Gräbern der alten polniſchen Könige. Er lehnte ſich an einen *Sarg; die Geierkralle wahnſinnigen* Schmerzes, welche bis

dahin ſeinen Buſen krampfig umſpannte, löſ'te ſich in der Nähe des ewigen Friedens; zwei große Thränen fielen ſchwer aus ſeinen Augen auf den Staub der Todten, auf den Staub ſeines Glücks. Sein Führer, ein eisgrauer Pole, fragte ihn auf polniſch um die Urſache ſeiner Trauer. Andlau verſtand ihn nicht, ſchüttelte das Haupt und blickte zum Himmel. Da ergriff der Greis Andlaus Hand, folgte jenem Blick, und ſprach mit einer Thräne im erloſchenen Auge:

„Finis Poloniae!“ — So ſtanden ſie bei einander, der Mann und der Greis, das Leben und der Tod, Jeder von fremdem Volk, Jeder der Sprache des Andern unkundig, Jeder mit ſeinem eigenen einſamen Schmerz in der Bruſt; und doch Beide verbunden durch das eine allgemeine, allbeherrſchende Gefühl: tiefe, unſägliche, untröſtbare Trauer.

Andlau ſchrieb aus Crakau an Fauſtine:

„Kein Wort Dir von Frage, Vorwurf oder Klage! „Werde glücklich, wenn es Dir möglich iſt; vergiß mich, denn „das iſt die Hauptbedingung zu Deinem künftigen Glück. „Vergiß Deine ganze Vergangenheit! Deinem Leichtſinn wird „das nicht ſchwer fallen — und lebe wol.“

Er blieb vor der Hand in Crakau; ohne Fauſtine war ihm jeder Ort in der Welt gleichgültig; bei ihr — gehörte ihm die Welt mit ihrer Herrlichkeit, die Kunſt mit ihren Wundern, die Natur mit ihren Schätzen. Sie ſah die Steine an und erzählte ihm deren Geſchichte! die Jahrhunderte ſtanden vor ihr auf wie vor einer Magierin und ſie ließ in einer Kette von Ereigniſſen den goldenen Faden an ihm vorbeilaufen, an welchem die Vorſehung die Menſchengeſchlechter lenkt! die Ruinen erhoben ſich vor ihr aus dem Schutt und ſie ſtellte ihm den Gedanken der Erbauer hin! die ſtummen Bil-

der regen die Lauer vor ihr und verrannen ihr die Besinnung, welche der Mutter ihrem Herzen, der Bürgerin ihren Göttern gezogen. In Nacht rannen zu ihr mit Stimmen der Elemente, wann sie allein in der weiten Schöpfung gewesen, sie wünschte dem frühen Tode entgegenbeben, welch ein überquellendes Leben war in ihr, sie wußte sie es auf Alles zu übertragen, was sie umgab. Andlau kam sich vor wie ein Einzelkämpfer zwischen schwarzen, stummen, kalten Mauern. Zuweilen überfiel ihn nagende Angst um Faustinens ihm so ganz unbekanntes Schicksal. Er las ihre Briefe nach: sie waren in der letzten Zeit unruhig, bange geworden. Er suchte einen Namen, der ihm Aufschluß geben möge, aber sie nannte nur ebenhin einige fremde Namen, unter denen auch Maries war. Wie elend kann sie werden! sprach Andlau zu sich selbst. Die Qual um ihre Zukunft zernagte ihn mehr als der Blick auf die seine. Er gehörte zu den Männern, von denen Marie einst zu Faustinen sagte: wenn der Faden ihres Geschickes reißt, so knüpfen sie keinen neuen an. Andlaus alte Welt war untergegangen — er suchte keine neue: er blieb auf den Trümmern wie ein Priester auf denen seines zerstörten Tempels. Der Palast seines Glücks war in Schutt zerfallen; nach einer Hütte sah er sich nicht um. Zuweilen auch packte ihn der Ingrimm über Faustinens Schwäche, die sie unfähig machte, einem lebhaften Eindruck mit Besonnenheit entgegenzutreten. Wird sie ewig Kind bleiben? rief er zornig; will ihr Wesen denn immer Blüten und nimmer Frucht tragen? — Dann, mitten in der Trostlosigkeit, kam ihm der Gedanke: weil unzuverlässig, sei sie auch unberechenbar, und vielleicht noch zu herrlicher Entwickelung bestimmt. Nur wollte dieser Gedanke nicht in ihm haften. Faustine hatte

ſeine Exiſtenz zerbrochen: das Natürliche ſchien ihm, ſie müſſe auch die ihre zu Grunde gerichtet haben.

Nachdem Fauſtine ſeinen Brief empfangen, ward ſie ruhiger. Bis dahin lebte ſie in unausſprechlicher Bangigkeit. Nun wußte ſie, daß ſie für immer unwiderruflich von dem Mann getrennt war, den ſie ihre irdiſche Vorſehung genannt, und der Throne und Triumphe ausgeſchlagen haben würde, hätte er ſie nicht mit ihr theilen dürfen. Und nicht etwa im brauſenden Rauſch der erſten Seligkeit hätte er das gethan. Nein! noch jezt, nach ſieben Jahren, kniete er vor ihr mit derſelben Andacht, Huldigung und Freude, die er ihr bei der erſten Begegnung dargebracht. Die volle Friſche der Empfindung lag noch wie Morgenthau auf ſeiner Liebe; als ein Kleinod trug er ſie im Herzen. Nicht aus Pflichtgefühl, nicht als Mann von Ehre betrachtete er Fauſtine, als ein Weſen, das ihm für die ganze Zukunft anvertraut ſei; nicht aus Rückſicht für ihre Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit hielt er ſich untrennbar an ſie gefeſſelt; was ihn tiefer rührte und inniger band, war ihre großartige, einfache Natur, die, Alles wegwerfend oder verſchmähend oder nicht bedürfend, was nicht Liebe war, ſich in die als in ihr alleinzigſtes Gewand hüllte. Er liebte ſie, mirakelmäßig, nicht mitleidig, ſondern bewundernd. Ach, die meiſten Frauen preiſen ihr Schickſal, wenn nach ſo vielen Jahren, in denen die friſche Schönheit, der Reiz des Beſitzes, die Neuheit des Glücks entflohen ſind — die Männer noch aus alter Gewohnheit, aus Dankbarkeit für ſüße Erinnerungen, zuweilen mitleidig einen Stral der alten erlöſchenden Liebesſonne aufleuchten laſſen; und Fauſtine, für die, wie durch ein Wunder, dieſe Sonne im Zenith ſteht, Fauſtine ſchaut nach einem andern Geſtirn.

Aber sie that es. Alles dies sagte sie sich tausend Mal, wiederholte und prägte fest sich ein, was Alles sie mit Andlau aufgab, aber — sie gab ihn auf. Es giebt keinen Stillstand für mich, dachte sie, rastlos muß ich vorwärts — und ist das nicht eins und dasselbe mit aufwärts? — Sie kehrte zu ihren alten Gewohnheiten, zur Malerei, zur Gesellschaft zurück. Ihre Freunde fanden sie nicht so frei, leicht und heiter wie sonst. Man war gespannt, ob sie sich wieder ins alte Geleise zurückfinden werde. Clemens ging häufiger denn je bei ihr aus und ein, und nahm immer mehr die Allüren eines unentbehrlichen Freundes an. Sie wehrte ihm nicht, denn bei hundert Dingen war er ihr bequem und bei tausend — gleichgültig. Er wünschte glühend, ihr Alles zu ersetzen, jede Lücke auszufüllen, dann — wähnte er — bliebe ihr nichts übrig, als seine Liebe zu erwidern. Faustine sprach weder von Andlau noch von Mengen: daraus folgerte Clemens, sie sei auf gutem Wege, Beide zu vergessen. Wenn man meint, Clemens sei verrückt, so mein' ich, eine Liebe ohne Erwiderung sei allerdings eine Verrückung: nur auf der Gegenseitigkeit beruht ihre Wahrheit.

Mario schrieb fast täglich. Seine hohe Sicherheit erquickte Faustine. Hätte er ihr gesagt, er müsse ihr den Weg zum Orion bereiten, so würde sie sich darauf verlassen haben. Die hülflose Einsamkeit, in der sie auf der Welt stand, machte ihr diese Zuversicht zum Bedürfniß. Der edle Mann schützt so gern, dachte sie, und wer bedarf mehr des Schutzes als ich? — Marios Eltern waren nicht erfreut über den Entschluß des Sohnes.

„Das ärmste Mädchen, nur unbescholten, wäre mir eine liebere Tochter," sagte Gräfin Mengen; und der Vater sprach:

„Nach Deiner Beſchreibung muß ſie eine Circe ſein! Haſt Du Dich fangen laſſen, mein armer Mario?"

Mario lächelte. Der abſichtloſen, nachläſſigen Fauſtine wär' eine planmäßige Eroberung unmöglich geweſen. Seine Schweſtern warfen ſich entzückt in ſeine Arme, als ſie ſeine Verlobung erfuhren.

„Welch ein unbegreifliches Glück für Dich, Mario!" rief Matilde, und Marie flog zu Cunigunden, um ihr dieſe Jubelbotſchaft mitzutheilen. Dann mußte Cunigunde kommen, und den Eltern all das Gute und Schöne von Fauſtinen erzählen, was ſie den beiden Schweſtern erzählt hatte, und Mario war gerührt von der tiefen Freudigkeit, mit der ſie es that.

„Sie hat mich getröſtet, geſtärkt und erhoben, als Alle mich niederbeugten; ſie hat mir zugelächelt, als Niemand von mir wiſſen mogte, und in dem entſcheidenden Moment, wo thätige Hülfe mir Noth that, hab' ich ſie bei ihr gefunden."

Weit mehr noch erzählte Cunigunde von Fauſtinens Schönheit, Anmuth und Talenten, und ſagte zuletzt:

„Ich bin einmal darüber ausgelacht worden, dennoch muß ich ſie ſtets mit dem „Mädchen aus der Fremde" vergleichen; ich kenne ſonſt Niemand, der ihr ähnlich wäre, oder der mich an ſie erinnerte."

„Ach Gott," ſeufzte Gräfin Mengen, „wie ſoll ein ſo extraordinäres Geſchöpf in den Familienkreis paſſen?"

„Wie die Sonne in die Welt, gute Mutter," ſagte Mario.

„Mario iſt aber einmal verliebt! . . . . ganz erſchrecklich verliebt!" flüſterte Marie heimlich Matilden zu.

„Liebt Dich Fauſtine in demſelbe Maße, wie Du ſie liebſt?" fragte ihn der Vater.

„Die Liebe läßt ſich nicht meſſen und wägen," antwortete Mario lächelnd, „und bei Niemand weniger, als bei Fauſtinen. Ihre Liebe fliegt."

„Und fliegt davon, mein Sohn!" warf die Mutter ein; „ſolche Frauen — genial, ungewöhnlich, über dem Alltäglichen, und wie man ſie nennen mag! haben ſo ſelten die Klarheit, Ruhe, Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue, mit denen man einzig und allein glücklich ſein und machen kann."

„Vor drei Monaten, liebe Mutter, hab' ich mir und Fauſtinen ſelbſt das Alles geſagt. Aber ich liebe ſie — und wie ſie nun einmal iſt, ſo beglückt ſie mich."

„Und ſo ſoll ſie uns willkommen ſein!" ſagte der alte Mengen, und gab dem Sohn die Hand. Mario küßte ſie und rief:

„Ich wußt' es, Vater!"

---

Fauſtine ſaß vor der Staffelei und that die letzten Pinſelſtriche an einem meiſterhaften Gemälde. Es war dasjenige, welches ſie ſich einſt in Mainz ausgedacht hatte: ein junger Mann ging an einem Fenſter vorüber, hinter deſſen Gitter ein Mädchen ſaß; die Katze, die Kapuzinerkreſſe, die Arbeit — nichts fehlte. Mario ſollte kommen; ſie wollte ihn mit dieſem Bilde erfreuen, denn eifrige Arbeit — das wußte er — war ſtets ein krampfſtillendes Mittel für ſie.

Clemens trat ins Cabinet und hinter ihren Stuhl. „Das Bild würde mir außerordentlich gefallen," ſprach er, „wenn der Mann nicht dem Grafen Mengen ähnlich wäre."

„Graf Mengen hat ein ſo frappantes Geſicht, daß ein Malerauge es gern auffaßt und darſtellt.“

„Ich will es nicht leugnen! nur paßt es nicht in dieſe gothiſche Umgebung; er ſieht ganz tatariſch aus.“

„Tatariſch! Clemens! Sie haben wirklich kein Urtheil.“

„Und Sie ein Vorurtheil.“

Fauſtine zuckte ſchweigend die Achſeln. Nach einer Pauſe fragte ſie:

„Werden Sie denn nie nach Oberwalldorf heimkehren, Clemens?“

„Bin ich Ihnen läſtig?“ fragte er bitter.

„Zuweilen — durch Ihre bizarren Launen — ja.“

„Sie waren in Prag, nicht wahr, da oben auf dem Wiſſerad über der Moldau, wo man das Badezimmer der Libuſſa zeigt?“

„Ja, ja! aber ich ſprach von Oberwalldorf.“

„Wiſſen Sie, was in jenem Badezimmer geſchah?“

„O ja! die Königin Libuſſa, ſtolz auf ihre Unabhängigkeit, wollte keinen Mann Einfluß über ſich gewinnen laſſen, und, wenn auch aller Schwäche des Weibes unterliegend, nie ſchwach erſcheinen und immer frei bleiben. Deshalb ließ ſie die Männer, denen ſie eine momentane Gunſt geſchenkt, aus jenem Gemach in die Moldau ſtürzen.“

„Sie ſind die Königin Libuſſa im modernen Gewande, ohne die wilde Sinnlichkeit, ohne die blutige Grauſamkeit. Hört eine Perſönlichkeit irgendwie auf Ihnen homogen zu ſein, und hätte ſie Ihnen das Innerſte des Lebens dargebracht — Sie laſſen ſie in die Moldau ſtürzen.“

Bitterer Schmerz durchbebte Fauſtine; ſie gedachte Andlaus und rief:

„Das ist wirklich nicht ganz unwahr.“

„Aber ich lasse mich weder in die Moldau noch nach Oberwallsdorf schleudern,“ fuhr Clemens aufgeregt fort.

„O, Sie!“ sagte Faustine und sah ihn verwundert an, „für Sie bin ich nicht die Königin Libussa gewesen. Ihnen hab' ich keine Liebesverheißungen gegeben —“

„Vielleicht auch Andern,“ unterbrach Clemens sie gereizt, „aber mir gewiß! Sie haben mich in Ihr Leben aufgenommen! wenn eine Frau wie Sie das thut, so ist es eine Liebesverheißung, denn Sie müssen fühlen, daß dem, der in Ihrer Nähe lebt, Ihre Liebe eine Bedingung der Existenz wird, oder haben Sie das etwa nicht gewußt bei mir?“

„Ich habe Sie um mich geduldet, weil ich keinen andern Weg offen sah, um Sie zur Erkenntniß über mich zu bringen. Ich hatte Wolwollen für Sie, ich habe Mitleid mit Ihnen —“

„Ah, Du hast Mitleid mit mir!“ rief Clemens, warf sich vor ihr nieder, und umschlang stürmisch ihre Knie.

„Ich hatte Mitleid mit Ihnen, muß ich sagen,“ rief Faustine ungeduldig, und stand lebhaft auf; „allmälig geht es über in Widerwillen, und nicht durch meine Schuld! Ich begreife Sie nicht, Clemens! wenn mir ein einziges Mal gesagt oder gezeigt würde, daß man mich nicht liebt, so würde ich eher sterben, als mich einer zweiten Abweisung aussetzen.“

„Es ist hart zu sterben, wenn man liebt!“ sagte er finster.

„Aber wer spricht denn vom Sterben? Sie sollen ja leben, froher, glücklicher als bisher. Nur ein klein wenig Vernunft, guter Clemens —“

„Bravissimo, Gräfin Faustine! wenn Sie die Vernunft predigen, so mag ich es wol noch zu einer recht freudenreichen

Existenz bringen!" rief Clemens und lachte grimmig. „Doch einstweilen, bis es so weit kommt, schwimme ich auf dem Meer des Lebens an das dünne Brettchen der einzigen Hoffnung geklammert, Du werdest mir, wie Leukothea dem Geliebten, dem gefährlich Schiffenden, die rettende Binde zuwerfen — dereinst, Faustine, nicht wahr, dereinst? ich will warten, warten .... o bis in die Ewigkeit hinein, aber ich will und muß darauf hoffen dürfen — sonst .... lasse ich mich sterben."

„Thun Sie, was Sie wollen — nur hoffen Sie nichts von mir, Clemens" — sprach sie sehr bestimmt.

„Weder für Gegenwart noch Zukunft?"

„Weder für Gegenwart noch Zukunft — so wahr ich Faustine bin."

„Gut, gut!" sagte Clemens; eine fürchterliche Zerstörung glitt über sein Gesicht. Sie sah es nicht, denn sie hatte sich wieder an die Staffelei gesetzt. „Eine Gnade!" fuhr er fort: „sagen Sie mir, wem gehört Ihre Zukunft?"

„Mir — und Gott!" antwortete sie fest.

„Sie zwingen mich, die Frage anders zu stellen," sagte er gelassen; „wem gehören Sie in Zukunft?"

„Sie nehmen sich das dreiste Recht einer Frage, die ich nicht Lust habe zu beantworten," entgegnete sie kalt.

„Mein Gott, einem Freunde, der für immer scheidet, kann man doch wol diesen Beweis von Zutrauen geben," sprach er sanft.

„Ah, Sie gehen?" rief Faustine freudig.

„Ja, ich gehe, Faustine!"

„Und wann? und wohin?"

„Wohin? das weiß ich nicht; aber wann? morgen .... gewiß morgen."

Fauſtine athmete erleichtert auf; morgen ſollte Mario kommen, alſo traf Clemens nicht mehr mit ihm zuſammen.

„Sind Sie mit mir zufrieden?“ fragte er.

Sie gab ihm ſchweigend die Hand. Zwiſchen Vorwurf und Trauer ſprach er:

„Sie geben mir die Hand zum erſten Mal, ſeit wir uns kennen!“

„Es ſoll nicht zum letzten Mal ſein“ — erwiderte ſie freundlich.

„Wer weiß, Gräfin! es kommt immer anders, als man meint! darum ſein Sie gnädig und beantworten Sie mir die Frage, die ich vorhin wagte — wenn ſie auch allzu dreiſt iſt. Bedenken Sie — es iſt die letzte .... ich gehe ja morgen! und iſt's für Andre ein Geheimniß, ſo verlaſſen Sie Sich auf mein ewiges Schweigen.“

Sein feierlicher Ernſt in Blick und Ton ſtimmte auch Fauſtine ernſt. Sie ſagte nichts; aber ſie legte den Finger auf Marios Portrait im Gemälde. Clemens verſtand ſie Er ſtützte ſich auf ihren Stuhl und die Lehne blieb in ſeiner Hand. Entſetzt blickte ſie ihn an und rief angſtvoll:

„Gehen Sie, Clemens! um Gottes Barmherzigkeit willen verlaſſen Sie mich — ich fürchte mich vor Ihnen, Sie ſehen aus, als bebrüteten Sie eine Unthat.“

Er fuhr mit der Hand übers Geſicht: „Eine Unthat? o nein! Gräfin, nur eine That!“ — Dann nahm er den Hut und ſagte: „Ich werde noch Abſchied von Ihnen nehmen.“ Damit ging er.

In Fauſtinen hatte ſich die Angſt feſtgeſetzt, Clemens könne Marios Leben wollen; das ihre oder ſein eigenes — daran dachte ſie nicht; nur an Mario. In namenloſer Unruhe ging

ſie in den Zimmern umher, denn ſie konnte nicht mehr den Pinſel halten, alle Nerven zitterten. Bald griff ſie im Vorüberſtreifen ein paar Akkorde auf dem Flügel, bald trat ſie an den Bücherſchrank, um Lektüre zu ſuchen, die ſie nicht fand, bald ſetzte ſie ſich erſchöpft nieder und ſummte halblaut eine Melodie ohne Worte, bald legte ſie ſich ins Fenſter und blickte rechts und links mit jener ſeltſamen Stupidität, die den erſten beſten Gegenſtand ergreift, um von quälenden Gedanken und Vorſtellungen loszukommen, ſo daß man ſich z. B. auf der heimlichen Frage ertappt: „Wird jenes Vögelchen ſich auf einen Aſt oder auf ein Dach ſetzen?“ und man ſieht dem Vogel nach, ſo lange man ihn gewahr werden kann. Während der Zeit hat das Herz gleichſam ſtill geſtanden und nach Luft geſchnappt, nun gehts wieder weiter im athemloſen Lauf.

Endlich ging ſie zu Frau von Eilau, fand aber dort ſo viel Menſchen, daß ihr nicht die gehofte Zerſtreuung ward. Nur in der Converſation mit zwei oder drei Perſonen amüſirte ſie ſich, weil ſie Aufforderung zur Mittheilung fand. In größeren Kreiſen, wo man Lärm machen muß mit ſeinen Worten, um gehört zu werden — nur gehört, nicht verſtanden! da verſtummte ſie und war faſt immer zerſtreut. Heute mehr denn je. Aber man kannte das; es fiel nicht auf. Graf Kirchberg ſetzte ſich zu ihr und verſuchte Töne anzuſchlagen, die in ihr den Wiederhall weckten. Es gelang nicht.

„Ich habe nicht verſtanden,“ erwiderte ſie auf eine ſeiner Bemerkungen.

„Dann muß ich mich ſehr konfus ausgedrückt haben,“ ſagte er lächelnd, „denn Sie pflegen Salomos Ring bei ſich zu tragen, vermittelſt deſſen man die Sprache auch der unvernünftigen Creatur verſteht.“

„O!“ rief ſie, ohne den Scherz zu beachten, „wenn man ſich unbehaglich fühlt, wie konfus und windſchief erſcheinen alle Worte, Zuſtände, Menſchen! man iſt nicht im Stande, das ABC herzuſagen! man ſtarrt einen Freund zerſtreut wie einen Fremden an! man meint, man werde in den nächſten vierundzwanzig Stunden ſtecken bleiben wie in einem Sumpf. Kennen Sie ſolche Momente?“ — Ohne ſeine Antwort zu erwarten, fuhr ſie im veränderten Ton fort: „Wo der Pflug über ein Menſchenherz geht, iſt die Hand Gottes da, um Samen für die Ewigkeit hineinzuſtreuen: das glauben Sie doch auch, Graf? denn wenn man es nicht glaubt, wie ſoll man ſich tröſten, den Pflug mit eigner Hand über ein Herz gelenkt zu haben?“

„Ich würde mich auch nur in dem Fall tröſten, daß dies Herz — das meine wäre,“ entgegnete Kirchberg. „Es hieße dem Egoismus zu leichtes Spiel machen, wenn der nichtsachtende Leichtſinn oder die rückſichtloſe Leidenſchaftlichkeit ſich einbilden dürften, der liebe Gott werde die Wunden, die ſie ſchlagen, mit Balſam heilen.“

Fauſtine ſchauerte zuſammen und wurde leichenblaß. Graf Kirchberg fragte, ob ſie krank ſei.

„Mir iſt bange,“ ſagte ſie und verließ die Geſellſchaft. Bei ihrem Diener erkundigte ſie ſich beſorgt, ob Niemand in ihrer Abweſenheit ſie habe beſuchen wollen. Er verneinte es. Daſſelbe that ihre Kammerjungfer, die ſie, zu Hauſe angelangt, gleichfalls befragte. Dennoch ſah ſie ſich geſpannt im Zimmer um; fürchtete ſie Clemens — hoffte ſie Marios Nähe? ſie wußte es nicht! immer traten Beide zuſammen vor ſie hin.

„Jeannette, ich freue mich heute recht zu Bette zu gehen!“ ſagte ſie zu der Jungfer.

„Ach!“ rief die ganz erfreut, „das habe ich noch nie von der gnädigen Gräfin gehört! und es giebt doch gewiß nichts Angenehmeres und Bequemeres auf der Welt, als ſolch weißes, friſches, ſtilles Bett. Ich würd' es noch mal ſo gern machen, wenn gnädige Gräfin ſich immer dazu freuen wollten.“

„Behüte der Himmel, Jeannette! ich darf nicht immer ſo träge ſein.“

Jeannette ſah das durchaus nicht ein und verrichtete ſchweigend ihren Dienſt. Fauſtine ſchlief bald; und ohne Träume, ohne Unruh, wie einem Kinde, ging ihr die Nacht hin. Es giebt einzelne glückliche Organiſationen, die zugleich ſtark und biegſam genug ſind, um dem Körper zu geſtatten, daß er im Schlaf ſein Recht behaupte und nicht zu leiden habe von den Kämpfen und Mühen der Seele. Wachend iſt er ihr getreuer, dienſtwilliger Sclav, ſchlafend ihr Herr: ſie liegt in Feſſeln, denn er borgt ihr nicht die Organe, durch welche ſie ihre Herrſchaft bethätigen kann. Wie im Lethe gebadet war Fauſtine jeden Morgen; es währte immer eine Zeit lang, bis der grelle Tag mit ſeinen Beſchwerden ſich Platz machte in der dämmernden Kühle, womit die Nacht ſie umhüllt hatte. Morgens war ſie auch am ſchönſten. Das iſt nur ausnahmsweiſe der Fall bei Perſonen, die über 16 Jahr alt ſind. Je älter man wird, um deſto mehr bedarf man der Excitation, der Bewegung, des Putzes, der Lichter, um ſchön zu ſein; es wird eine factice Schönheit. Die meiſten Menſchen ſtehen fatiguirt auf; der Traum hat ſie mehr geplagt als der Schlaf erquickt.

Fauſtine ſtand heiter auf, denn: „heute kommt Mario!“ dachte ſie. Sie ging auf den Balkon; die grünenden Bäume, der wolkenloſe Himmel, die zwitſchernden Vögel kamen ihr vor wie freundliche Verheißungen. „Mario!“ ſagte ſie halblaut, mit ſtillem Jubel. Da, wie ein Schiffer, der am Horizont das kleine Wölkchen, den unfehlbaren Boten des Ungewitters, entdeckt — da ſagte ſie dumpf: „Wo iſt jezt wol Anaſtas? was wird aus Clemens.... mein Gott!“ Der Tag kam über ſie. Indem meldete Ernſt den Herrn von Walldorf, der ſo früh ſich empfehlen wolle. Sie ließ ihn eintreten. Clemens ſah verwildert aus; ihr fiel ein, ob er nicht berauſcht ſein könne, und die Angſt, welche ſie ſchon mehrmals in ſeiner Nähe empfunden, befiel ſie von Neuem. Aber er ſagte ruhig:

„Im nächſten Monat wird es ein Jahr, daß Sie nach Oberwalldorf kamen. Wiſſen Sie wol noch, was Sie mir dort Alles bei unſern Spaziergängen erzählt haben?“

„Nicht eine Sylbe, beſter Clemens.“

„Das vermuthete ich ſchon! ich will Sie auch nur an ein einziges Wort erinnern. Sie ſagten von Georg von Frundsberg und von mehren Anderen: Er ſah ein, daß ſeine Zeit aus war, darum ſtarb er.“

„Ja, das hab' ich geſagt.“

„Und Sie freuten Sich darüber.“

„Ich fand es natürlich für jene energiſchen Menſchen.“

„Meine Zeit iſt auch aus, Fauſtine,“ ſagte er feſt.

„Sie haben noch keine Zeit gehabt,“ entgegnete ſie ebenſo feſt.

„Doch! doch! die der Hofnung!“

„Die Hofnung, von der Sie ſprechen, war ein Irrthum; kein tüchtiger Menſch lebt für einen ſolchen.“

„Ferner ſagten Sie damals, Fauſtine: Auf der Grenze zwiſchen dem Bewußtſein der neuen Erkenntniß und der Verzweiflung über den Irrthum — ſtirbt man. Ich ſtehe auf jener Grenze und ich ſterbe.“

„Warum foltern Sie mich, Clemens?“ ſagte ſie traurig.

„Das iſt nicht mehr als billig, ſchöne Königin Libuſſa! für die Martern, die Du ſeit einem Jahr über mich verhängt haſt, ſollſt Du wenigſtens einen Moment mit mir und durch mich leiden.“ Clemens murmelte dies zwiſchen den Zähnen, und hatte Fauſtinens Hände über dem Gelenk in ſeiner Linken zuſammengefaßt. Sie konnte nicht von der Stelle, und verſuchte es auch nicht, denn ſie ſah, er hatte einen Entſchluß gefaßt, dem ſie mit ihrer geringen Kraft nicht würde wehren können.

„Nun? wie wollen Sie mich foltern?“ fragte ſie muthig; „Sie ſehen, ich warte darauf.“

„Du biſt recht tapfer, wie ſich das ſchickt für eine Königin!.... Und Du fürchteſt Dich wirklich gar nicht vor mir?“

„Ich fürchte nur den Mann, den ich achte und liebe,“ ſprach ſie kalt.

Da zog Clemens ein Piſtol aus der Bruſttaſche, ſetzte es in den Mund und drückte ab. Seine Hand packte im Todeskrampf noch feſter die ihren; ſie fiel neben ſeiner Leiche ohnmächtig hin. Die entſetzten Dienſtboten und die übrigen Hausbewohner eilten herbei mit Geſchrei und Gejammer. Durch all' den Tumult machte ein Mann ſich ſtürmiſch Platz, drang ins Zimmer, das blutroth im Morgenlicht glänzte, ſah neben einer entſtellten Geſtalt die leichenähnliche Fauſtine, und rief:

„O! warum ließ ich ſie hier zurück?“ — Mario trug Fauſtine zum Wagen, der noch vor der Thür hielt, ließ umkehren, und reiſ'te ſogleich mit ihr zu ſeinen Eltern.

---

„Auch der Genius hat ſeine Bürden!“ ſagte ich am Grabe von Leopold Robert in Venedig. Bei dieſen Worten hob ein Mann das Haupt und ſah mich an, ſo ſcharf, ſo forſchend, und zugleich ſo überzeugt, daß ſein Blick mich frappirte, denn in der halb neugierigen, halb gleichgültigen Welt tragen die meiſten Blicke ihr nüchternes Gepräge, und die Neptune der Fontänen ſchauen nicht viel bedeutender drein, als das Menſchenauge. Dieſer Mann hatte ſchon am Grabe geſtanden, als wir herzukamen. Unbeweglich, die Arme untergeſchlagen, den Kopf geſenkt, ſo tief geſenkt, daß der auf die Stirn gedrückte Hut das Geſicht verbarg, dunkel gekleidet, glich er einer Statue von Baſalt. Ohne Rückſicht auf ihn hatten wir geplaudert. Reiſen ſind nicht die Schule, wo man das Rückſichtnehmen lernt. Gleichgültig wie an einer Mauer ſtreift man an all' den Unbekannten hin. Um ſo mehr überraſchte mich dieſer Blick. Der Mann mußte uns verſtanden, unſerm Geſpräch zugehört haben, war vielleicht Bruder, Verwandter, Freund Roberts, vielleicht auf irgend eine Weiſe in deſſen Schickſal verflochten. Sei es Furcht, ihn verletzt zu haben, oder Intereſſe für den Todten, ich fragte:

„Sie kannten wol Leopold Robert, mein Herr?“

„Nur aus ſeinen Bildern,“ entgegnete er.

Gegen meine Gewohnheit beharrte ich wie ein Inquiſitor bei dem fragenden Styl: „Sind Sie Selbſt Künſtler?“

„O nein die Bürde des Genius wurde mir nicht auferlegt," sagte er und lächelte traurig.

Ich erröthete vor Aerger; ich kann's nicht leiden, wenn man mir meine Worte nachspricht. Er fuhr lebhaft fort:

„Darum ist es eine schwere Bürde, weil die Welt sie nicht anerkennen will! Der Begabte soll ein Vollkommner sein. Weil er Mensch bleibt, wird er gelästert. Man denke nur an Byron und tutti quanti."

Mein Begleiter sagte: „Extravaganzen sind indessen nicht als die Glorie — sondern nur als die Ausgeburt des Genies zu betrachten."

„Es ist nur übel," rief ich, „daß viele Leute die natürlichen Allüren des Genies extravagant nennen. Columbus wurde wie ein Narr behandelt, Galilei wie ein Verbrecher! freilich — nicht alle Genies haben sich so glorreich gerechtfertigt, und Leopold Roberts Manen müssen sich vielleicht unterthänigst bedanken, wenn man achselzuckend spricht: Er war Hypochonder, der Arme!"

„Ja ja!" sagte der Fremde, „denn Wahnsinn und Sünde klingen härter."

Er hatte während des Sprechens die Haltung wenig verändert, nur den Kopf gehoben, aus dem dunkle Augen ungewöhnlich ernst und stralend hervorblickten. Sie warfen einen wundervollen, ich mögte sagen, versöhnenden Glanz über seine scharf ausgeprägten Züge, und als er nach jenen Worten das Haupt wieder senkte, so daß die Augen verdeckt wurden — da trat mit ihnen das ganze Gesicht in Schatten zurück.

Wir gingen fort. Nachmittags begegneten wir ihm in der Markuskirche; er grüßte, und es entspann sich eine Unterhaltung, die mir gefiel, denn er war ein sehr angenehmer

Mann, von lebhaftem Verſtande und von ruhigen Manieren weltvertraut und weltverachtend, aber nicht blaſirt, nicht abgeſtumpft, ſondern nur durch das Beſte gleichgültig gegen das Geringe. Wir waren acht Tage zuſammen in Venedig. Er hatte ein Kind bei ſich, einen prächtigen, ſechsjährigen Knaben mit funkelnden Augen, voll Luſt und Muthwillen, unbändig wild, verwegen — ganz wie ich Knaben liebe. Sie werden früh genug zahm werden! Daraus, daß Beide in Trauer waren, und an der inbrünſtigen Zärtlichkeit, die Beide für einander hatten, erkannte man Vater und Sohn. Keine Spur von Aehnlichkeit war zwiſchen ihnen! Sonſt, wenn auch die Züge ſich nicht gleichen, ſind es Mienen, Ausdruck, Bewegungen; hier — nichts! Ich fragte auch ganz überraſcht, als ich den Kleinen zuerſt ſah:

„Iſt es Ihr Sohn?"

„Sie wundern ſich, daß ich ein ſo ſchönes Kind habe, nicht wahr?" ſagte er, und ſein Blick wickelte den Knaben gleichſam in Liebe ein. „Ja, es iſt mein Sohn, nur ſieht er aus wie ſeine Mutter, durch und durch wie ſie....und ſo iſt er auch."

Er ſchwieg plötzlich. Wir frühſtückten im Café Florian, und der Knabe ſprang auf dem Markusplatz umher, ſtreute den Tauben, die ſich dort in Schaaren aufhalten, Brotkrumen hin, unterhielt ſich mit den Gondolieren italieniſch, mit den Waſſerträgerinnen deutſch, und amüſirte ſich über alle Maßen, ſo daß man förmlich neidiſch werden konnte. Zuweilen trat der Vater, wenn er lange nicht ſeiner anſichtig geworden war, vor die Arkaden und rief mit ſeiner tönenden Stimme:

„Bonaventura!" — dann kam der Kleine gelaufen, athemlos, glühend, warf ſich in die Arme des Vaters und ſah ihm

in die Augen auf eine unbeſchreiblich graziöſe Weiſe, neckend und lieblich, wie ein Amor — oder wie eine Frau.

Mein Aufenthalt in Venedig ging zu Ende. Am Vorabend der Abreiſe bat ich den Fremden um ſeinen Namen.

„Graf Mengen," ſagte er.

„Mario Mengen?" rief ich erfreut.

„Mario Mengen."

„Glücklicher!" rief ich; dann fiel mir ein, wie unpaſſend dieſer Ausruf ſei; aber ich konnte doch nichts Anderes ſagen als: „Armer Glücklicher!"

„Sie kannten alſo Fauſtine?" fragte er.

„So wie Sie Leopold Robert" antwortete ich.

Ich war nach Dresden gekommen, damals, vor Jahren, gleich nach jener tragiſchen Kataſtrophe mit Clemens, hatte viel darüber gehört, und bald darauf auch von ihrer Heirath mit Mengen. Hernach ward ſie in der Kunſtwelt ſo gefeiert, daß wol Niemand iſt, der nicht von ihr gehört hätte. Dies ſagte ich ihm. Er fragte, ob ich mich genug für ſie intereſſire, um ihrem Leben folgen zu mögen ohne Ungeduld, und ohne vorſchnellen Unwillen — dann wolle er von ihr erzählen. Mein Herz ſchlug vor Freude, denn ich liebte ſie, graziös und genial wie ſie war. Solche Perſonen werden ſo viel getadelt und — ich will's nicht ſtreiten — verdienen auch ſo viel Tadel, daß der Gedanke, ich würde liebend und bewundernd von ihr reden hören, mich erquickte. Wir gingen die Riva der Slavonier entlang nach dem öffentlichen Garten. Da iſt's am einſamſten in ganz Venedig; denn die Italiener gehen lieber in den Straßen ſpazieren als unter grünen Bäumen. Der Garten iſt auf einer Landſpitze angelegt: große Raſenplätze und breite Alleen von weißen Akazien, die, eben in

voller Blüte, mit ihrem feinen Arom die Abendluft durchströmten. Wir ſetzten uns ſo, daß wir vor uns in die Lagunen hinaus ſahen, rechts auf die Stadt, die zauberhaft zwiſchen Himmel und Waſſer im Golde der ſinkenden Sonne ſchwebte, und links, in weiter Ferne, auf die ſchneeweiße Alpenkette. O! Venedig iſt gar ſo ſchön! — —

Ich hatte in der Hand einen Strauß von dunkelrothen Nelken — meine Lieblingsblume. Mario ſah ſie unverwandt an; endlich ſagte er:

„Ich werde zwar nicht ohnmächtig wie die Prinzeſſin Lamballe, wenn ſie Veilchen ſah, und nicht tiefſinnig, wie Ritter Parcival, als er drei Blutstropfen im Schnee ſah — doch erinnert mich die dunkelrothe Nelke jedesmal an Fauſtine. Dieſe Blume kommt ſelten zur Vollendung, entzückt uns ſelten in ihrer reinen Form als glühende Liebesfackel, oder als Köcher voll zartgefiederter Liebespfeile. Iſt der Kelch ſehr gefüllt, ſo platzt er, die Blätter fallen traurig heraus, zerflattern, verwelken; iſt er dürftig gefüllt, ſo platzt er zwar nicht, aber die Blume bleibt auch dürftig. Faſt eben ſo ſelten wie eine Nelke bringt der Menſch ſich zur Herrlichkeit: er verwildert oder ermattet. An Fauſtinen war das Wunder geſchehen, ſie hatte die Glut, die Fülle, die Pracht ihres Weſens unzerſplittert beiſammen. Sie wollte nicht immer Eins und daſſelbe — wenigſtens wollte ſie es nicht in unveränderter Geſtalt — aber was ſie jedesmal wollte, das wollte ſie ganz. Sie war ein leidenſchaftlicher Charakter, und daher nur ſchwankend, ehe ein energiſcher Entſchluß in ihr Wurzel gefaßt. Um ein großartiger Charakter zu ſein, fehlte ihr nichts — als Strenge gegen ſich ſelbſt.

in die Augen auf eine unbeſchreiblich graziöſe Weiſe, neckend und lieblich, wie ein Amor — oder wie eine Frau.

Mein Aufenthalt in Venedig ging zu Ende. Am Vorabend der Abreiſe bat ich den Fremden um ſeinen Namen.

„Graf Mengen," ſagte er.

„Mario Mengen?" rief ich erfreut.

„Mario Mengen."

„Glücklicher!" rief ich; dann fiel mir ein, wie unpaſſend dieſer Ausruf ſei; aber ich konnte doch nichts Anderes ſagen als: „Armer Glücklicher!"

„Sie kannten alſo Fauſtine?" fragte er.

„So wie Sie Leopold Robert" antwortete ich.

Ich war nach Dresden gekommen, damals, vor Jahren, gleich nach jener tragiſchen Kataſtrophe mit Clemens, hatte viel darüber gehört, und bald darauf auch von ihrer Heirath mit Mengen. Hernach ward ſie in der Kunſtwelt ſo gefeiert, daß wol Niemand iſt, der nicht von ihr gehört hätte. Dies ſagte ich ihm. Er fragte, ob ich mich genug für ſie intereſſire, um ihrem Leben folgen zu mögen ohne Ungeduld, und ohne vorſchnellen Unwillen — dann wolle er von ihr erzählen. Mein Herz ſchlug vor Freude, denn ich liebte ſie, graziös und genial wie ſie war. Solche Perſonen werden ſo viel getadelt und — ich will's nicht ſtreiten — verdienen auch ſo viel Tadel, daß der Gedanke, ich würde liebend und bewundernd von ihr reden hören, mich erquickte. Wir gingen die Riva der Slavonier entlang nach dem öffentlichen Garten. Da iſt's am einſamſten in ganz Venedig; denn die Italiener gehen lieber in den Straßen ſpazieren als unter grünen Bäumen. Der Garten iſt auf einer Landſpitze angelegt: große Raſenplätze und breite Alleen von weißen Akazien, die, eben in

voller Blüte, mit ihrem feinen Arom die Abendluft durchſtrömten. Wir ſetzten uns ſo, daß wir vor uns in die Lagunen hinaus ſahen, rechts auf die Stadt, die zauberhaft zwiſchen Himmel und Waſſer im Golde der ſinkenden Sonne ſchwebte, und links, in weiter Ferne, auf die ſchneeweiße Alpenkette. O! Venedig iſt gar ſo ſchön! — —

Ich hatte in der Hand einen Strauß von dunkelrothen Nelken — meine Lieblingsblume. Mario ſah ſie unverwandt an; endlich ſagte er:

„Ich werde zwar nicht ohnmächtig wie die Prinzeſſin Lamballe, wenn ſie Veilchen ſah, und nicht tiefſinnig, wie Ritter Parcival, als er drei Blutstropfen im Schnee ſah — doch erinnert mich die dunkelrothe Nelke jedesmal an Fauſtine. Dieſe Blume kommt ſelten zur Vollendung, entzückt uns ſelten in ihrer reinen Form als glühende Liebesfackel, oder als Köcher voll zartgefiederter Liebespfeile. Iſt der Kelch ſehr gefüllt, ſo platzt er, die Blätter fallen traurig heraus, zerflattern, verwelken; iſt er dürftig gefüllt, ſo platzt er zwar nicht, aber die Blume bleibt auch dürftig. Faſt eben ſo ſelten wie eine Nelke bringt der Menſch ſich zur Herrlichkeit: er verwildert oder ermattet. An Fauſtinen war das Wunder geſchehen, ſie hatte die Glut, die Fülle, die Pracht ihres Weſens unzerſplittert beiſammen. Sie wollte nicht immer Eins und daſſelbe — wenigſtens wollte ſie es nicht in unveränderter Geſtalt — aber was ſie jedesmal wollte, das wollte ſie ganz. Sie war ein leidenſchaftlicher Charakter, und daher nur ſchwankend, ehe ein energiſcher Entſchluß in ihr Wurzel gefaßt. Um ein großartiger Charakter zu ſein, fehlte ihr nichts — als Strenge gegen ſich ſelbſt.

„Nach dem Tode des unglückſeligen Clemens bracht' ich ſie ſogleich zu meinen Eltern, und nach drei Wochen, als ſie meine Frau ward, war ſie auch ſchon deren geliebteſtes Kind, denn dieſe pompöſe Frau, die ſich nur zu zeigen brauchte, um für ihre Erſcheinung allein jeder Huldigung gewiß zu ſein — dieſe Sibylle mit dem Seherblick und den Prophetenlippen, heimiſch in der Kunſt, vertraut mit der Wiſſenſchaft — war heiter wie ein harmloſes Kind und anſpruchlos wie ein junges Mädchen, das die eigne Anmuth nicht ahnt. Auf der einen Seite hätte eine Matrone nicht mehr imponirt, und dem verwegenſten Mann nicht ſtrenger ein leichtes Wort auf den Lippen getödtet durch ihren unbefangenen Ernſt; auf der andern Seite lagen die Jugend, die Neuheit, die Unkenntniß und die Verheißungen, die ſo reizend um Neulinge in der Welt ſchweben. Das war ſie. Bis dahin hatte ſie außerhalb der Welt gelebt, und ſich ihr nicht wie ein Feind — dazu war ſie ihr zu gleichgültig — aber wie ein Fremdling gegenüber geſtellt. Bis dahin mogte ſie nicht in die hergebrachten Verhältniſſe eingehen; ſie verſtand nicht das Familienglück, denn ſie war ein verwaiſ'tes Kind — nicht die Ehe, denn ſie war ein gequältes Weib geweſen — vielleicht nicht einmal die Liebe, obgleich ſie Andlau mächtig geliebt hatte, denn ſie wollte ſich durch die Liebe außerhalb aller Schranken frei fühlen; und nur innerhalb Schranken kann Freiheit beſtehen, außerhalb liegen Willkür und Auflöſung. Das erkannte ſie; jede Erkenntniß war ihr eine Wonne, ſie liebte mich glühend, weil ſie mir ſie verdankte.

„Ein Jahr früher hatte ich zu meinem Freund Feldern geſagt: „ich begehrte kein andres Glück, als ein foudroyantes, das mich gerade im Mittelpunkt meines Weſens träfe. Es

war mir geworden! Fauſtine ſtralte in meine Seele hinein wie ein tauſendfarbiger Diamant, wie ein indiſches Gedicht, Stern und Roſe, Glanz und Duft. Das unbedeutendſte Weib, der ſtupideſte Mann werden belebt und verſchönt durch die Liebe, ſo daß ſie uns erfreuen und intereſſiren können. Und nun Fauſtine! bald entzückte ſie mich, bald machte ſie mich zittern, bald bewunderte ich ſie! Herz, Sinne, Geiſt — Alles fand bei ihr Nahrung, Befriedigung, Anregung. Ich wurde nie müde ſie zu betrachten; wie in Rafaels Arabesken Genien aus Blumen keimen, ſo ſchwebte ihre Seele in und über ihrer holdſeligen Geſtalt, die zart und durchſichtig genug war, um jeder Regung leicht zu folgen. Ihre Augen waren von jener unbeſtimmten grauen Farbe, die man bei Augen blau zu nennen pflegt, und die darum ſo ſchön iſt, weil ſie alle Schattirungen annimmt — vom lichteſten Azur in der Freude, vom tiefſten Schwarz in der Leidenſchaft. Ebenſo wechſelnd war auch ihr Teint, transparent, kräftig; an ihrem Colorit errieth ich ihre Stimmung. Mit dieſer Friſche kontraſtirte ſeltſam dunkles Geäder ums Auge, das, wenn es nicht von Krankheit herrührt, einem blühenden Kopf wunderbollen Reiz von Melancholie und Leidenſchaft giebt, wie z. B. bei der ſogenannten Fornarina in der Tribüne zu Florenz. Ich wurde auch nie müde ſie zu beobachten. Es war etwas Unergründliches, Geheimnißreiches, Einfaches in ihr, etwas von der primitiven Friſche des Naturlebens, durch welches alle Elemente ſpielen und blitzen; in ihr ſtand das Gewitter neben der Sonne, und das Mondlicht neben der Aurora. Sie war von einer Leidenſchaftlichkeit, die man hätte fiebernd nennen dürfen, wenn Körper und Seele ihr nicht gewachſen geweſen wäre. O, wie ſie mir entgegenflog, wenn ich nach kurzer

Abweſenheit wiederkehrte! ſie erkannte meinen Schritt im Vorzimmer, faſt ohne ihn zu hören, ſie lief mir entgegen, ſie hing ſich um meinen Hals — ſo trug ich ſie fort! Goldfunken lagen auf ihrem Haar, unter dem Sammet ihrer Wange rieſelte das Blut, ſilberne Streifen ſchlangen ſich durch das ſchwarzblaue Auge. Und ihre Stimme! o der goldne Klang, der Lerchenjubel, wenn ſie dann ſagte: „Mario!“ — In den Modulationen dieſer Stimme lagen wieder Analogien mit Naturzuſtänden; erzählte ſie von ihrer gleichgültigen, halbvergeſſenen Kindheit, ſo war es, als fließe ein ſchmaler, ſeichter Bach durch eine grüne Ebene: ihr Ton war gleichmäßig ſanft, vibrirte nicht, weil damals das Herz nicht vibrirt hatte. Aber er zitterte traurig wie das Rauſchen fallender Blätter, ſobald ſie mit dumpfem Trübſinn von ihrer Ehe ſprach. Bemerkten Sie je am hohen Mittag, im heißen Sommer, das leiſe, ſchwere, athemloſe Flüſtern, das durch die Natur weht? zittern die Blätter, oder die Flügel der Inſekten, oder die Wellen im See, oder Schilf, Gras und Blume in der brennenden Berührung des magnetiſchen Sonnenſtrales? Nun, ſo war es, wenn Fauſtine in meinem Arm ruhte, mit ihren weißen Zähnen oder brennenden Lippen meine Wange berührte, ohne ſie zu küſſen, und Worte flüſterte, die nur die Liebe hören darf, weil die Liebe nur ſie erfindet. Beachteten Sie je den wilden jauchzenden Schrei der Schwalbe, wenn ſie Abends durch das Wolluſtbad der Luft, gleich einem dunkeln Blitz, ſchießt? Dieſer Ton des höchſten Jubels rang ſich bisweilen in einem abgebrochnen Laut aus ihrem Buſen; und dann girrte ſie wie eine verblutende Taube, wenn die Melancholie ſchwerer Erinnerungen über ſie kam. Alle Temperamente waren in ihr vereint zur Quinteſſenz. Heftig, eiferſüchtig,

würde ſie wie eine ächte Andaluſierin den kleinen Dolch im Strumpfband getragen haben, um den Geliebten zu vertheidigen oder — zu ſtrafen. Aber bei allen Angelegenheiten des Lebens hatte ſie eine Fügſamkeit in den fremden Willen, die ſich nie verleugnete, und die ich tauſendmal auf harte Probe ſtellte; denn ich wollte, daß ſie ſich fügen lernen ſollte — nicht mir! ach, daß ſie mich liebte, war mein Triumph, nicht, daß ich ſie dominirte! — aber dem anerkannten feſten Geſetz. Ich glaubte, die allmälige Gewöhnung würde auch ihre innerſte Weſenheit nach und nach zügeln können. Zeitenlang war ſie weichlich, üppig wie eine Orientalin, lag halbe Tage auf dem Divan mit halbgeſchloſſenen Augen, träumend, denkend, dichtend, und langweilte ſich nicht — während ſie dann plötzlich von vernichtender Langweil ſprach, wenn ich am wenigſten es vermuthete, und ſich, um ihr zu entgehen, lernend oder ſchaffend in die Region des Gedankens oder der Begeiſterung warf. Hatte ſie ſich dann in irgend einem Werk als den Genius gezeigt, den die Welt anerkannt hat, ſo trieb ſie kleine unbedeutende Kunſtfertigkeiten, um ihre Geſchicklichkeit auch in dieſem Fach zu prüfen; doch ſie amüſirte ſich nur ſo lange damit, bis ſie es zur Fertigkeit gebracht; dann ſah ſie ſich nach etwas Neuem um. Jede vollendete Arbeit war ihr gleichgültig — gleichgültig haben, beſitzen, genießen! Streben war ihr alleiniges Glück, und der Moment, wo ſie das Erſtrebte mit der Fingerſpitze berührte — ihre Seligkeit. Sollte ſie aber feſthalten, ſo ermattete ihre Hand.

„Gleich nach unſrer Verheirathung gingen wir nach Florenz, wohin ich als Geſchäftsträger geſendet ward. Fauſtine verließ gern Deutſchland. Völlig veränderte Umgebungen

ſchickten ſich für ihre veränderten Verhältniſſe. Anfangs fürchtete ſie, irgendwo in Italien Andlau zu begegnen, denn ſie war gewiß, daß er dorthin gegangen, und ſie meinte, er könne nichts thun, um ſie zu vermeiden, da er ja gar nicht wiſſe, wie ſie heiße, noch lebe. Dieſe Unkenntniß quälte ſie.

„„Es würde ihm ein Troſt ſein, mich glücklich zu wiſſen,“ rief ſie, „und die Furcht, daß ich mich ſelbſt ſo elend gemacht haben könnte als ihn, iſt gewiß ein Gift in ſeiner Wunde.“

„Sie trauerte um ihn, zuweilen bis zum tiefſten Gram; aber ſie wünſchte nie anders gehandelt zu haben; darum ſuchte ich nicht ihr die Trauer zu nehmen. Wenn ſie bereut hätte, würd' ich troſtlos geweſen ſein. Die Erinnerung an Clemens trat zuweilen wie ein Geſpenſt oder ein Fiebertraum vor ſie hin. Sie rang die Hände, und Todtenfarbe überzog ihr Antlitz: ſie marterte ſich ab mit Combinationen, wie ſie dieſer Kataſtrophe hätte vorbeugen können.

„„O Gott,“ ſagte ſie oft, „ich hätte ja aber eine ganz andre Fauſtine ſein müſſen, wenn ich Alles ganz anders hätte machen ſollen! die furchtbarſten Erſchütterungen, die gewaltſamſten Zuſtände hab' ich überdauert; ich liebe und hoffe ſo wie einſt; keine Gabe, keine Fähigkeit iſt in mir untergegangen; nichts Heiliges iſt mir zum Märchen worden; ich glaube an die unberechenbare Gotteskraft im Menſchen, die ihn auf immer neue, unvorhergeſehene Bahnen, aber nie zum Untergang führt; — erfülle ich nicht auf dieſe Weiſe meine Beſtimmung?“

So ſprach ſie ſich ruhig, und immer ſeltner kamen die Beängſtigungen. Ihr Malertalent entfaltete ſich wunderbar; der Glanz der italieniſchen Färbungen ſchwebte um ihren

Pinſel, der mit Allen in Glut und Kräftigkeit rivaliſiren durfte, und von Keinem an Phantaſie übertroffen ward.

„Bonaventura ward im erſten Jahr geboren. Mario iſt der Name, den der Erſtgeborne in meiner Familie ſeit langen Zeiten zu führen pflegt; aber Fauſtine bat und flehte:

„„Es giebt nur einen Mario für mich! ich kann Niemand außer Dir ſo nennen, von keinem zweiten Mario Glück erwarten! gieb ihm einen andern Namen!“

„Sie ſprach dieſe Laune ſo zärtlich für mich aus, daß ich ſie hingehen ließ, und warnte ich ſie halb im Ernſt, halb im Scherz vor ihrem unlöſchbaren Durſt nach „etwas Anderem“ — wie ſie ſelbſt es nannte, dann rief ſie:

„„O fürchte Dich nicht! ich liebe Dich, Mario!“

„Sie liebte auch Bonaventura, aber meinetwegen; für ihn ſollt' ich arbeiten und ſorgen, mit ſeiner Erziehung mich angenehm beſchäftigen, in ihm ihre Seele, ihr Weſen wiederfinden — „wenn ich einſt todt ſein werde,“ ſagte ſie. Sie knüpfte nicht ihre Zukunft an das Kind. Wenn ſie meine leidenſchaftliche Zärtlichkeit für den Knaben bemerkte, war es ihr ſtets wie ein Troſt für mich. Sonſt dachte ſie nicht häufiger an den Tod, als ich oder jeder Andere es thun würde, der den ernſten Gedanken vertragen kann und den Tod weder wünſcht noch ſcheut.

„Vier goldne Jahre verlebten wir in Florenz. O, ſie war glücklich! die ſelige Ueberzeugung hab' ich! ſtralend glücklich — zuweilen, in Momenten der Liebe, der Begeiſterung, wenn ein neues Bild vor ihr auftauchte, ein neuer Gedanke in ihr erwachte, wenn ſie die Lava ihres Herzens vor mir ausſtrömen ließ, des innigſten Verſtändniſſes gewiß; dann rief ſie:

„„O wäre doch das Leben eine ununterbrochene Kette ſolcher Momente! Träte doch nie Abſpannung, Nüchternheit, Oede an die Stelle des Enthuſiasmus, der Thatkraft, der Fülle! Folgte doch nur nicht auf den höchſten Schwung die tiefſte Ermattung!“

„„Wären wir doch Götter und nicht Menſchen!“ entgegnete ich lächelnd.

„Oder gäbe Gott uns etwas ſo Dauerndes, ſo Wechſelloſes, daß, trotz aller Schwankungen der Sinne und des Geiſtes zwiſchen Verlangen und Befriedigung, die Seele in einem permanenten Bewußtſein tiefſter, unwandelbarſter Befriedigung bliebe.“

„„Mir hat Gott dies Wechſelloſe gegeben, Fauſtine!“ ſagt' ich: „die Liebe zu Dir! Tauſendmal kann ich geirrt — hundertmal gefehlt haben: allein die Liebe zu Dir hat mich nie anders als ſtark und gut gemacht. Dies Bewußtſein iſt etwas Ewiges.“

„„O Mario!“ rief ſie, und warf ſich in meine Arme mit der intenſen Leidenſchaft in Blick, Stimme und Geberde, die ſtets mein ganzes Weſen vibriren machte; — „Mario, dieſe Liebe zu mir iſt mein Triumph, meine Rechtfertigung, meine Glorie! aber ſiehſt Du denn nicht ein, daß ſie heute in den Himmel hebt und morgen in die Hölle ſchleudert? Mario! auf Augenblicke der Ekſtaſe, wo Seel' an Seele ruht, wo ich kein Wort brauche, um Dir mein Innerſtes zu offenbaren, wo wir ſind wie das Himmelblau, das alle andre Farben in ſich auflöſ't — folgen andere.... da hab' ich Dir nichts zu ſagen, wenigſtens nichts, was ich nicht ebenſo gut allen Menſchen ſagen könnte; da ſind wir in Kleinigkeiten verſchiedener Meinung, und eben weil es Kleinigkeiten ſind, denkt Jeder, der

Andere könne wol nachgeben; da haſt Du ein dringendes Geſchäft, wenn ich mit Dir umherſtreifen mögte, oder ich ſitze tief in Farben vergraben, wenn Du kommſt mit mir zu plaudern; da iſt Dein Blick kälter, Dein Geſpräch unbelebter, Dein Kuß ruhiger, Dein ganzes Weſen gleichgültiger; da fühle ich, daß Du durchaus das Nämliche bei mir findeſt; da betrüb' ich mich denn unſäglich, und weder Dein glänzendes Lächeln noch Deine ſonore Stimme, bei denen mir doch ſonſt zu Muth wird, als bräche der Tag an, haben genug Gewalt über mich, um Niedergeſchlagenheit und Trübſinn zu verjagen, die mich erſchlaffend anwehen, wie der Sirocco. Dann denk' ich: wäre die Liebe rechter Art, ſo könnte nie ein ſolcher Moment eintreten. Die Seligen ſind gewiß niemals niedergeſchlagen — die Seligen jenſeit des Grabes. O wie gut verſtehe ich den alten Montaigne, der da ſagt: Il n'y a de satisfaction çà-bas que pour les ames ou brutales, ou divines. Geſchöpfe vom Mittelſchlag wie ich, haben es auch nur mittelmäßig."

„„Nun, Fauſtine," entgegnete ich, „auch ich kann mit fremden Worten reden! Novalis ſagt: Und da kein Sterblicher den Schleier der Iſis heben kann, ſo wollen wir ſuchen Unſterbliche zu werden."

„„Ja, das wollen wir! und Du biſt ein Engel!" rief ſie.

„Dies Geſpräch fand ſtatt, als wir einſt bei Sonnenuntergang nach San Miniato heraufſtiegen, und unter den Cypreſſen bei dem Kloſter von San Francesco raſteten. Ich lehnte an einer Cypreſſe und blickte auf ſie herab; ſie ſaß auf einer Stufe der Treppe, und hatte ihre Hände gefaltet um ihre Knie gelegt; ihr Hut war zurückgefallen, der Abendwind wehte ihre Locken hin und her, ihr Geſicht war von innerer

„„O wäre doch das Leben eine ununterbroche
cher Momente! Träte doch nie Abſpannung
heit, Oede an die Stelle des Enthuſiasmus, der
Fülle! Folgte doch nur nicht auf den höchſten
tiefſte Ermattung!“

„„Wären wir doch Götter und nicht Menſ
nete ich lächelnd.

„Oder gäbe Gott uns etwas ſo Dauernd
loſes, daß, trotz aller Schwankungen der
Geiſtes zwiſchen Verlangen und Befriedigu
einem permanenten Bewußtſein tiefſter, un
friedigung bliebe.“

„„Mir hat Gott dies Wechſelloſe g
ſagt' ich: „die Liebe zu Dir! Tauſendma
hundertmal gefehlt haben: allein die Lie
nie anders als ſtark und gut gemacht.
etwas Ewiges.“

„„O Mario!“ rief ſie, und warf
der intenſen Leidenſchaft in Blick, St
ſtets mein ganzes Weſen vibriren
Liebe zu mir iſt mein Triumph, me
Glorie! aber ſiehſt Du denn nicht
Himmel hebt und morgen in die
auf Augenblicke der Ekſtaſe, wo
kein Wort brauche, um Dir mein
wir ſind wie das Himmelblau,
auflöſ't — folgen andere ... da
wenigſtens nichts, was
ſagen könnte; da ſind
nung, und eben

geweſen und Auffoderung ſich mitzutheilen würde ſie noch mehr in den Gegenſtand verſenkt haben. Zuweilen wandelte es mich an wie Eiferſucht, daß Schatten Macht über ſie haben konnten — Schatten nenne ich, was für ſie todt und unfähig war ihr neuen Schwung zu geben. Sie brauchte ihre und die fremde Weſenheit immer ganz voll, ganz beiſammen: darum war die Gegenwart ihre Tyrannin und darum auch meine Eiferſucht nie von Dauer.

„Sie war ſeltſam anders als ihr Geſchlecht! Wir ſprachen einmal über die Corinna, worin uns alles Andere beſſer gefiel als die eigentliche Liebesgeſchichte; und ich ſprach meine Bewunderung aus, wie ein ſo glanzvolles Geſchöpf dieſen trübſeligen Oswald lieben könne.

„„Mitleid! Mitleid! liebes Herz!“ rief ſie; „aber davon habt ihr Männer gar keinen Begriff, und ich auch nur einen halben; denn ich bringe es mit dem Mitleid nicht weiter, als mich lieben zu laſſen, nicht ſo weit, um wieder zu lieben. Der Gegenſtand meines Mitleids wird kleiner als ich, und ich bedarf eines größeren, der mich ganz umfängt, hebt und trägt. Aber die meiſten Frauen ſind gutmüthiger und rührbarer als ich. Stirbt doch gar Corinna wegen dieſes trübſeligen Oswalds! Das iſt mir nun vollkommen unbegreiflich! Für die Liebe leben, für den Geliebten leben oder ſterben, wie's kommt, das iſt einerlei! — Aber nur nicht ſterben, weil ein Mann mich nicht mehr liebt! Die Männer müſſen um die Frauen ſterben, ſo ſchickt ſich's; das habe ich von jeher behauptet.“

„„Ja,“ ſagte ich, „Du haſt darüber wunderſam despotiſche Anſichten.“

„„Despotiſch? möglich! doch nicht wunderſam. Die Liebe iſt unſer Element, unſer Königreich; Ihr nehmt nur dann

und wann eine Stelle darin ein, bringt's auch wol zu einem Ehrenpoſten oder dergleichen. Wir ſind heimiſch, wo Ihr fremd — Herrin, wo Ihr Einwanderer ſeid; dies Bewußtſein macht despotiſch: wir wollen lieben über Alles, und lieben, nichts als lieben, Königin ſein, von allen Gaben ſtralend, im Reich der Liebe! Darum, Mario, begreife ich, daß eine Frau ſterben kann, wenn ſie nicht mehr liebt! macht ihr Herz ſeine Pendelſchwingungen nicht mehr, ſo ſteht das Uhrwerk ihres Lebens ſtill. Lieben iſt: ſich einem Gegenſtand weihen; aber muß der Gegenſtand durchaus derſelbe bleiben? ſind in uns keine Fortſchritte, keine Umwälzungen, die einen andern bedingen? können wir bei zwanzig Jahren reif genug ſein, um unſre Entwickelung bei dreißig und deren Anſprüche vorherzuwiſſen und uns gleich von Hauſe aus dafür einzurichten? Ich meines Theils hatte vor zehn Jahren kaum eine Ahnung von Allem, was ich geworden bin. Es mag ein hohes Glück ſein, beim Eintritt ins Leben der Seele zu begegnen, mit der wir, bis zum Austritt aus demſelben, verbunden bleiben; aber es iſt ein ſeltner Glücksfall, daß zwei Menſchen durchaus gleichen Schritt halten in ihrer Entwickelung, und daß keiner den andern überflügelt. Darum ſollte man nicht eine Ausnahme zur Richtſchnur machen wollen; nicht ſagen: nur das Feſthalten an einem Gegenſtande iſt Liebe."

„„Vielleicht hat man zuweilen darin Unrecht, Fauſtine!" entgegnete ich; „nur bleibt es gewiß, daß häufig in dem Wechſeln mehr Selbſtliebe als Liebe liegt. Glaubſt Du nicht, daß ein Menſch in Opfer und Entſagung bis zum Tode ebenſo ſehr der Vollendung entgegenreifen könne, als indem er Andern das Opfern überläßt? Denk an Vinzenze Sonsky!"

„„Ach, Vinzenze!" rief Fauſtine; „ich beuge mich gern

vor ihr, denn mehr als sie kann der Mensch nicht thun. Aber das ist ein trauriges Beispiel! sie hat sich geopfert, und doch ist Niemand beglückt, sie selbst todt, ihr Mann einsam im Alter, Ohlen einsam in der Jugend. O sage mir, daß Du glücklich bist, Mario."

„Wenn sie in den Ausdruck der Liebe überging, war sie unwiderstehlich; darin war sie ein Genie wie in ihrer Kunst; dadurch beherrschte sie mich so maßlos, daß ich oft mit Erstaunen wahrnahm, wie sie meine Besonnenheit schwanken machte, meine Besonnenheit, die ich mit so eisernem Willen mir angearbeitet hatte! Vom ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft an war meine Seele ihr unterthan. Faustine veränderte nicht meine Richtung, aber indem ich dabei beharrte, sah ich nach ihr, wie nach der Bussole hin, und in den Außendingen des Lebens behielt ich deshalb unumschränkte Gewalt, weil sie zu träg und zu gleichgültig gegen deren Handhabung war. Oft in diesen vier Jahren hatte sie mich gebeten, eine Reise in den Orient mit ihr zu machen; oder wenigstens nach der Schweiz, die sie noch nicht kannte. Meinen Erziehungsprojecten zufolge sollte sie sich aber an den geregelten, einförmigen Gang der Existenz, im Verkehr mit Andern, wie in der bürgerlichen Stellung gewöhnen. Ich schlug es ihr unerbittlich ab, und sagte, ich hätte kein Geld dazu. Das glaubte sie leicht, und deshalb sagte sie ganz ruhig:

„„Ich werde suchen etwas zu verdienen."

„Sie schickte ein eben vollendetes Gemälde zur Kunstausstellung nach Mailand, wie sie pflegte. Nach zwei Monaten händigte sie mir eine Anweisung an meinen Banquier in Florenz auf 8000 Franken ein. Ich fragte, ob sie eine plötzliche Erbschaft gemacht.

„„Nein!“ antwortete ſie; „ich hatte nach Mailand geſchrieben, man ſolle den Ezzelino verkaufen, wenn ſich Liebhaber fänden: das iſt geſchehen. Können wir nun in den Orient?“

„Ich war ganz verdrießlich; das wunderſchöne Gemälde ging nach Rußland! ich ſagte, wenn ſie mir genau ein ähnliches male, dann wollten wir reiſen. Ich wußte wol, daß ſie es nicht thun würde. „Dieſelbe Gedankenfrucht zweimal reifen laſſen — kann ſogar der liebe Gott nicht“ — ſagte ſie. Aber ſie malte Neues, und immer Schöneres. Dazwiſchen dichtete ſie viel, meiſtens Lieder, tiefſinnig und lieblich wie ſie ſelbſt war, denen nichts zur Vollendung fehlte, als daß ſie ſich ein wenig Mühe gegeben hätte, um ſie zu corrigiren. Wenn ich ſie dazu ermahnte, ſo entgegnete ſie, damit wolle ſie ſich beſchäftigen, ſobald die Zeit des Produzirens für ſie vorüber ſei. „Vor meinem Tode will ich es thun, damit die Welt wiſſe, was ſie eigentlich an mir gehabt hat; vorher lohnt's der Mühe nicht! die beſte Berühmtheit hebt nach dem Tode an! wer populär war, wird ſelten unſterblich,“ ſagte ſie.

„Ich neckte ſie bisweilen mit ihrem Ruhmdurſt.

„„O,“ rief ſie, „Bedürfniß des Ruhms iſt nur Bewußtſein der Zukunft! wer nicht an ſeine eigne Zukunft glaubt, verdient auch keine Gegenwart; und man ſagt mir doch — und ich meine mit Recht — ich ſei ein großes Talent. Daß meine Gemälde nur in der Mode und deshalb zukunftlos ſein könnten — fällt mir oft ſchwer aufs Herz. Ich weiß wol, daß ich einen köſtlichen Schatz beſitze; jedoch, ob ich ihn zu Kleinodien oder zu Münzen oder zu was weiß ich! verarbeite: das weiß ich nicht, wenigſtens nicht genau. Wir irren uns über den Werth unſrer Schöpfungen, wie Mütter über

die Schönheit ihrer Kinder. Von ſeinem Gedicht „Afrika“ erwartete Petrark die Unſterblichkeit, und fand ſie durch ſeine Sonette. Es wäre doch traurig, wenn ich nur Afrikas hinterließe!“

„Endlich ging ich auf die orientaliſche Reiſe ein; ich gönnte Fauſtinen und mir dieſen Genuß. Ueberdas halte ich eine ſolche Anfriſchung der Lebenselemente nicht blos dem Künſtler nothwendig, ſondern Allen, die ſich jahrelang nur mit ihrem Geſchäft und Beruf abgegeben haben. Man wird allzu einſeitig, ſobald man ſich ihm ausſchließlich widmet. Die Einſeitigkeit hat auch ihr Gutes: ſie macht zufrieden, ſie lehrt das Geringe ſchätzen, ſie erhält ſogar in einem gewiſſen Grad von Unſchuld, indem ſie manche Illuſionen läßt — aber nicht alle Seelen ſind für dieſe friedliche Beſchränkung geboren. Der Eine fliegt lieber, der Andere geht lieber — Jeder nach ſeiner Eigenthümlichkeit! Die Schattenſeiten ſeiner Vorzüge hat jeder Charakter, jede Lage; aber man bemerkt ſie nur bei ausgezeichneten Charakteren und in ungewöhnlichen Lagen, weil bei den alltäglichen Miſchungen kaum der Unterſchied zwiſchen Licht und Schatten wahrgenommen wird. Das iſt in der Ordnung! man ſieht nicht hin, wenn Jemand im Gehen ſtolpert; will aber Jemand fliegen und die Schwingen brechen, ſo ſieht es das ſtumpfeſte Auge.

„Wir reiſ'ten zuerſt nach Deutſchland, um meine Eltern zu beſuchen und ihnen Bonaventura zu präſentiren. Meine Schweſtern waren jezt alle drei verheirathet und mäßig glücklich mit kleinen Sorgen und manchen Freuden. Cunigunde war Braut. Nichts glich unſrer Ueberraſchung, als ſie uns den Verlobten vorſtellte, einen benachbarten Landpfarrer von der Sorte, die man jezt die fromme zu nennen pflegt, mit

geſcheiteltem Haar und niedergeſchlagenen Augen, aus denen zuweilen haſtige, ſtechende, inquiſitoriſche Blicke ſchoſſen, die unbehaglich mit dem ſalbungsvollen Ton kontraſtirten, und der ganzen Erſcheinung etwas Falſches gaben. Fauſtine wünſchte ihm Glück zu der Braut; bei Cunigunden erſtarb ihr das Wort auf den Lippen. Hernach ſagte ſie zu mir:

„„O Gott, welch ein matter, triſter Geſell! gegen den war ja Feldern ein Heros! Und dieſe klare, beſtimmte Cunigunde kommt mir ganz verwirrt vor, denn ſie ſpricht von dieſem Menſchen, als ſei er wenigſtens ein Apoſtel.“

„„Lieber Engel,“ entgegnete ich, „Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen, zu welchen Schritten die Furcht treibt — eine alte Jungfer zu werden! die liebenswürdigſten, ausgezeichnetſten Mädchen, zu denen Cunigunde gewiß zu zählen iſt — verfallen bei dieſer Lebenskriſis faſt immer in ein Fieber, das ihnen die Beſonnenheit raubt. So iſt's Cunigunden gegangen! und da ſie dieſen Mann unmöglich lieben kann, ſo hat ſie ſich für ihn fanatiſirt. Wahrſcheinlich wird ſie ſpäter aus Stolz und Beſchämung nie eingeſtehen, daß ſie nicht vollkommen glücklich iſt; aber ſie wird es gewiß nicht! eine Ehe dauert etwas zu lange für den Fanatismus.“

„„Und Feldern iſt doch ein ſchlichter, unverſchrobener Menſch,“ ſagte Fauſtine niedergeſchlagen, „trotz ſeiner Vorliebe für die conventionellen Formen. Sie ſind ihm das, was ihm die Kleidung iſt: ein Geſetz, das der Anſtand gegeben hat. Aber dieſer Mann, ſo gezwungen einfach, ſo manierirt ſchlicht — kann deſſen Seele wahr ſein?“

„Meine Eltern freuten ſich meines Glücks in Weib und Kind. Fauſtine war Aller Liebling, Aller Stolz. Die geiſtige Ueberlegenheit, welche mittelmäßige Frauen ſo unerträg-

lich macht, daß man ſie wie eine läſtige Apanage betrachtet, etwa wie einen vornehmen Namen bei großer Armuth — ſchien Fauſtinen gegeben, um zu beweiſen, daß die ſuperiorſte Frau die liebenswürdigſte ſei. Sie faltete ſtill ihre Flügel zuſammen, damit Niemand bemerken dürfe, daß er keine habe; aber ſie ſchüttelte ſie und flog auf, bei der geringſten Anregung, und ließ in unſern Kreis den Glanz, den Aether, die Blüten ihrer Region hineinſpielen.

„Dann fuhren wir die Donau hinab nach Conſtantinopel, Griechenland und Paläſtina. Erwarten Sie keine Beſchreibung der Reiſe, Gräfin! gedenke ich jener Tage, ſo wühlt die Erinnerung wie eine himmliſche Harpye in meinem Herzen. Fauſtine war ſelig, war von einem Reichthum, einer Vollendung, einer Süßigkeit, wie noch nie. Berauſcht von den Quellen der Urgeſchichte und der Urpoeſie, die jenem Boden entquollen, ſagte ſie:

„„Ich bin allzu glücklich! hier muß ich ſterben — wäre der Tod nicht allzu grauſig. Ich will leben ohne zu altern, ſchaffen ohne zu ermüden, genießen ohne mich abzuſtumpfen, forſchen ohne zu zweifeln, ruhen ohne mich zu langweilen! glaubſt Du nicht, Mario, daß dies Alles hier, in dieſen primitiveren Zuſtänden, leichter zu erreichen ſei, als da draußen, in der verſchrobenen, abhetzenden occidentaliſchen Civiliſation?“

„„Vor allen Dingen glaube ich, daß Du Dich binnen Jahresfriſt glühend zur europäiſchen Civiliſation zurückſehnen würdeſt, gegen die Du freilich oft genug zu Felde ziehſt, wenn Du ihr bequem im Schooß ſitzeſt,“ ſprach ich.

„„Und Bonaventuras Erziehung ruft uns zurück! er iſt nun bald vier Jahre alt, da muß er denn in irgend eine ge-

lehrte Schule gesteckt werden, und seine schöne, frische, jauchzende Kindheit mit Studien von Dingen hinbringen, deren eine Hälfte er nicht braucht, und deren andre er vergißt. Armer Bonaventura! wärst Du mein Sohn allein, so erzög' ich Dich hier, fern von der demoralisirten Gesellschaft, fern von dem Wust pedantischer Gelahrtheit, mit der Bibel, der Geschichte, der Poesie und der Natur; und wärst Du zum Jüngling herangereift, so ließe ich Dich nach Europa in alle Länder, zu allen Nationen, auf alle Universitäten ziehen, um die Gegenwart durch unmittelbare Anschauung kennen zu lernen. Die Männer-Erziehung ist heutzutag unausstehlich einseitig! die armen Jünglinge werden mit Studien gepfropft, für das Procrustes-Bett des Staatsdienstes gepreßt, der von Allen dasselbe Maß verlangt, das Genie herunter — den Dummkopf herauf zerrt. Lernen müssen sie! ob sie das Gelernte verarbeiten und wissen — darum kümmert man sich nicht. Die Meisten verkommen in dem Sumpfe des Lernens, ohne sich zur Entwickelung geistiger Selbständigkeit zu erheben. Bonaventura! rief sie und hielt den erstaunten Knaben auf ihrem Schooße fest; wenn Du in zwanzig Jahren eine Brille auf der Nase hast, Runzeln auf der Stirn, Falten um Mund und Augenwinkel, wenn Du pedantisch bist, mein Bonaventura, langweilig, unbeholfen, dürr an Leib und Seele, unerquicklich wie die personifizirte Vernünftigkeit, gehörig eitel auf Deine negative Entwickelung, — so verklage ich den Staat beim lieben Gott, weil dessen Geschöpf und mein Sohn so kläglich mißhandelt ward von dem Alles verschlingenden Moloch, dem wir unsre lieben Kinder auf die versengenden Arme legen müssen."

„„Ich bin aber der Meinung, daß Kinder in dem Lande

und in den Verhältniſſen zu erziehen ſind, für welche die Geburt ſie beſtimmte. Exotiſche Erziehungen ſind faſt immer unverträglich mit der ſpätern Beſtimmung, und die Gewöhnungen der Kindheit ſo ſtark, daß oft ein trauriger Zwieſpalt entſteht, wenn man nicht geſucht hat, ſie, wenigſtens approximativ, jener anzupaſſen.“ Auf dieſe Einwendung entgegnete Fauſtine:

„„Ich hab' auch nur geſagt: wenn Bonaventura mein Sohn allein wäre! — jezt biſt Du mein Herr und der ſeine.“

„Der Orient war der Culminationspunkt meines Glücks. Nach Florenz zurückgekehrt, nahm Fauſtinens Weſen eine andre Richtung. Ein Hauch von Melancholie hatte immer um ſie geſchwebt, wie ein leichter Duft um Gebirge; jezt verdichtete er ſich oft zu Wolken, die ihre Heiterkeit überſchatteten und ihre Beweglichkeit lähmten. Es geſchah ohne äußere Veranlaſſung; ſie war nicht kränklich, ſie hatte keine der Verdrießlichkeiten, der winzigen Sorgen, welche reizbaren phantaſtiſchen Perſonen unerträglich ſind, keinen Verluſt, keinen Unfall — es kam wie eine Schickung über ſie: es war da. Iſt es eine traurige Mitgift des Genius, daß er im Geben ein Cröſus und im Genießen ein Ueberſättigter iſt — oder wähnt er leicht, das vorgeſteckte Ziel nicht erreicht zu haben und nie erreichen zu können — oder läßt alles Erreichbare eine Lücke in ihm, und alles Sichtbare eine Oede — oder fühlt er vorahnend ſeinen Flug erlahmen — oder haben dieſe glühenden, dürſtenden, ſtrebenden Creaturen unaufgelöſ'te Geheimniſſe zwiſchen ſich und dem Schöpfer, die ſie auf alle Weiſe zu enträthſeln ſuchen — genug, Fauſtine war verändert. Viele, ich weiß es, werden ſagen: das Schickſal hatte ſie verwöhnt, ſie war überſättigt von Glück, ſie machte ſich Chimären, weil

die Wirklichkeit ſich für ſie erſchöpft hatte, man muß in ſich das Genügen finden, und wer das nicht thut, iſt ohne innern Gehalt und Alles, was die Klugheit der Welt und die ſchnöde Mittelmäßigkeit zu ihrem eigenen Vortheil vorzubringen wiſſen. Aber Fauſtine war nicht das Kind, das in Thränen ausbricht, weil es nicht den Mond haſchen kann, und ihr Schickſal iſt darum ſo traurig, weil es der Mittelmäßigkeit gleichſam gewonnenes Spiel giebt, indem ſie Fehler beging, die jener nie einfallen würden. Es iſt auch traurig lehrreich, indem es zeigt, wie der glorioſeſte Menſch untergeht, ſobald er ſein Ich in der Welt iſolirt, ſei es auf die feinſte, die geiſtigſte Weiſe. Aber das wird die Menge ſchwerlich bemerken! ſie verſteht nur die Beſtrebungen für das Ich, inſofern ſie ſich auf Vermögen, Anſehen, ſchöne Kleider und ähnliche Aeußerlichkeiten beziehen.

„„Jezt mag ich nicht mehr reiſen!“ ſagte Fauſtine; „ich weiß nun, daß die Erde überall dieſelbe iſt, und der Menſch iſt es auch. Nur die Oberfläche wird bei jener durch das Klima, bei dieſem durch das Temperament verändert. Das Neue iſt immer etwas Altes, und etwas Anderes iſt immer daſſelbe; nur das äußere Kleid ward gewechſelt. Das kann uns keine volle Befriedigung geben.“

„„Volle Befriedigung iſt mir undenkbar für den menſchlichen Zuſtand auf der Erde,“ ſagte ich, „der Moment, wo ich inne würde, am Ziel alles Strebens zu ſein, und keine Arena der Wünſche und Kämpfe mehr fände, würde mich troſtlos machen, ſtatt mich zu befriedigen. Fertig ſein und doch nicht vollkommen — iſt wie das Leben in harter Gefangenſchaft.“

„„Das äußere Leben kann fertig und das innere ſtrebend ſein," ſagte ſie, „z. B. im Kloſter."

„„Oder in jedem andern Verhältniß," ſetzte ich hinzu, „z. B. in der Ehe."

„Sie war nicht trübe, nicht unzufrieden, nicht erkaltet gegen mich, nur von einer unbeſieglichen Schwermuth. Ich bat, ich beſchwor ſie zu malen, zu dichten.

„„Wozu?" antwortete ſie. „Was nicht erſter Ordnung iſt, braucht gar nicht zu ſein, und erſter Ordnung ſind etwa zwei oder drei Bücher und ebenſo viel Kunſtwerke: ſie beſtimmten eine Zeit, ſie brachen eine Bahn, ſie gaben eine Richtung. Dies hängt nicht ſowol von dem ab, der ſie ſchrieb, malte oder baute, ſondern davon, daß Gott ihn im rechten Moment, als er ein tüchtiges Werkzeug brauchte, auf die Welt ſchickte. Ein ſolcher Genius iſt für alle Zeiten groß; nur für eine Epoche es zu ſein, iſt demüthigend! denke doch: Gluck wird unſterblich genannt, aber von 1000 Menſchen gähnen 999 bei ſeiner Muſik."

„„Nach dem Urtheil der Menge darfſt Du nicht hören, denn zuweilen beherrſcht falſcher Geſchmack, durch irgend welche Laune einer Sommität ſanktionirt, lange Epochen. Während des Bauſtyls der Renaissance war der gothiſche verachtet; erſt jezt lernt man allmälig ihn bewundern."

„„Freilich, er iſt erſter Ordnung!" ſagte ſie traurig.

„Wie dieſe Muthloſigkeit mich grämte! wie ich ſie anflehte mir deren Grund zu ſagen! ich warf ihr Mangel an Vertrauen vor.

„„Nein!" rief ſie, „meine Seele liegt offen vor der Deinen! aber Du, Mario, Du willſt nicht ſehen, was ich doch ganz klar und deutlich ſehe, daß meine Zeit aus iſt. Schweig!

schweig!" rief sie, als ich antworten wollte; „weshalb sollte ich das nicht sehen? weiß doch die Wasserlilie ihre Zeit, steigt zum Blühen auf die Wellen empor, und sinkt dann in die Tiefe zurück, befriedigt, still, mit dem Schatze seliger Erinnerungen. Die Blume weiß, wann ihre Zeit vorüber ist, und der Mensch bemüht sich, es nicht zu wissen! Diese Jahre mit Dir, Mario, waren meine höchste Blütezeit!"

„„Du liebst mich nicht mehr!" rief ich mit bitterm Schmerz.

„„Thor!" sagte sie ruhig, mit jenem ekstatischen Lächeln, das ich nur auf ihrem Antlitz gesehen habe; „Thor! hast Du nicht das Tabernakel meines Herzens berührt? ist nicht Bonaventura Dein Sohn? Nein, Mario, ich liebe Dich, ich habe nichts so wie Dich geliebt, ich werde nach Dir nichts lieben, aber über Dir — Gott! O Engel, meine Seele hat mit der deinen in solchen Ekstasen der Liebe und Begeisterung geschwelgt, daß Alles, was ihr in dieser Region widerfahren kann, nur Wiederholung, und vielleicht .... eine matte sein dürfte. Wir haben mein Herz so nach seinen Schätzen durchgraben, daß die Goldminen .... vielleicht erschöpft sind. Ehe die trostlose Gewißheit uns kommt —"

„„Faustine!" sagte ich — ich weiß nicht, mit welchem Ton; denn sie fiel mir zitternd in die Arme und sprach ganz, ganz leise:

„„Ah, wenn Du mir zürnst, hab' ich keinen Muth Dir meine Seele zu entfalten."

„Ich erkannte wol, daß ich sie nicht einschüchtern durfte, umarmte sie und fragte gelassen, was sie denn zu thun gesonnen sei. Sie erwiderte:

„„Ich will die Minen verschütten! ist noch edles Metall darin, so mög' es in der Tiefe ruhn! oben darauf will ich Blumen pflanzen."

„„Aber was mögtest .... was willst Du thun?" rief ich in Todesangst.

„„Ganz Gott angehören und in ein Kloster gehen," sagte sie; ich aber sprach bestimmt:

„„Nie, Faustine! nie, niemals."

„Ich bemühte mich, die Sache für eine momentane Aufregung zu halten, zu glauben, daß irgend ein Buch, irgend ein Gespräch mit ihrem Beichtvater sie lebhaft erschüttert habe; doch ihre Lektüre bestand gerade jezt aus den alten römischen Geschichtschreibern, und ihr Beichtvater, der zugleich der der halben Florentiner Welt war, Pater Gerolamo, war mir sehr wol bekannt als ein ruhiger, milder, kluger Mann, ohne alle ascetischen Anfoderungen.

„Wir waren dazumal in Pisa, theils weil der Hof sich für einige Monate dort aufhielt, theils weil Faustine eine besondere Vorliebe für diese melancholische Stadt hatte. Wir bewohnten den Palast Lanfranchi am Lung' Arno, wo Lord Byron während seines Aufenthalts in Pisa wohnte, und bei uns lebte Graf Kirchberg, ein alter Freund Faustinens, der so eben nach Italien gekommen war. Zufällig oder absichtlich — ich weiß es nicht — äußerte er einmal im Gespräch mit mir, Urlaub sei von den Aerzten seiner Gesundheit wegen nach Italien geschickt, er glaube nach Rom. Ich bat Kirchberg, nichts davon gegen Faustine zu erwähnen, sie sei ohnehin in einem krankhaft erregten Zustand. Er fand das auch, denn er hatte sie wirklich lieb. Nur Gleichgültige sehen uns mit immer gleichem Auge an. Wir machten täglich weite

Spazierritte mit ihr, daran fand ſie viel Vergnügen; und faſt täglich auch ging ſie in das Campo santo, „um Studien zu machen," wie ſie ſagte. Doch umſonſt begehrte ich, daß ſie dort Zeichnungen und Skizzen entwerfe.

„„Ich ſehe und denke — iſt denn das nicht genug? ſehen nicht die meiſten Leute, ohne zu denken?" fragte ſie.

„„Für Dich iſt's nicht genug, Du mußt ſchaffen!" rief ich, und wie aus einem Munde mit mir ſprach Kirchberg, der gegenwärtig war:

„„Sie müſſen produziren."

„„Immer ſoll ich mich ganz extraordinär benehmen, Ihr wunderlichen Leute," ſagte ſie mit ihrer alten Heiterkeit; „aber doch nur grade ſo weit, wie Euch das Ungewöhnliche nicht extravagant erſcheint. Ach, wie ſeid Ihr ſo ſchwerfällig, Ihr Subtilen! — Aber heut' habe ich wirklich Luſt, das Innere des Campo santo zu zeichnen; Ihr könnt allein ſpazieren reiten!"

„Dieſer Entſchluß wurde dahin abgeändert, daß ſie erſt mit uns einen Spazierritt machte, worauf wir ſie zum Campo santo begleiteten und ihr Pferd mitnahmen. Sie blieb allein unter der Obhut der Kuſtoden. In zwei Stunden ſollte ich ihr den Wagen ſchicken. — Ich war höchſt befremdet, als der Wagen leer zurück kam und der Diener meldete, der Kuſtode habe geſagt, die Signora ſei ſchon vor einer Stunde fortgefahren. Ihr Zeichenbuch brachte er; der Kuſtode hatte es im Campo santo auf der Erde gefunden. Ich glaubte, Bekannte hätten Fauſtine zu einer Spazierfahrt entführt; doch war mir bänglich zu Muth, weil ſie niemals beſtimmte Stunden verſäumte. Jezt war es halb 5; um 5 ſpeiſ'ten wir, aber ſie war um halb 6 noch nicht da. Dies

überschritt all' ihre Gewohnheiten! mich befiel unsägliche Angst, Kirchberg konnte mich nicht beruhigen; ich ließ aufs Gerathewol anspannen. Da kam sie auf einmal, zu Fuß, im Reitanzug, leichenblaß, verstört, athemlos. Wie zerbrochen fiel sie in meine Arme, und ächzte:

„„Er ist da! er ist da! er stirbt und will mich nicht sehen.“

„Andlau war in Pisa, todtkrank an seinen alten Brustwunden. Der milde Tag hatte ihm große Sehnsucht gegeben, das Campo santo zu sehen, und er war in Begleitung seines Arztes hingefahren. So wie Faustine ihn gewahrte, erkannte sie ihn, trotz der Verwüstung der Krankheit, und flog ihm mit einem Weheruf entgegen. Andlau aber streckte die Hand abwehrend aus, und sank ohnmächtig in die Arme des Arztes. So ward er in den Wagen und in seine Behausung gebracht; Faustine begleitete ihn verzweiflungsvoll. Der Arzt beschwor sie, den Kranken zu verlassen, als er wieder zur Besinnung gekommen, da ihr Anblick ihn tödtlich erschütterte.

„„Er soll mich auch nicht sehen,“ sagte sie und rang die Hände; „aber lassen Sie mich nur hier im Vorzimmer, damit ich ihn sehen kann.“

„So blieb sie zwei Stunden. Andlau erholte sich momentan.

„„Er fragte nicht den Arzt nach mir, und wo ich geblieben sei,“ sagte Faustine traurig; „da fiel mir ein, wie Du besorgt sein müßtest, Mario, und ich kam heim.“ — Dies erzählte sie Alles so hastig, so abgebrochen, daß wir sie kaum verstehen konnten. Kirchberg ging sogleich zu Andlau; er kannte ihn aus früherer Zeit. Sie gab ihm einen Diener mit, der ihr jede Stunde Nachricht bringen sollte. Anfangs

lautete ſie immer gleichförmig. Fauſtine ging den ganzen Abend auf und ab im Zimmer und ſagte zuweilen:

„„Mario! Mario! Mario! ich tödte ihn! dem Clemens hab' ich Leib und Seele getödtet;.... Ihm, das Herz.... und jezt auch den Leib."

„Gegen Mitternacht kam Kirchberg und fragte Fauſtine, ob ſie noch einmal Andlau ſehen wolle? er werde den Morgen nicht erleben. Sie ſtürzte ſich in den Wagen; Kirchberg begleitete ſie. Er ſagte mir hernach, ſie habe ſogleich neben Andlau niedergekniet, der mit geſchloſſenen Augen und ſchon über den Todeskampf hinaus auf dem Bett gelegen. Sie ſagte faſt unhörbar: „Anaſtas!" — und er, der nichts mehr beachtete, hörte auf ihre Stimme, öfnete die Augen, lächelte, verſuchte die Hand ihr zu reichen, ſagte „Ini!" und verſchied. Ihr gehörte jeder Hauch ſeines Lebens, auch der letzte.

„In der folgenden Nacht, bei Fackelſchein, fuhren wir in einer Barke mit ſeiner Leiche den Arno hinab nach Livorno, wo ſie auf dem proteſtantiſchen Gottesacker ihre Ruheſtatt fand. Fauſtine war dabei. Sie ſchien abſichtlich all dieſe Emotionen zu ſuchen, vielleicht in der Hofnung, ihrem Schmerz dadurch einen Ausweg zu bahnen. So macht man Wunden größer, damit die Kugel oder der Splitter herausgenommen werden können. Aber bei ihr blieb der Splitter. Sie verfiel in herzzerreißende Trauer. Zuweilen ſagte ſie mit heißer Sehnſucht:

„„O, wenn Gott mir doch einen großen Gedanken in die Seele hauchen wollte, ſo wie ſonſt, daß ich ihn ausbilden, ihn auch Andern verſtändlich machen, und mich daran erfreuen könnte! aber nichts! nichts! meine Seele iſt dürr und öde, keines Aufſchwungs mächtig, ausgeſperrt aus ihrem alten

[redacted]

„Du irrst Dich,“ sagte ich mit [redacted]

„Nein,“ [redacted] „denn weiß ich Dich meine Marie, daß Deine [redacted] durch nichts auf der Welt gestillt werden kann, nicht durch die Liebe, nicht durch den Schmerz, nicht durch das Glück, nicht durch den Genuß, durch nichts, nichts, was Gott den Menschen gab und Natur oder ihre Vernichtung macht — dies fühlst, das mich rasend unterreißt, obgleich ich weiß, daß es nur genährt, nicht beschwichtigt wird durch die Aufregungen — o, laß mich versuchen, ob die Entsagung alles dessen, was ich bisher so glühend geliebt und gesucht, mir Befriedigung giebt. Die Unmöglichkeit calmirt die wildesten Wünsche. An Klostermauern scheitert der äußere Reiz. Anfangs werd' ich selig darüber sein; dann wird eine Epoche der Verzweiflung kommen, wo meine unbändige Natur sich gegen den Zwang auflehnt; endlich aber legen sich Kämpfe und Stürme, der Friede kommt, die Ruhe in Gott —“

„„Die Ruhe im Grabe!“ rief ich.

„„Mein geliebter Mario,“ flehte sie, „gönne mir ein wenig, nur ein ganz wenig Ruhe diesseit des Grabes! wenn Du wüßtest, Herz, wie müde ich bin — nicht des Lebens, nicht der Liebe — aber vom Leben und Lieben, so würdest Du mich selbst auf andern Weg führen.“

„„Du schlägst einen falschen ein,“ sagte ich; „denn Du willst all Deinen Pflichten treulos werden. Hast Du nicht vor Gott gelobt, in Noth und Tod bei mir auszuharren? hast

Du nicht die Kindheit Deines Sohnes zu bewachen und ſeine Jugend zu leiten? haſt Du nicht den Genius zu pflegen? dieſe Gabe, himmliſch wie keine, — weil ſie für Andere eine Stimme des Troſtes, der Wahrheit, der Kraft wird."

„„Ach," unterbrach ſie mich, „Du glaubſt noch an meinen Genius, mein armer Mario! und ich erreiche, was ich auch ſchaffen möge, nie das, was ich gewollt. Am letzten Schöpfungstage ſah Gott, „daß es gut war;" die Menſchen ſprechen: der Genius mache gottähnlich, denn aus dem Nichts bilde er Wunder und Welten; ſo müßte ich denn doch auch ſehen, „daß es gut iſt," und mich ruhen in dieſem Bewußtſein."

„„Fauſtine!" rief ich, „vergiß nicht, daß der Dornenkranz untrennbar vom Stralenkranz iſt; die tiefſten Schmerzen haben den höchſten Genius geboren! wer auferſtehen will, muß ſich ans Kreuz ſchlagen laſſen! wer gen Himmel fahren will, muß die Höllenfahrt nicht ſcheuen. Mit welchem Recht willſt Du bequem nur die Glanzſeiten genießen?"

„Dieſe und ähnliche Vorſtellungen hatten den Erfolg, daß ſie ſich mit gewaltiger Kraft emporriß, und in einem Moment der ſublimſten Inſpiration den „Moſes" ſchrieb, dies Gedicht, welches die brennende Farbenpracht und die myſtiſche Tiefe des Orients gleichſam abkühlt und aufklärt in den Kryſtallfluten ihrer Andacht, Sehnſucht und Begeiſterung. Ueber die Erhabenheit der Gedanken, über die Weltumfaſſung der Anſchauungen, über den lyriſchen Schwung der Darſtellung — breitet die Melancholie ihrer Seele einen duftigen, bläulich dämmernden Hauch, wie er in Kirchen ſchwebt, halb Weihraucharom, halb gedämpftes Sonnenlicht. O ſie hat mit einem glorreichen Schwanengeſang von der Welt Abſchied ge-

nommen! So lange ſie daran arbeitete, und bis ſie das Manuſcript zum Druck nach Deutſchland ſchickte, war ſie faſt ſo lebendig, ſo angeregt, ſo friſch wie in ihrer beſten Zeit. Nachdem es fort war, ſank ſie zuſammen: der Erfolg war ihr gleichgültig.

„„Ich habe mich erſchöpft,“ ſprach ſie; „Höheres kann ich nicht — Geringeres mag ich nicht leiſten. Ich habe das Meine gethan! nun iſts genug für die Welt! nun muß ich gehen, mein geliebter Mario, und wie die alten Anachoreten einzig mit Gott verkehren. Ich ſcheide nicht gleich einer büßenden Magdalene, ich glaube nicht, im Staub und in der Aſche mit blutigen Kaſteiungen das gutmachen zu müſſen, was ich gefehlt habe. Ich will nur Aug und Seele unmittelbar in Anſchauung Gottes verſenken, ſtatt, wie bisher, in ſeinen Werken und Geſchöpfen ihn zu lieben und zu verherrlichen, und ſtatt mich durch das Sichtbare an das Unſichtbare — durch das Vergängliche an das Ewige erinnern zu laſſen.“

„Ich erinnerte ſie an Bonaventura und an das Glück, worauf ſie verzichte durch die Trennung von ihm. Mit einer Glut und Innigkeit, die mich vor dem Gedanken zittern machten, daß all dieſe Flammen unter dem Schleier lodern ſollten, verlodern — oder verzehrend ſich nach innen wenden; rief ſie:

„„Die Trennung von Dir überwiegt jede andere! Dich nicht zu ſehen, nicht mit Dir die Gedanken auszutauſchen, nicht vor Dir die Seele hinzubreiten, nicht für Dich Sonnen, Sterne und Flammen funkeln laſſen, nicht in dem Liebesglanz Deiner Augen das Herz zu baden — Mario! Mario! das iſt ein wahnſinniger Schmerz, den ich nicht überwinden könnte, wenn ich nicht glaubte, ein Opfer bringen zu müſſen.“

„„Aber Du opferſt mich!“ rief ich.

„„Nicht Dich, nicht mich!....ſondern uns,“ ſagte ſie. Sie hielt nach ihrer anmuthigen Art meinen Kopf zwiſchen ihren Händen, und ſah mich an mit ihrem ſeltſam zauberhaften Blick, dem kein Mann widerſtehen konnte. Er glitt in die Seele wie ein langſamer Blitz, ſo intenſiv zerſchmelzend und verſengend. Ich hatte ihr oft geſagt, ſie brauche nicht für einen dereinſtigen Platz im Himmel zu ſorgen, ſondern nur den heiligen Petrus mit dieſem Blick anzuſchauen, er werde ihr alsbald die Pforte öfnen. Mich überfiel die unermeßliche Größe des drohenden Verluſtes, und ich ſprach mit harter Bitterkeit:

„„Und was willſt Du denn eigentlich werden? **Soeur grise** etwa? und Deine Nerven beben beim Anblick einer Verſtümmelung, und die Luft eines Krankenzimmers macht Dich ohnmächtig! — Oder Urſulinerin, die kleinen Kindern das Buchſtabiren und das Einmaleins beibringt? .... und Du wirſt ungeduldig, wenn Deine raſchen Worte und Gedanken nicht ſchnell genug Verſtändniß und Antwort finden!“

„Sanft und demüthig antwortete ſie: „Nein, Herz, die irdiſche Geſchäftigkeit war nie mein Gebiet. Du haſt ganz Recht: darin bin ich ungeſchickt. Ich bedarf eines ganz abgeſchiedenen und beſchaulichen Lebens, heilige Bücher leſen, Pſalmen dichten, die Orgel ſpielen, viel, viel beten! ich finde, was ich brauche.... bei den **Vive sepolte**.“ — Die **Vive sepolte**! ſchon der Name macht ſchaudern! —

„Ich beſuchte den Pater Gerolamo, und that ihm einen Eid, daß er die Beichte nicht verletze, indem er mit mir von Fauſtinens innerſtem Seelenzuſtande ſpreche. Ich ſagte ihm genau Alles, wie ſie ſich über ihr Vorhaben gegen mich

äußerte, und er verſicherte, daß ſie gerade ſo auch zu ihm rede, und ſich durch die Einwürfe nicht ſtören laſſe, welche er ihr anfangs gemacht.

„„Es iſt eine Vocation, Signor,“ ſprach er gelaſſen und überzeugt.

„Fauſtine war in ihrem Entſchluß ſo feſt und ſicher, daß ihre Ruhe zuweilen auf mich überging, und mich ihr Glück, wie ſie es nun einmal begriff, hoffen ließ, ganz fern, ganz leiſe. Daß das meine in Trümmer ging, bekümmerte mich am wenigſten, und ich zürnte ihr nicht, weil ſie nicht darauf Rückſicht nahm. Ich ſagte mir, ich hätte auf wunderſame Schickſale gefaßt ſein müſſen von dem Augenblicke an, wo ich Fauſtine in mein Leben verwebt; denn unbeſeligt und unverwundet bleibe Keiner in dem Verkehr mit ſolchem Weſen; — Gott habe für außerordentliche Geſchöpfe auch außerordentliche Prüfungen und Entwickelungen aufgeſpart, und Fauſtine, die ſich nie in vaporöſer Religionsſchwärmerei verloren, möge wirklich im Gefühl der Unzulänglichkeit menſchlichen Glückes, prophetiſch eine beſſere Zukunft für ſich wahrnehmen. In Augenblicken der Exaltation wiederholte ich mir, ein Herz wie das ihre könne an keinem Menſchenherzen Genügen haben, und nur von Gott, dem Herzen des Alls, verſtanden, gewürdigt, erfüllt werden. O ich ſann mir erhabene Tröſtungen auf und — gab meine Einwilligung. Der Papſt löſ'te unſere Ehe, und ertheilte Fauſtine die Dispenſation, ohne Noviziat den Schleier bei den Vive sepolte in Rom nehmen zu dürfen. Sie ſchritt der Erfüllung ihres Schickſals entgegen, zuverſichtlich, hofnungsreich. Sie ging, wie Moſes, einſam auf die Höhe des Nebo, um hinüber zu ſehen in das erſehnte Canaan.

„Kein Wort, keine Sylbe von den Verzweiflungen des Abſchieds und der letzten Trennung! Es giebt Geiſter, die dem Magus überlegen ſind und ihn tödten, wenn er ſie hervorruft! — — Ich war Zeuge ihrer Einkleidung. Bis zum letzten Moment wollt' ich ſie ſehen! kein profanes Auge ſollte länger als das meine auf ihr ruhen! — die ſchönen Locken fielen — der Schleier ſank über die holde Geſtalt, das begeiſterte Antlitz, die glühende Bruſt — die Sonne meines Lebens verſank in Wolken! — — — Und wenn nur ihr eine neue Aurora gedämmert hätte! aber nein, nein, und tauſendmal nein!.... Denn ſie iſt todt, Gräfin, Sie wiſſen es ja, vor fünf Monaten iſt ſie geſtorben, kaum anderthalb Jahr nach ihrer Einkleidung. Der Beichtvater ihres Kloſters ſchrieb mir, ſie ſei an kurzer Krankheit gottſelig verſchieden, und der Biſchof des Kloſters, ein Cardinal in Rom, den ich wol kannte, ſchrieb daſſelbe, und viel Lobpreiſungen ihrer Demuth, ihrer Milde, ihrer Frömmigkeit dazu. Das ſollte mich tröſten, meinten ſie; mich tröſten dafür, daß ſie — o nicht an jener kurzen Krankheit, — ſondern am langen Gram, an der bittern Enttäuſchung, vielleicht an der zernagenden Reue geſtorben iſt. Denn die Ueberzeugung iſt unerſchütterlich in mir: zum dritten Stadium des Kloſterlebens, das ſie einſt mir beſchrieb, iſt ſie nicht gelangt; das zweite hat ſie aufgerieben. Sie hat ſich die Flügel im Käfig wund geſchlagen, und iſt daran verblutet. Sie hat zu ſpät eingeſehen, daß unſer Leben, wie das des Moſes, nichts iſt, als der Hinblick nach dem verheißenen Canaan; ſie hat ihre glorioſe Natur in dumpfer Troſtloſigkeit zu Ende gehen laſſen, und ihren Irrthum mit dem Tode gebüßt! — Ruhe Dir, Du ruheloſes Herz!

„Von mir hab' ich nichts zu ſagen. Sie werden fühlen,

daß ſeit meiner Trennung von ihr die Sonne mir kälter iſt, die Nacht länger, mein Auge trüber, meine Bewegung ſchwerer, mein Gedanke langſamer; daß mir die jubelnde Freude am Leben, an der Natur, an der Kunſt erſtorben iſt, weil ſie es nicht mehr durchgeiſtet; daß mir zu Muth iſt, als könne mein Herz ſeine bei ihr gelernten Pendelſchwingungen nicht ausſchwingen. Jezt ruft mich der kürzlich erfolgte Tod meines herrlichen Vaters nach Deutſchland. Ja, todt iſt der Mann, den ich am meiſten verehrt habe, todt das Weib, das ich einzig geliebt habe! aber der Gegenſtand meiner ſüßeſten Hofnungen lebt, blickt mit Fauſtinens Auge, ſpricht mit ihrer Stimme, liebt mit ihrer Glut, iſt ihr Vermächtniß .... und mein einziges Kind."

Mario ſchwieg, und faltete die Hände um Bonaventuras Haupt, der längſt auf ſeinem Schooß eingeſchlafen war. Zwei Thränen rollten langſam über ſein ſtolzes, undurchdringliches Antlitz, das jezt, im Mondenlicht, noch bleicher als gewöhnlich war. Ich liebe Männer, denen nicht der Gram, nicht der Schmerz, ſondern Freude und Rührung eine Thräne erpreßt.

Wir ſchüttelten die Hände. Dann ſtand Mario auf, nahm Bonaventura auf den Arm und ging ans Ufer zu einer der Gondeln, die dort immer ſtationiren. Leiſes Plätſchern im Waſſer verkündete, daß er fortfuhr. Ich habe ihn nicht wiedergeſehen, denn in derſelben Nacht verließen wir Venedig — aber gehört, daß ihm im Herbſt ſein Poſten in Neapel angewieſen worden ſei.

Damals ſagte ich zu meinem Gefährten: „Frauen wie Fauſtine ſind der Racheengel unſeres Geſchlechts, welche die Vorſehung zuweilen, aber ſelten auf die Erde ſchickt, und denen die Allerbeſten unter Euch verfallen; denn nur die Al-

lerbeſten unter Euch ſind zu dem bereit, wozu die meiſten Frauen bereit ſind: ein Herz für ein Herz, ein Leben für ein Leben, eine ganze Exiſtenz für eine ganze Exiſtenz zu geben, und ſie wähnen, dieſen Tauſch bei ſolchen Frauen zu finden, deren glutvolle Unerſättlichkeit eine Bürgſchaft unerſchöpflichen Gefühls zu geben ſcheint. Ein ſo ſtralendes Weſen, meinen ſie, müſſe ein verklärtes ſein; aber mit nichten! eine ſolche feingeiſtige Vampyrnatur verbrennt und verbraucht — zuerſt den Andern, dann ſich ſelbſt. Die mittelmäßigen Männer hüten ſich vor ihnen; ſie, die ewig Bedürftigen, wollen immer haben; die Beſſern unter Euch wollen auch geben. Nehmt Euch vor den Fauſtinen in Acht! Es iſt nicht mit ihnen auf gleichem Fuß zu leben! Es iſt immer die Geſchichte vom Gott und der Semele — Nein! nicht vom Gott — vom Dämon.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

# Aus der Gesellschaft.

## Gesammt-Ausgabe der Romane

von

## Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Vierter Theil.

## Ulrich. Erster Band.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1845.

# Ulrich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Zweite Auflage.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1845.

# Der Eintritt ins Leben.

Drei junge Mädchen verließen an demſelben Tage eine berühmte Erziehungsanſtalt in Heidelberg. Die Gräfin Erberg brachte ihre Tochter Unica nach dem älterlichen Schloſſe Hochhauſen im Rheingau zurück; der Banquier Marana kam mit ſeiner Frau aus Frankfurt, und führte ſeine Tochter Clotilde zur Saiſon nach Baden-Baden; Margarita endlich blieb bei ihrer Mutter, der verwittweten Freifrau von Ringoltingen in Heidelberg.

Es waren drei ſchöne, ſechszehnjährige Mädchen. Als ſie, Abſchied nehmend, ſich alle drei umſchlangen, und die friſchen Geſtalten, die lieblichen Köpfe zu einer Gruppe vereinigten, war es ein reizendes Bild. Unicas ſtolze und Clotildens üppige Schönheit erhielten einen, ſonſt ihnen fremden Glanz, durch die Rührung des Abſchieds, und Margaritas ſtille Geſtalt, die nichts war, als eine verkörperte Seele, war nur in ſolchen Momenten ſchön, wo dieſe Seele berührt ward. Fünf Jahr hatten die Mädchen hier mit einander gelebt — nicht glücklich, o nein! das erhabene Wort: Glück! darf nicht an die Dämmerungszeit der Exiſtenz verſchwendet werden! Vor Sonnenaufgang giebt es freilich keine Gewitter, ſie kommen

erſt mit der Sonne herauf; dennoch wird man höchſtens mit momentaner Sehnſucht aus des Tages Licht und Glück in das kühle Morgengrau zurückſehen. Aber friedlich hatten die Mädchen hier gelebt, fröhlich, ruhig, wenn auch von tauſend Wünſchen und zahlloſen Hoffnungen bewegt. In früher Jugend ſind Wünſche und Hoffnungen ſo unbeſtimmt, daß ſie ſich in jede Form gießen laſſen, und viel zu überſchwenglich, um ein beſtimmtes Gepräge zu tragen. Erſt wenn der Wunſch eine Geſtalt und die Hoffnung ein Ziel bekommt — dann werden beide etwas: das Bewußtſein iſt erwacht und mit ihm die Unruh des Strebens.

Dies ſchien bereits der Fall bei Unica zu ſein, ſo jung ſie auch war; weniger bei Clotilden, am wenigſten bei Margarita, die eine ſo kühle, feſte, grüne Knospe war, daß man nicht ahnen konnte, welche Blume — ja, ob überhaupt eine — ſich daraus entfalten werde. Weil das der Zukunft angehört, will ich jetzt nur von Unica ſprechen.

Gräfin Erberg war eine feine, blaſſe, nervös-lebhafte Frau, mit einer teinte von Sentimentalität, welche zuweilen denjenigen Perſonen eigen iſt, die ihre Gefühle immer unterdrücken oder unterordnen mußten, und Gott danken, wenn ſie ihnen irgend einen Ausweg geſtatten dürfen, möge der ein richtiger oder ein falſcher ſein. So, heftig, exaltirt, krankhaft beinah, liebte Gräfin Erberg ihre Tochter, und brachte ſie triumphirend nach Hochhauſen, wo Graf Erberg mit ſeinem unbeweglichen, ſtarren Ernſt Frau und Kind empfing.

Hätte des Vaters Starrſinn und der Mutter übergroße Reizbarkeit ſich in Unica verſchmolzen, ſo würde daraus ein prächtiger, ſonnenwarmer, durch Kraft temperirter Charakter worden ſein; aber ſpröde geſchieden lagen die beiden undurch-

gearbeiteten Elemente in ihr, und heut ward ſie von dem einen — morgen von dem andern beherrſcht. Der Einſamkeit oder ſich ſelbſt gegenüber, war ſie ſentimental; bei dem lindeſten Widerſpruch eigenſinnig. Der fürchterliche, unzerbrechliche Eigenſinn ihrer Kindheit, der ſich unter des Vaters ſtrenger Erziehung immer mehr entwickelt und ihn veranlaßt hatte, ſie andern Händen zu vertrauen, war mit der erwachenden Vernunft von ihr gewichen; aber wird er nicht mit neuer Gewalt erwachen, und ſich gegen die unabweisbaren Hinderniſſe und Hemmungen der Freiheit ſtemmen, ſtatt ſie zu löſen? ſo fragte ſich Gräfin Erberg oft heimlich, wenn ihr Blick zärtlich auf Unicas ſchönem, ſtolzem Antlitz ruhte, wo der ſcharfe Augenaufſchlag und der feſt gezeichnete und noch feſter geſchloſſne Mund etwas wie von einem gefaßten Entſchluß verriethen.

Unica lebte heiter und zufrieden bei ihren Eltern, die, ohne je Hochhauſen zu verlaſſen, einen angenehmen geſelligen Kreis um ſich verſammelten, Dank der hohen Gaſtfreiheit des Grafen und der liebenswürdigen Freundlichkeit der Gräfin. Jetzt war Unica der Magnet, der Manche anzog und feſthielt. Am erſten Jahrestag ihres Austritts aus der Penſion ſagte Unica zu ihren Eltern:

„Heute bekam ich Briefe; Clotilde zeigt mir ihre Verlobung mit einem Grafen Oſtwald an, und Margarita hat ein Töchterlein. Kennſt Du die Oſtwalds, lieber Papa?“

„Nein, ſagte Graf Erberg finſter; ich denke aber, dies wird ein Lieutenant aus einer alten zurückgekommenen Familie ſein, da er eine reiche Banquierstochter heirathete.“

„Clotilde iſt hübſch und klug genug, um, auch ohne Vermögen, einen Grafen heirathen zu können und vollkommen

an ihrem Platz zu ſein, entgegnete Unica; hat doch Margarita, die nicht ſo ſchön, nicht ſo klug und faſt arm iſt, einen Fürſten geheirathet.“

„Eine Ringoltingen und eine Marana! ſagte der Graf mit herbem Lächeln; deutſches Ritterblut iſt Gold, genueſiſches Kaufmannsblut iſt Blei: wirft mans in die Wagſchaale, mag Beides gleich ſchwer ſein, doch abſtrahirt man von dieſer Krämerprüfung, ſo bleibt ewig das eine edles — das andre unedles Metall.“

„Ich ſehe nicht ein, Papa, ſagte Unica mit purpurrother Wangenglut, warum mein Blut von Hauſe aus etwas Anderes ſein ſoll, als das von Clotilde Marana“.

„Weil ſeit Jahrhunderten in vornehmen Familien Geſinnungen herrſchen und Lebens- und Handlungsweiſe beſtimmen, welche auf Ehre und Freiheit baſiren, indeſſen die Richtung einer Krämerfamilie ſchnurſtracks dieſem Prinzip zuwiderläuft, denn für ein Paar Goldrollen giebt der Kaufmann Ehre und Freiheit hin, ohne daß er es achtet, ſo abgeſtumpft iſt er durch die ihm angeborne Richtung auf Erwerb. Charakterzüge pflanzen ſich nicht minder in Familien fort, als Geſichtszüge — darum ſage ich mit voller Ueberzeugung, daß Dein Blut edler iſt, als das einer Marana; ſorge Du dafür, daß es auch edler bleibe! denn es kann leicht befleckt werden, und jener Graf Oſtwald, der die Marana heirathet, weil ſie reich iſt, verdient von ſeiner Familie ausgeſtoßen zu werden.“

„Aber kann er denn nicht Clotilde lieben?“ fragte Unica ſchüchtern.

„Wenn ich das auch zugeſtände, ſo würde ich immer doch tadelnd ſagen: warum ſieht er ſich nicht zwiſchen ſeines Glei-

chen nach einer Frau um? es giebt dort ebenso liebenswürdige Mädchen."

Unica schwieg; vielleicht hatte der Vater Recht.

Gräfin Erberg hatte im Lauf des Winters an Nervenzufällen gelitten, und die Aerzte verordneten ihr den Gebrauch von Ems. Unica begleitete ihre Mutter, und Graf Erberg blieb einsam in Hochhausen; ihn langweilte das Badeleben. Die Entfernung von wenigen Meilen machte es überdas sehr leicht, daß die Familie sich vereinigen konnte, sobald der Vater es wünschte — denn sein Wunsch, oder vielmehr sein Ausspruch, war für Mutter und Tochter zwar nicht immer ein unwiderlegliches, aber gewiß ein unumstößliches Gebot.

Unicas Freude war groß, als wenig Tage nach ihrer Ankunft auch ihre Freundin Clotilde, bereits als Gräfin Ostwald, mit Mann und Eltern in Ems eintraf. Sie war höchst gespannt, nach Mädchenart, auf den Mann der Freundin; Graf Ostwald mißfiel ihr über alle Maßen. Ein kleiner, magrer, brünetter Mann, hüstelnd, bläßlich, gleichgültig, nur für seine Gesundheit besorgt, welch ein Gegensatz zur schönen, muntern, lebenslustigen Clotilde! Sie war so ganz decontenancirt, daß sie im ersten vertraulichen Gespräch nicht umhin konnte ihr Erstaunen über diese Wahl auszudrücken.

„Er ist wirklich außerordentlich gut, entgegnete Clotilde äußerst gleichgültig; schön ist er freilich nicht..... vielleicht ist er's gewesen! liebenswürdig auch nicht sehr..... aber wir passen doch ganz zusammen. Einen Kaufmann hätte ich nun und nimmermehr geheirathet! Margarita ist Fürstin worden, ich wollte doch wenigstens Gräfin werden! Da sollt' ich denn bald mit dem einen Bewerber friedlich auf seinem Gut leben, bald mit dem andern in irgend einer kleinen Stadt in Ost-

preußen vegetiren. Stell Dir vor, Unica! ein Graf ſo und ſo — da ich ihm einen Korb gegeben, mag ich doch ſogar Dir nicht ſeinen Namen ſagen — iſt Aſſeſſor in irgend einem Landſtädtchen, und wollte nicht mir zu Liebe ſeine Carriere, wie er es nannte, aufgeben. Wie kann man nur Aſſeſſor ſein, wenn man Graf iſt! da hätte mich ja am Ende jemand nennen können Frau Aſſeſſorin, ſtatt Frau Gräfin! Uebrigens war jener Graf-Aſſeſſor bedeutend angenehmer als mein guter Oſtwald! aber dieſer paßt doch beſſer für mich."

„Was verſtehſt Du denn eigentlich darunter?" fragte Unica ſehr erſtaunt.

„Nun, Oſtwald hat keine Güter, wie er denn überhaupt kein Vermögen hat; folglich brauch' ich nicht auf dem Lande zu leben. Er war im Dienſte und hat ſogleich auf meinen Wunſch den Abſchied genommen, damit wir unſern Aufenthalt nach Gutdünken wählen können. Er liebt ebenſo ſehr wie ich die Elegance, die Bequemlichkeit.... in den drei Wochen unſrer Ehe ſind wir immer derſelben Meinung geweſen — das iſt doch angenehm. Apropos von angenehm! Valerian kommt!"

Unica, mit Purpur übergoſſen, fand keine Antwort.

„Alſo denkſt Du doch noch an Valerian? fragte Clotilde ſie umſchlingend; nun das iſt nicht mehr als billig! wenn Du wüßteſt, wie der arme Junge Dich liebt".... —

„Woher weißt Du das?" ſtammelte Unica ganz leiſe und ganz ungläubig.

„Ach, Du hältſt mich nicht für fähig des ſtolzen verſchloſſnen Valerian Vertraute zu ſein. Haſt ganz Recht, lieb Herzchen! geſagt hat er mir nichts; aber aus Eurem frühern Benehmen gegen einander combinir' ich das. Damals, in

Heidelberg, war ich noch sehr unerfahren und konnte nur Eure gegenseitige Theilnahme muthmaßen, doch seitdem bin ich weltvertraut worden, und habe deutlich aus meines Bruders vorsichtigen, schüchternen Fragen nach Dir seine Liebe herausgehört und aus den noch vorsichtigeren Briefen herausgelesen."

„Ums Himmels willen, liebe Clotilde, rief Unica sehr ängstlich, Du irrst ganz gewiß".... —

„Nicht! unterbrach Clotilde lachend. Und warum sollte er Dich auch nicht lieben? etwa weil Du eine Gräfin bist oder weil Dein Vater ein entsetzlich stolzer Mann ist — wie man sagt. O Liebchen, Valerian hat wahrlich nicht so lange studirt, um Banquier in Frankfurt zu werden! Da mein Vater holländischer Consul und über alle Maßen reich ist, so wird es ihm sehr leicht werden meinem Bruder die diplomatische Carriere zu eröffnen, und Valerian kann Baron, Graf, Kammerherr, Minister, Gesandter werden — kurz Alles, was ihn zu der vornehmsten Partie berechtigt: warum solltest Du ihn denn nicht lieben und heirathen?"

„Bis er Gesandter ist, werd' ich Zeit haben das zu überlegen," sagte Unica scherzend, aber zugleich so ernst, daß das Gespräch abgebrochen war. Sie fühlte sich außerordentlich verletzt durch Clotildens rücksichtslose Indelicatesse, und der Gedanke, daß Valerian sich ebenso unvortheilhaft verändert oder ausgebildet haben könne, als seine Schwester, ließ sie dem Wiedersehen mit mehr Besorgniß als Freudigkeit entgegen gehen.

Valerian kam. Im Hof des Kurhauses in Ems waren eines Nachmittags ein Dutzend gesattelter Esel samt ihren Treibern versammelt, und die Gesellschaft, welche sie zu einem

Spazierritte brauchen wollte, erſchien auch nach und nach. Clotilde, von einem halben Dutzend junger Männer umgeben, ließ ihren Eſel einmal über das andere umſatteln, bat die Damen um Gottes willen ihr zu zeigen, wie ſie ſich auf die kleinen unbequemen Sättel zurechtſetzten, zwang die Herren bei dem Sattelgeſchäft Hand anzulegen, kurz — machte ſich, ſo ſehr ſie konnte, zur Hauptperſon. Da kam eine Reiſekaleſche gerollt, und faſt eh der Poſtillon anhalten konnte, fiel Clotilde den Pferden in die Zügel und rief:

„Valerian! mein Bruder! komm doch, Oſtwald! es iſt Valerian!“

Das Schauſpiel ſchweſterlicher Zärtlichkeit ward der Geſellſchaft gegönnt; dann hätte Clotilde ihr gern den ſchönen Bruder vorgeſtellt und den Spazierritt gemacht; aber Valerian, ohne ſich um die fremden Leute zu kümmern, verlangte nur nach den Eltern, die keine Liebhaberei für Eſelpromenaden hatten, und Clotilde mußte ihn zu ihnen führen. Unica kam mit ihrer Mutter, nachdem jene gegangen waren, und erfuhr mit gewaltigem Herzpochen Valerians Ankunft, und gleich darauf ſetzte ſich die Cavalcade in Bewegung, da niemand vorausſetzen konnte, daß die Geſchwiſter daran Theil nehmen mögten. Nur zwei der eifrigſten Verehrer Clotildens blieben, wie billig, von einer Partie zurück, der die Königin fehlte. Unica war zerſtreut und ſchweigſam, und ritt ſtill an der Seite ihrer Mutter; ſie hätte wol auch lieber heute die Partie aufgegeben.

Am nächſten Morgen war ſie kaum mit ihrer Mutter am Brunnen erſchienen, als Valerian Marana ſie ehrfurchtsvoll begrüßte, und ſie um die Gnade bat, ihn ihrer Mutter vorzuſtellen — denn weder ſeine Eltern noch ſeine Schweſter waren

zu ſo früher Stunde auf der Promenade. Gab es je einen ſchönen jungen Mann, ſo war es Valerian bei zweiundzwanzig Jahren — doppelt ſchön, weil er frei, unbefangen und heiter war und ſich durch das Bewußtſein der Schönheit nicht, wie durch eine Laſt, der Fähigkeiten berauben ließ, um liebenswürdig zu ſein. Er war noch ein wenig zu elegant und zu beweglich, um zu den Männern von ganz guten Manieren gezählt zu werden, doch ſeine ganze Erſcheinung war die Verheißung einer glänzenden Zukunft.

„Der Bruder gefällt mir ungleich beſſer als die Schweſter, ſagte Gräfin Erberg ſpäter zu ihrer Tochter; er benimmt ſich doch wie ein Menſch von Erziehung, aber die Clotilde iſt ein allzu verzogenes Kind, um nicht in der Geſellſchaft recht unangenehm zu ſein. Drum rathe ich Dir auch Dich ſo fern von ihr zu ſtellen, wie Du nur kannſt, ohne ſie zu beleidigen. Eure Wege werden je länger je mehr aus einander führen.“

Das hatte Unica auch ſchon inſtinktmäßig eingeſehen, und eben ſo klar, daß zwiſchen ihr und Valerian eine Vermittlerin wie Clotilde nur ſtörend ſein könne. Es dämmerte wirklich eine Liebe zwiſchen ihr und Valerian, die ihren dunkeln Urſprung in jener Zeit hatte, als er anderthalb Jahr lang Student in Heidelberg, und wegen ſeines artigen und feinen Benehmens wolgelitten von der Vorſteherin der Penſion war, die ihm erlaubte ſeine Schweſter ziemlich häufig zu beſuchen. Auf den drei oder vier kleinen Bällen, welche in Unicas Heidelberger Leben wie hohe Feſttage ſtralten, war immer Valerian Marana der einzige junge Mann, von deſſen ganzer Art zu ſein ſie ſich nicht abgeſtoßen und verletzt fühlte, denn ſeine Lebhaftigkeit artete nie in Dreiſtigkeit aus, und die

Huldigung, welche er ihr von Anfang an darbrachte, war so schüchtern, wie ihre kleine Eitelkeit es nur wünschen konnte. Und diese kleine Eitelkeit war sehr groß! so groß, daß Unica nie auch nur die geringste Anwandlung von Koketterie hatte, denn sie wollte nicht gefallen, sondern nur — angebetet sein; nicht von vielen Männern, sondern nur von dem liebenswürdigsten, geistreichsten, schönsten, eminentesten in jeder Beziehung. Wenn sie angebetet war — dann wollte sie beglücken. Valerian war immer in der Adoration vor ihr; sie stand wie ein Wunder von Schönheit, Geist und Talenten zwischen ihren Gefährtinnen und hatte nur in der Schönheit an Clotilden eine Nebenbuhlerin. Die edlen, reinen Umrisse ihres Bildes prägten sich fest in seinen regen, frischen Sinn, und als er vor ungefähr achtzehn Monaten Heidelberg mit ihr zugleich verließ und eine andere Universität bezog, war Unica Erberg ihm der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit. Dieser Eindruck ward nicht geschwächt, als er sich ein halbes Jahr in der Pariser und Londoner Gesellschaft umhergetrieben, und nur erhöht, als er in Ems Unica wiedersah.

Beide fühlten es. Unica war aber zu wolerzogen und Valerian zu bewußt seiner Unfertigkeit, als daß je eine Aeußerung dieses Gefühls statt finden konnte. Mehre junge Männer suchten sich um Unica zu bemühen; sowol sie als ihre Mutter waren gegen alle vollkommen gleich artig, und hatte Gräfin Erberg dem Einen am Morgen erlaubt die Promenade zweimal mit ihr auf und ab zu wandeln, so erlaubte sie es gewiß am Abend dem Andern. Wie verschwebend muß bei einem solchen Benehmen die Nüance sein, die eine Auszeichnung markiren soll! Und doch wußte Unica sie trotz

ihrer Zurückhaltung mit aller Feinheit zu geben, und Valerian wußte, ohne gefragt zu haben, daß er bei ihr — hoffen dürfe.

Graf Erbergs plötzliche Ankunft erfüllte Mutter und Tochter mit höchstem Erstaunen. Er sagte gleichmüthig wie immer:

„Ulrich ist vorgestern in Malans angelangt, gestern zu mir gekommen; da er bald nach Petersburg zurückkehren muß, Dir, Liebe (er wandte sich an seine Frau) sein Compliment zu machen wünscht, und da ich gern einige Tage in seiner Gesellschaft und in der Euren zubringe: so bin ich gekommen und Ulrich kommt auch heute."

„Heut Abend giebt Graf Ostwald einen Abschiedsball, Papa, sagte Unica, tanzt mein Vetter?"

„Das weiß ich nicht, und ich denke, daß Du es heute Abend auch nicht erproben wirst, denn ich liebe nicht den Umgang mit Personen aus jener Familie, und ich meine, Du könnest Deinem Vater wol den Ball opfern."

„Wie Du befiehlst, Papa! aber Clotilde reist morgen ab, und wer weiß, wann ich sie wiedersehe." Eine Thräne blinkte in Unicas Auge, denn Valerian begleitete die Schwester zu den Eltern, die bereits abgereist waren.

Gräfin Erberg wagte nie eine Sylbe der Widerrede; sie bewunderte im Stillen Unicas Muth überhaupt irgend eine Einwendung zu machen.

„Ich hätte Dich nicht für so kindisch gehalten, Unica, sagte Graf Erberg nach einer Pause; die Freundin ist nur ein Vorwand (Unica erröthete heiß und schlug beinah zitternd die Augen nieder) Du weinst **tout bonnement**

um den Ball! Wenn man ſo kindiſch iſt, kann man freilich nicht heirathen."

„Um Gotteswillen, Papa! rief Unica todtenbleich und umſchlang den Vater — befiehl mir Alles auf der Welt, nie mehr zu tanzen oder dergleichen — nur nicht zu heirathen!"

„Beruhige Dich! ich ſage Dir ja, Du biſt noch zu kindiſch."

„Gott ſei Dank!..... und Dir lieber Papa! rief ſie und küßte ſeine Hand; — und wie ſieht denn mein Vetter Ulrich aus?"

„Wie ein vornehmer Mann: aber hübſch iſt er nicht."

Das Geſpräch ward unterbrochen, indem ein Diener den Graf Ulrich Erberg meldete. Unica war in Spannung; ihres Vaters ungewöhnliche Theilnahme für dieſen doch nur ganz entfernten Vetter, deſſen Vormund er freilich geweſen, gab ihr ein unbeſtimmtes Mißbehagen für die neue Bekanntſchaft. Sie ſah den Eintretenden ſo ſcharf an, wie ſie nie einen Mann angeſehen. Aber es ſchien, als müſſe wenigſtens ein ganzer Liebeshof von ſchönen Frauen beiſammen ſein, um dieſem zerſtreuten, eiskalten Auge nur einen halben Blick abzugewinnen — ſo kühl, wenngleich mit der vollkommenſten, leichteſten Verbindlichkeit begrüßte Ulrich ſeine Couſine. Eine Frau kann ſich über den Grad der Liebe täuſchen, die ein Mann für ſie hegt; über ſeine Gleichgültigkeit nie. Unica ſetzte ſich mit ihrer Tapiſſerie ins Fenſter und ſprach zu ſich ſelbſt: Dieſer Mann denkt nicht daran mich zu heirathen. Ihre Spannung ließ nach; ſie blickte dann und wann von ihrer Arbeit auf, und betrachtete ihn ein wenig, aber unbefangen, nur mit jugendlicher Neugier.

Ulrich Erberg war allerdings nicht hübsch zu nennen! er hatte sehr edle, aber scharfe Züge, eine bilioſe Geſichtsfarbe, Augenbrauen die ſich faſt über der Naſenwurzel berührten, und die, verbunden mit dem rabenſchwarzen Bart- und Haupthaar ſein Geſicht etwas zu dunkel ſchattirten; um ſo mehr da ſeine Augen kein Licht in dieſe Finſterniß brachten: entweder lagen ſie halb verdeckt von breiten Augenliedern träumeriſch da, oder ſie thaten ſich auf um mit ſeltſamer Zerſtreutheit umherzuſchauen — was dann freilich kein anmuthiger Ausdruck iſt; aber der unbeſchreiblich edle Ausdruck ſeiner freien Stirn und ſeines kurzen feſten Kinns — aber ſeine prächtige Geſtalt, der ein ariſtokratiſches Erbtheil, ſchmale Hände und Füße, nicht fehlte, und ſein ruhiger, einfacher Anſtand — waren hinreichend, um ſeine Erſcheinung nicht unangenehm auffallend zu machen.

Daß ihr Vater lebhaftes Intereſſe für Ulrich hege, bemerkte Unica wol; aber er war ja der letzte ſeines Namens, und ein tadelloſer tüchtiger Menſch! ſie ſuchte nach guten Eigenſchaften bei Ulrich, um ihres Vaters Vorliebe auf etwas Anderes baſiren zu dürfen, als auf den Wunſch ihn zum Schwiegerſohn zu haben.

Clotilde, die ſogleich die Ankunft der beiden Grafen Erberg erfahren hatte, kam ſelbſt zu Unica, um die Gräfin zu bitten, ſie möge ſich doch nicht dadurch vom Balle zurückhalten laſſen, ſondern lieber die Herren bewegen auch zu erſcheinen. Die Gräfin verſprach es. Ulrich erwiderte auf den ſpäter gemachten Vorſchlag, er werde glücklich ſein ſie begleiten zu dürfen, wenn er auch nicht eben ein eifriger Tänzer ſei, und Graf Erberg verſprach auf eine halbe Stunde zu erſcheinen.

Der Ball war in voller Lebendigkeit, als er eintrat, und ſein erſter Blick fiel auf ſeine Tochter, die ſtralend von Freude und Schönheit mit einem jungen Mann walzte, den der Graf kaum ins Auge faßte, als ſeine ohnehin ſchon bleichen Wangen noch bleicher als gewöhnlich wurden.

„Wer iſt Unicas Tänzer?“ fragte er ſeine Frau mit ſo haſtigem und gepreßtem Ton, daß ſie ihn verwundert anſah, als ſie ziemlich gleichgültig ſagte: „Herr Marana, der Bruder der Gräfin Oſtwald“.

„So ſo!“ murmelte er, fuhr mit der Hand über die Stirn und ſprach mit Graf Oſtwald und Ulrich.

„Da iſt mein Vater! rief in einer Pauſe des Walzers Unica fröhlich; er liebt außerhalb ſeines Hauſes ſo wenig die Geſellſchaft, daß ich ihm recht dankbar für ſein Erſcheinen bin.“

„Wir müſſen es ſein, entgegnete Valerian; wenn er nicht gekommen wäre, ſo hätten Sie wahrſcheinlich vorgezogen Ihrem Herrn Vater Geſellſchaft zu leiſten.“

Wenn ein Mann und eine Frau zuſammen ſprechen, die ſich für einander intereſſiren, ſo reden ſie oft von ganz gewöhnlichen Dingen und mit ganz gewöhnlichen Worten, ſo daß ein Dritter ſich verwundern kann über die oberflächliche Converſation. Aber wie zwiſchen den ſichtbaren Zeilen eines Briefes die mit ſympathetiſcher Dinte geſchriebenen nur dann zum Vorſchein kommen, wenn der Hauch oder die Wärme ſie berühren, ſo haben ſolche Geſpräche ihre Myſterien, welche nur die Beiden enträthſeln, die den ebenſo myſteriöſen Schlüſſel dazu haben. Unica und Valerian ſprachen in dieſer Art zuſammen. Am Schluß des Tanzes ſagte er, er wolle ſich

durch seinen Schwager ihrem Vater vorstellen lassen, und sie entgegnete:

„Thun Sie das, und bald, mein Vater bleibt nicht lange."

Sie mischte sich unter die jungen Mädchen, aber sie folgte mit halbem Blick Valerian, um zu sehen, wie ihr Vater ihn empfangen würde; gegen Clotilde war er von der kältesten Artigkeit gewesen. Ostwald ging zu Graf Erberg und fragte, ob er ihm seinen Schwager vorstellen dürfe; der antwortete:

„Herr Graf, ich bin zu alt für so viel junge — und zu kurze Zeit hier für so viel neue Bekanntschaften. Erlauben Sie mir mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen." Er verbeugte sich, ging zur Gräfin, bat sie Unica nicht zu viel tanzen zu lassen, und entfernte sich, während Ostwald dem consternirten Valerian die Antwort genau wiederholte und trostreich hinzusetzte:

„Es ist ein alter Narr! laß ihn laufen."

Mit wahrer Herzensangst war Unica dieser Scene gefolgt. Ulrich näherte sich ihr und bat um den ihm versprochenen Walzer. Sie sagte beklommen:

„Der Papa geht schon fort!"

„Das thut nichts, entgegnete Ulrich lächelnd und beruhigend, Sie dürfen noch bleiben, gnädige Cousine. Sie wissen, Ihr Herr Vater liebt nicht die Gesellschaft, deren einzelne Individuen er nicht selbst gewählt hat. Es wird ihm leicht zu eng, zu lärmend, zu viel, zu fremd.... darum geht er auch jetzt."

Unica tanzte; aber sie war ganz niedergeschlagen. Valerian mußte sich gekränkt fühlen — gekränkt durch ihren Vater, und sie durfte nichts gutmachen.... es schickte sich nicht! ihr war zu Muth, als müsse sie ihn um Verzeihung

bitten.... aber es ſchickte ſich nicht! das dachte ſie alles, während ſie tanzte. So jung, ſo ſchön, ſo liebenswürdig, umringt von dem Glanz und der Heiterkeit eines Feſtes, mußte ſie ſchon lernen, daß Wermuth in jedem Freudenkelch iſt. Aber es wurde ihr ſchwer — ſo ſchwer, daß Ulrich ihre Veränderung wahrnahm, und fragte, ob ſie ermüdet oder unwol ſei.

„Es iſt eine vernichtende Hitze" ſagte ſie, und trat aus den Reihen der Tänzer in eine Fenſterniſche. Ulrich zog ſich zurück; er vermied ſichtlich auch die geringſte Annäherung an ſeine Couſine. Unica kehrte ſich um, lehnte die brennende Stirn an die kühlen Scheiben, und zwei Thränen drängten ſich gewaltſam in ihre Augen.

„Sie tanzen nicht mehr, gnädige Gräfin?" fragte Valerian, plötzlich neben ihr ſtehend.

Unica fuhr zuſammen, wie bei einem Verbrechen ertappt. Sie hatte nicht den Muth Valerian anzuſehen; ſie fühlte, wenn er traurig ausſähe, würden ihre Thränen unaufhaltſam fließen. Sie ſchwieg.

„Ich wäre aber allzu unglücklich, fuhr Valerian nach einer Pauſe fort, in der er ein Wort von ihr zu erwarten ſchien — wenn ich mir auch Ihr Mißfallen ſollte zugezogen haben. Mögten Sie mir nicht die Beruhigung geben, daß dies nicht der Fall iſt? Ach, Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich deren bedarf, und wie es mich ermuthigen würde.... für die Zukunft."

Valerian ſprach ſo leiſe, beſonders die letzten Worte, daß Unicas Herz wirklich ebenſo aufmerkſam ſein mußte als ihr Ohr, um ihn zu verſtehen. Sie wandte ſich und ſah ihn

an; vielleicht eine Secunde sah sie fest in sein wunderschönes hellbraunes Auge, und wiederholte, ebenso leise als er:

„Ja, für die Zukunft!“ — Dann setzte sie rasch mit niedergeschlagnen Augen hinzu: „Ich glaube, meine Mutter sucht mich!“ — und glitt hinweg. Sie hatte keine Angst mehr, aber eine unaussprechliche Freude machte sie dennoch beklommen. Valerian hingegen fühlte sich befreit und in eine Sphäre entrückt, deren Herr er war. Welcher junge Mann sieht nicht in sich den König seiner Zukunft?

Der Ball ging zu Ende und der nächste Morgen brachte die Trennung. Aber auf deren schwarzes Gewand streute die Hofnung ihre Goldflittern, denn Unica und Valerian glaubten einander gewiß zu sein, und solche Zuversicht macht glücklich.

Einige Tage darauf trat Ulrich seine Rückreise nach Petersburg an, und Graf Erberg kehrte mit seiner Familie nach Hochhausen zurück. Dort erzählte Unica ihrer Mutter, was zwischen ihr und Valerian vorgefallen war. Die Gräfin erstarrte vor Schreck und Ueberraschung, und sagte:

„Ein so unvorsichtiges Benehmen, das so ganz über alle Schranken dessen, was sich für ein junges Mädchen schickt, tritt, hätte ich warlich nicht von meiner Tochter erwartet.“

„Liebe Mama, sagte Unica gelassen, hättest Du in meinem Benehmen auch nur eine Spur von Unschicklichkeit wahrgenommen, so würdest Du mich aufmerksam gemacht haben; allein trotz Deiner zärtlichen Sorgfalt und Wachsamkeit ist Dir nichts Tadelnswerthes in mir erschienen — wie könnt' ich also etwas begangen haben? Das ist wahr: drei Worte hab' ich gesagt ohne Deine Autorisation“.... —

„Und ohne die Deines Vaters, arme Kleine," rief Gräfin Erberg mit Thränen und rang die Hände.

„Aber ich mußte es thun, liebe Mama, fuhr Unica fort, denn wenn ein Menſch ſeine Zukunft gleichſam in meine Hand legt, ſo muß ich ihm klar ſagen, ob ich es annehme oder nicht."

„Ganz gewiß! allein wie konnteſt Du es annehmen?"

„Weil ich .... Ihn liebe .... ſchon lange, ſeit Jahren".... —

„Ach mein armes Kind, laß nur dieſe Liebe fahren, denn Dein Vater wird ihr immer entgegen ſein! ſo weit ſollteſt Du ihn doch kennen."

„Der Papa liebt mich, ich bin ſein einziges Kind, er wird mir mein Glück gönnen".... —

„Er wird Dir das gönnen und bereiten, was er als Glück erkannt hat!"

„Ich nehme nur das an, was ich als Glück erkannt habe."

„O Gott! ſeufzte die arme ſchwache Mutter, welche Stürme warten Deiner."

„Liebe Mama, ſagte Unica ſchmeichelnd, ich fürchte nicht die Stürme, denn Du ſtehſt doch auf meiner Seite."

„Nein, liebes Kind, durchaus nicht! Dein Vater und ich — wir haben nur einen Willen."

„Mißfällt Dir denn Valerian Marana ſo ganz und gar, liebe Mama?"

„Nein, er gefällt mir ſogar ſehr gut! aber nie werd' ich wünſchen, daß Du ihn heirathen mögteſt, denn Dein Vater wird es nicht wünſchen."

„Aber mögteſt Du mich denn lieber an der Seite eines andern, eines weniger liebenswürdigen Mannes, und unglücklich ſehen?"

„Unica! brich mir nicht das Herz! Du weißt, ich kann Alles für Dich thun, nur nicht Deinem Vater widersprechend reden und handeln.“

Mutter und Tochter umarmten sich zärtlich. Beide hatten doch etwas gewonnen: diese durfte ab und an von ihrer Liebe zu einer milden Vertrauten sprechen, und jene durfte ein wenig über die bevorstehenden Schicksale lamentiren, da in der Gegenwart Alles licht und ruhig war. Unica lebte ganz für ihre Eltern; sie wollte sich dem Vater so lieb und angenehm wie möglich machen, sie war immer um ihn, ritt mit ihm spazieren, ging mit ihm auf die Jagd, las ihm ernste Geschichtswerke vor, die sie wenig amüsirten, sang und spielte ihm seine Lieblings-Musikstücke. Dabei suchte sie ihn daran zu gewöhnen, daß sie die Dinge anders betrachtete und beurtheilte als er. Bei Manchen erlaubte er das, diskutirte sogar mit ihr. Bei Andern sprach er seine Meinung aus, wie eine Richtschnur für seine Umgebung, begehrend, daß, wenn sie es auch nicht sei, man dennoch nach ihr handle. Das trat sehr hervor bei der französischen Revolution — oder wie man sie besser zu nennen hat — Evolution von 1830. Unica, wie damals fast alle junge Leute, enthusiasmirte sich für die Majestät des Volkes, für die neue Aera der Freiheit, für die Spontaneität eines großen, reinen Willens — ungefähr so, wie wir es fast alle gemacht haben. Gräfin Erberg ließ sich weder auf Enthusiasmus noch auf Abscheu ein, sondern wehklagte nur über das Geschick der vertriebenen Königsfamilie, und weinte besonders der „neuen Antigone“ heiße Thränen. Graf Erberg sagte kalt:

„Wenn ein Mensch in die Hände von rabulistischen Advokaten und von wuchernden Krämern fällt, so ist er verloren.

an Ehre und Wolfahrt. Geht er unter durch ſie, ſo beklag' ich ihn, wie ich die Stupidität denn immer zu beklagen pflege. Gewinnt er durch ſie, ſo verachte ich ihn. Ich beklage das franzöſiſche Volk, ich verachte den König der Franzoſen."

„Den Mann, der ſich wie ein Pharus, rettend, erleuchtend, in das tobende Meer wilder Factionen ſtellt?" rief Unica.

„Den Mann, der gelaſſen etwas nimmt, was ihm nicht gehört, und obenein — ſcheinheilig nimmt. Eine Napoleonshand greift nach der Krone und ſetzt ſie ſich ſelbſt ſtolz aufs Haupt; da hab' ich Reſpect vor dem Muth und der Kraft. Wer aber die Krone erſt in ſchmutzige Hände fallen läßt, und ſie dann aus dieſen nimmt als hätten ſie ein Recht an ihr — der hat eine kleine Seele. Du biſt aber freilich noch zu jung, um die Menſchen und ihre Beweggründe zu kennen; Dich blendet was neu, was ungewöhnlich iſt. In zehn Jahren, mein Kind, wollen wir über dieſen Gegenſtand diskutiren — wenn ich noch lebe."

In dem folgenden Winter nahm Graf Erbergs Geſundheit merklich ab. Im Frühling erholte er ſich zwar, aber er ſagte ſelbſt zur Gräfin:

„Ich bin ſechszig Jahr, das Alter kommt, vielleicht der Tod. Unica muß ſich verheirathen, ſie iſt jetzt neunzehn Jahr alt und verſtändig genug. Die Partien, die ſich ihr bis jezt angeboten haben, ſtanden ihr nicht an: ſie hat ſie abgewieſen und ich war damit zufrieden. Jezt aber hab' ich eine in jeder Hinſicht vortrefliche, und die muß ſie annehmen."

„Nun?" fragte die Gräfin neugierig trotz ihrer Angſt.

„Ulrich! er iſt mit einer außerordentlichen Miſſion nach

Berlin geſchickt, dort erkrankt am Nervenfieber, und will ſich in Malans erholen."

„Aber Ulrich, wandte die Gräfin ſchüchtern ein, ſchien ſich vor zwei Jahren nicht im Geringſten für Unica zu intereſſiren".... —

„Unica war damals noch ſehr Kind und hat ſich ſeitdem erſt ſchön entwickelt. Glaube mir, Ulrich käme nicht her, wenn er keine Abſicht auf ſie hätte. Ueberdas ſpricht ein Brief, den ich geſtern erhielt, ſehr beſtimmt ſeine Geſinnung aus; er begehrt das Glück des Familienlebens. In dieſen Tagen trifft er in Malans ein;.... ich muß doch heut hinüber reiten, und ſehen, ob die Leute Alles geordnet haben, wie ichs befahl. Was iſt's für Wetter, Unica?" fragte er die eben eintretende Tochter.

„Ein ächter Maitag, Papa!"

„Zieh Dich an, wir wollen einen Spazierritt machen."

Unica ſprang fröhlich von dannen, und als ſie bald nachher ſtolz, leicht und gewandt, wie eine liebliche Amazone, auf ihrem muntern Pferde dahinſprengte, ſo blickte Gräfin Erberg ihr nach zwiſchen Trauer und Freude ſchwankend, und rang ihre ſchmalen weißen Hände.

Die Schlöſſer Malans und Hochhauſen lagen am Abhang des Niederwald, über Rüdesheim, kaum eine Stunde von einander. Die Gegend dort iſt meiſtens Weinland, aber einzelne Schlöſſer, Ruinen und Parks, zahlloſe Dörfer und Städtchen, und vor allem der edle majeſtätiſche Rhein, bald näher, bald ferner von maleriſchen Bergformen begleitet, gewähren dem Auge die erquickende Abwechſelung, die unſre Seele ruhig macht. Man meint vielleicht, Einförmigkeit, Einfarbigkeit, Monotonie mache ruhig; mit nichten! ſie macht ſehr unruhig,

denn unſre Seele müht ſich ab aus eigenen Kräften die fehlende Farbe und Bewegung zu erſetzen. Stromaufwärts ſieht man in weiter, geſegneter Ebene das uralte Mainz, welches noch in der Glorie der längſt verſchollenen Hohenſtaufen-Zeit, wie im Abendroth, daliegt. Stromabwärts verengt ſich das Flußbett, die Felſen treten ans Ufer hinan und ſchließen durch ihre Vorſprünge plötzlich das Gemälde, als wollten ſie ſich dem fernern Vordringen des Stromes entgegenſtemmen, damit er ſich nicht verflache in den holländiſchen Moräſten.

In den Elementen wohnen gute Geiſter — das glaube man nur! wer ſich in ihre Arme wirft, um ihr Leben und Weben zu genießen, den nehmen ſie mit lieblicher Freundlichkeit auf, und machen ihn, momentan, zu einem ebenſo freien und leichten Weſen, wie ſie ſelbſt ſind. In der Luft, im Waſſer, ſind noch andre Eſſenzen, als Stickſtoff- und Sauerſtoff-Gas, andre Eigenſchaften als die, daß ſie unſre Stirn kühlen und unſern Durſt löſchen. Man muß es aber von ihnen begehren, ihnen Aug' in Auge ſehen, traulich mit ihnen verkehren, ſie nicht oberflächlich abfertigen, als etwas, das zu unſerm Dienſt da iſt; verſucht es nur — Ihr werdet es erfahren. Wenn man an einem hellen Frühlingstag ins Freie tritt, iſt es nicht, als ſtreckten tauſend Freundeshände ſich nach uns aus, als lächelten tauſend Liebesaugen uns an? fühlen wir uns nicht wunderbar erheitert und gehoben — mehr als durch irgend eine Freude, die uns vom Menſchen kommt? meinen wir nicht durch die Lüfte ſchweben und auf den Wellen gehen zu können, weil ſogar der Leib ſich durchgeiſtet fühlt? Dieſem Einfluß widerſteht Niemand! ſogar die ſchwerſte, ſtumpfeſte Natur hat ein phyſiſches Wol-

behagen, je feiner ſie iſt, um deſto mehr wird ſie geiſtig angeregt.

Graf Erberg dachte an ſeine Tochter und ihr Glück. Unica dachte auch an ihr Glück, aber den Vater vergaß ſie ganz dabei; Valerian ſchwebte allein vor ihrem Sinn, der unvergeſſene Valerian, von dem ſie ſelten, ſelten hörte, weil Clotilde immer auf Reiſen und nie die Correſpondentin war, die Unica ſich wünſchte — Valerian in ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, alle Hinderniſſe überwindend, alle Vorurtheile beſiegend — Apoll, der den Drachen getödtet hat, der unwiderſtehliche Gott! — Als der Vater ihr ſagte, daß Ulrich in Malans erwartet werde, freute ſie ſich deſſen für den Vater.

„Denn ich meines Theils, ſagte ſie ſcherzend, habe nicht übel Luſt auf Ulrich eiferſüchtig zu ſein, Papa. Du haſt ihn lieb wie einen Sohn.“

„Er verdient es,“ antwortete der Graf.

Der Spazierritt nach Malans war ein gewöhnlicher; Graf Erberg beſorgte die Geſchäfte ſeines Neffen, und hatte dort immer Anordnungen zu machen und Aufſicht zu führen, die um ſo ſtrenger nöthig waren, da Ulrichs Vater den größten Theil ſeines Vermögens verſchwendet hatte — hauptſächlich für den Bau und die Einrichtung von Malans. Es war ein heiteres Schloß im italieniſchen Styl erbaut und geſchmückt, und mit den ſchönſten Parkanlagen umgeben. Großartige Treibhäuſer, eine Sammlung guter moderner Gemälde, Marmorcopien der berühmteſten Antiken, machten Schloß Malans zur Villa Sommariva des Rheins, und zum lebhaften Gegenſatz des Schloſſes Hochhauſen, das mit ſeiner Avenue einer vierfachen Kaſtanienallee — mit ſeinem Hof, vom Haupt-

gebäude, zwei Flügeln und einem Gitter regelmäßig umſchloſſen — mit ſeinem prächtigen, feierlichen Garten im altfranzöſiſchen Geſchmack — mit ſeiner ganzen ruhig reichen, vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Einrichtung — ein durchaus ariſtokratiſches Anſehen hatte. Malans konnte einem Parvenu gehören, Hochhauſen nur einem vornehmen Mann. Hier herrſchte das conſervative Prinzip, dort das der Bewegung. Dort war der Glanz moderner Cultur in ihrer feinſten Blüte zu einem Brennpunkt vereint; hier wohnte die ſtolze Ruhe traditioneller Würde, die durch das Bewußtſein der Unantaſtbarkeit auch der Gegenwart imponirt. Zum Glück gehörte Malans einem jungen, und Hochhauſen einem alten Mann.

Unica und ihr Vater ritten durch den blühenden, duftenden Park.

„Papa! rief ſie, ich werde Hochhauſen ungetreu! mir gefallen dieſe Gruppen von Lila, Goldregen und Prunus weit beſſer, als unſre ernſthaften, geſchornen Hecken, an denen ſich kein Blümchen ſehen läßt.“

„Die Blumen fehlen doch nicht, mein Kind.“

„Nein! aber ſie ſtehen im Blumengarten, für ſich abgeſondert. Man hat in unſerm Garten gar keine Ueberraſchungen, denn man überſieht ihn, ſo immens er auch iſt; hier wird man all' Augenblick frappirt durch eine Ausſicht, eine Wendung, einen Baum, eine Blumenpartie“.... —

„Und oft geſtört!“

„Stört Dich das Neue, Papa?“

„Nein! aber das nicht dahin Gehörende, und das kommt oft vor bei dergleichen modernen Anlagen, die es faſt immer auf den Effect abſehen.“

„Mein Vetter würde mir wol erlauben, einen Zweig perſiſchen Flieders für die Mama abzubrechen.... wenn er hier wäre" ſagte Unica, blieb etwas zurück, und pflückte und pflückte, bis ſie eine förmliche Garbe hatte; dann ſprengte ſie dem Vater nach.

Aber regungslos vor Schreck blieb ſie auf dem Pferde ſitzen, als ſie unter dem Periſtyl ihren Vetter gewahrte; denn er mußte es ſein, er umarmte und begrüßte ihren Vater! aber, um Gottes Willen, was war aus Ulrich geworden! gebeugt, abgezehrt, verwelkt, war er bis zur Unkenntlichkeit verändert, die Züge mager und hart, die Farbe krankhaft gelb, um den Mund eine nervoſe Beweglichkeit, die Stirn kahl, die Geſtalt knochig. Ein Schauder überlief ſie; ihr war, als trete ein Geſpenſt in ihren Frühling hinein. Ulrich trat zu ihr heran, um ſie zu begrüßen; ſie glaubte, es ſei in der Abſicht, ihr vom Pferd zu helfen, und ſprang haſtig und geſchickt herunter, ohne ſich auf ihn zu ſtützen und ohne ihn mit einer Sylbe zu bewillkommnen.

„Ich habe mich alſo wirklich dermaßen verändert, daß Sie mich nicht erkennen, gnädige Couſine" — ſagte Ulrich lächelnd, aber traurig.

„Mein armer Ulrich! rief Graf Erberg, wie konnten wir auf eine ſolche Verwüſtung gefaßt ſein? und wie kamſt Du denn zum Nervenfieber? haſt Du überhaupt Nerven, Du, ſo ſtark! ſo kräftig!"

Er legte die Hände auf Ulrichs Schultern und ſah ihn wehmüthig an. Ulrich entgegnete:

„Die ungemein ſchnelle Reiſe in der böſen Jahreszeit hat mir die Krankheit zugezogen, ſprachen die Aerzte. In vierzehn Tagen werd' ich aber vollkommen hergeſtellt ſein....

das fühl' ich! Malans, der Frühling, Ihre Nähe, lieber Onkel, Ihre Freundschaft — das Alles thut gut, besonders wenn man es so lange entbehrt und vermißt hat, wie ich!"

Ulrich führte seine Gäste in den Salon, der ungemein freundlich mit Gemälden, Vasen und Blumen decorirt war. Er sah sich darin um und sagte:

„Ich weiß nicht — ist es die Freude hier zu sein, oder ist es Ihr Besuch: genug, mir scheint, als habe Alles heute ein ganz besonders festliches Ansehen."

„Wie freu' ich mich, daß Du so froh bist, wieder einmal in der Heimat zu sein, mein guter Ulrich! dies Gefühl stumpft sich leicht ab, wenn man sich jahrelang durch den blasirenden Wechsel der Fremde hat blenden und betäuben lassen; und mir däucht, es war vor zwei Jahren nicht so lebhaft in Dir, als jezt."

„Oh, damals!" sagte Ulrich. Er strich mit der Hand über die Stirn und schüttelte mit nervoser Hastigkeit den Kopf, während die Hand matt herabfiel.

„Du bist noch recht angegriffen, sagte Graf Erberg besorgt; wir wollen Dich verlassen, Du bedarfst der Ruhe.... und morgen kommst Du herüber — nicht?"

Sie schüttelten herzlich die Hände. Unica, immer ganz stumm, verneigte sich, bestieg ihr Pferd, und ritt davon, ohne eine Sylbe gesprochen zu haben. Die schönen Blumen hatte sie im Vorsaal liegen lassen. Kaum war sie zwanzig Schritt geritten, als sie tief Athem schöpfte und ausrief:

„Papa! die Pappeln sehen aus wie Cypressen, das Schloß mit seinen weißen Säulen wie ein Mausoleum, und Graf Ulrich wie eine Leiche."

„Ich bewundre den Bilderreichthum Deiner Phantasie,

wie ich so eben Deinen Mangel an Takt bewundert habe," sagte Graf Erberg streng.

Sie wagte nicht sich zu entschuldigen, und schweigend kehrten sie nach Hochhausen zurück. Unica flog sogleich zu ihrer Mutter und machte eine so grauenhafte Beschreibung von Ulrich, daß die arme Frau, eingedenk der Absichten ihres Mannes, mit unaussprechlicher Besorgniß auf den Moment hinblickte, wo sie für Unica kein Geheimniß mehr sein würden. Nur konnte sie nicht glauben, daß Ulrich Heirathspläne haben, und daß ihr Mann sie unterstützen mögte, wenn jener wirklich dem Tode so nahe war, wie Unica es behauptete.

„Wie hast Du denn Ulrichs Aussehen gefunden?" fragte sie später den Grafen.

„Außerordentlich angegriffen!.... aber er ist ganz der Alte und Liebenswürdige" — war die Antwort.

Sie hatte Herzklopfen, als Ulrich am andern Morgen gemeldet ward; doch als sie ihn sah, ging jede andre Empfindung in Mitleid unter. Bei vierzig Jahren hat man einen schärfern Blick für die Spuren von Seelenschmerz als bei neunzehn; und die lagen unverkennbar auf seinem Antlitz, in Haltung, Wort und Geberde. Etwas Langsames, Starres, Schweres — dann ein plötzliches Zusammenzucken der erwachenden Besinnung — eine reizbare Beweglichkeit, die unter einem gewaltigen und gewaltig bekämpften Einfluß in beständigen Bebungen zittert — sind mehr der Seelenstimmung als der körperlichen Schwäche zuzuschreiben. Die Gräfin reichte Ulrich die Hand, drückte die seine und sprach mit ihrer herzgewinnenden Güte:

„ wie viel müssen Sie gelitten haben."

Diese Worte, die ein Verständniß der innern Zustände zu

verrathen ſchienen, kamen über Ulrich wie der Südweſtwind über den Schnee; der zerſchmilzt. Ulrich ließ ſich in einen Fauteuil fallen und legte beide Hände vor's Geſicht, um ſeine Thränen zu verbergen; aber ſie wurden durch ein convulſiviſches Zittern verrathen. Die Gräfin winkte ihrer Tochter das Zimmer zu verlaſſen, denn ſie meinte, der arme Ulrich müſſe zu irgend einem Ausbruch kommen; jedoch bei dem leiſen Geräuſch, das Unica machte, als ſie ſich erhob, fuhr Ulrich auf, ſchüttelte die Thränen aus den Augen und ſprach:

„Allerdings! ich hatte fünf Wochen das Nervenfieber.... eine böſe Krankheit.“ Dann machte er die Unterhaltung mit ſeiner ehemaligen Gewandtheit, der aber — wie es der Gräfin ſchien — eine Nüance von Zutraulichkeit beigemiſcht war, welche er ſonſt nur bei ihrem Mann hatte hervor-, aber bei ihr und Unica zurücktreten laſſen. Es iſt wirklich wahr, dachte ſie im Stillen, er iſt nicht umſonſt nach Malans gekommen; und ſie wunderte ſich, wie er einen für ihn ſo unvortheilhaften Zeitpunkt hatte wählen können, um als Bewerber aufzutreten. Aber die außerordentliche Weichheit von Ulrichs Manieren, die doch trotz ſeiner Kränklichkeit nicht den leiſeſten Anſtrich von Weichlichkeit hatten und der augenfällige Leidenszuſtand, mit dem er kämpfte, gefiel ihr und rührte ſie. Sie war eine von den Frauen, die aus Mitleid mit einem Mann für ihn in die Hölle gegangen wäre. Später ſagte ſie zu ihrer Tochter:

„Es iſt ſeltſam, wie die Jugend übertreibt, weil ſie keine Erfahrung, folglich keinen Maßſtab hat! Du haſt mich dermaßen auf eine entſetzenerregende Erſcheinung vorbereitet, Unica, daß ich faſt angenehm überraſcht war, Graf Ulrich

nur kränklich zu finden. Haſt Du denn nie einen Kranken geſehen, um Dich ſo heftig vor ihm zu erſchrecken?"

„Ich weiß nicht, ſagte Unica, aber er hat mir einen unbegreiflichen Eindruck gemacht! mir ſtand das Herz ſtill, als er wie ein Memento mori in der Herrlichkeit des Frühlings auftauchte."

Während der erſten Woche kam Ulrich täglich nach Hochhauſen; ſpäter ſchlug Graf Erberg ihm vor, ſich dort zu inſtalliren, und nur wenn Geſchäfte oder Neigung ihn aufforderten, nach Malans herüber zu reiten. Er ſagte:

„Was willſt Du denn allein wohnen, da Du bei uns ein Familienleben findeſt?"

Ulrich ging freudig darauf ein; er fühlte ſich heimiſch, weil er gern geſehen war. Seine Geſundheit empfand den wolthätigen Einfluß des angenehmen, friedlichen häuslichen Kreiſes, und beſſerte ſich mit raſchen Schritten. Nach ſechs Wochen war er wieder ſo kräftig wie ehedem. Er trieb mit Leidenſchaft Schwimm- und Reitübungen, und eine gewiſſe innere Agitation, deren er nicht immer Herr werden konnte, ſchien nicht von ſeinem körperlichen Befinden abzuhängen. Graf Erberg liebte ihn wie einen Sohn, Gräfin Erberg war auf dem Wege dahin, und auch Unica ganz bereit in ihm einen Bruder zu ſehen. Daß er den Wunſch hegen könne, ſie zu heirathen, fiel ihr nicht ein einziges Mal bei. Sie hielt die Ueberzeugung ganz feſt, welche ſie zwei Jahr früher in Ems gewonnen: ſie ſei ihm vollkommen gleichgültig. Dazu kam noch, daß ihre Phantaſie durch Ulrichs Wiederſehen in Malans zu ſehr frappirt worden war, um nicht das Bild feſtzuhalten, welches ſich ihr damals aufgedrängt hatte: ſie ſah in Ulrich immer einen Menſchen, der dem Tode

näher war als dem Leben; bei einem solchen setzt man keine Gedanken und Empfindungen voraus, die an die Erde knüpfen. So war sie denn vollkommen unbefangen gegen Ulrich, der sich gern dem Zauber ihrer anmuthigen Persönlichkeit hingab. Im stillen Gleise des Lebens kamen ihre Fehler nicht zum Vorschein, oder höchstens nur als Andeutungen ihres Charakters.

Ulrich kam eines Abends spät von Malans zurück. Graf Erberg rief ihm entgegen:

„Gottlob, daß Du kommst! nun kann ich doch noch eine vernünftige Schachpartie machen! Unica denkt sich Pläne aus — einer immer unsinniger, als der andre! Ich mache sie dreimal hinter einander matt, und dennoch behauptet sie, ihre Pläne wären vortreflich."

„Ja, sagte Unica kaltblütig, indem sie aufstand und an Ulrich den Platz abtrat, sie waren vortreflich, und hätte ich nur mehr Uebung und Geschicklichkeit, so hätte ich mit ihnen den Papa matt gemacht."

„Meine Cousine ist allerdings sehr hartnäckig in ihren Vorsätzen" — sagte Ulrich lächelnd.

„Was wissen Sie von meinen Vorsätzen?" rief sie verlegen.

„Ihre Consequenz offenbart sich bei jeder Gelegenheit, z. B. Sie lesen ein Buch zu Ende, wenn es Sie auch noch so sehr langweilt und Sie bereits auf der dritten Seite inne geworden sind, es sei nicht des Lesens werth."

„Ja das thue ich, entgegnete Unica; es nicht zu thun halte ich für eine Ungerechtigkeit gegen den Autor. Kann er nicht auf den drei letzten Seiten sublim sein?"

„Du siehst, lieber Ulrich, sprach Graf Erberg lachend,

daß die Consequenz meiner Tochter auf höchst grandiosen Meinungen und Ansichten basirt, so daß man aus lauter Respect vor solcher Erhabenheit nicht den Muth hat, sie zu bekämpfen."

„O, rief Unica, kämpfen Sie nur immerhin, Cousin, das macht mich recht fest."

Aber vor der Hand begehrte Graf Erberg den Kämpfer auf dem Schlachtfelde des Schachbrettes.

Am andern Morgen ritten Ulrich und Unica spazieren — allein, weil Graf Erberg für mehre Stunden von Geschäftsleuten in Anspruch genommen war; sonst fehlte er nie, diese Promenaden machten ihm viel Vergnügen.

„Heut wollen wir uns mal neue wilde Wege suchen," sagte Unica.

Die Wege waren denn auch wirklich, Dank diesem Vorsatz, so neu und so wild, daß Ulrich hundertmal seine Nachgiebigkeit verwünschte. Die Männer behaupten immer, die Art wie Frauen reiten sei höchst gefährlich. Mir scheint das nicht; aber es ist hergebracht, daß die Männer sich ängstigen, wenn sie mit Frauen reiten. Ulrich verfehlte denn auch nicht es zu thun. Er sagte:

„Wenn Ihr Vater dabei ist, hab' ich keine Verantwortung, aber jezt muß ich Sie schirmen vor — und retten aus Gefahr, und da ich nicht allmächtig bin, so beschwör' ich Sie, sich nicht muthwillig darin zu stürzen und z. B. die steilen Abhänge im Schritt herab zu reiten."

„Das kann ich thun! sagte Unica. Aber sehen Sie doch, Cousin, dort ist eine Hecke, die wahrscheinlich einen Feldweg begrenzt, welcher uns auf sichere Wege bringen wird. Wir müssen über die Hecke setzen." Sie trieb ihr Pferd an.

„Iſt denn Ihr Pferd daran gewöhnt?“ rief Ulrich.

„Das nicht! aber ich will es einüben.“

„Nimmermehr kann ich das zugeben! Ich beſchwöre Sie, Couſine, laſſen Sie uns längs der Hecke reiten.“

Aber Unica hörte nicht und flog über die Wieſe dahin. Da ſetzte Ulrich ihr nach, drängte ſein Pferd an das ihre, und ſtreckte die Hand nach ihrem Zügel aus. Doch ſie lenkte geſchickt ab, hob die Gerte und rief:

„Ich geb' Ihnen auf die Finger!“ — Noch ein Paar Sätze und ſie war drüben, wolbehalten. Als Ulrich wieder neben ihr ritt, ſagte er:

„Ich werde Sie bei Ihrem Vater verklagen.“

„O ich bitte Sie, thun Sie es nicht! die Mama ängſtigt ſich nachträglich dermaßen, daß ſie mich den ganzen Sommer hindurch mit Thränen wird zu Pferde ſteigen ſehen; und dem Papa will ich meine Geſchicklichkeit lieber zeigen, als ſie ihm von Ihnen erzählen laſſen.“

„Sie wollen ihn wahrſcheinlich ebenſo angenehm damit überraſchen wie mich?“ fragte Ulrich lachend.

Aber er ſchwieg gegen die Eltern, weil ſie es wünſchte.

In der Mitte des Sommers ging er auf einige Tage in Geſchäften nach Frankfurt. Am Morgen ſeiner Abreiſe bat er Graf Erberg um Unicas Hand.

„Gottlob, daß ſie Dir gefällt! ja, Ulrich, keinem Andern als Dir hab' ich ſeit Jahren Unica beſtimmt! Kennt ſie Deinen Wunſch?“

„Ich meine, ſie ſetzt ihn voraus; aber geſprochen hab' ich noch nicht mit ihr.“

„Gut! ich werd' es thun! Wenn Du aus Frankfurt kommſt, kann die Hochzeit ſtattfinden.“

„Das wär' in acht Tagen?" fragte Ulrich etwas zweifelhaft.

„Warum denn nicht in acht Tagen? worauf wollt Ihr Euch denn noch beſinnen?"

„O, rief Ulrich, mich kann es nur beglücken, ſobald Unica"..... —

„Bah! Unica!..... — Unica iſt Dir gut, das ſieht Jeder! da wird ſie heut ebenſo gern als übers Jahr Deine Frau."

Als Ulrich ſich den Damen empfahl, war er zum erſten Mal wahrhaft überraſcht durch Unicas Schönheit — vielleicht, weil er ſie zum erſten Mal mit den Augen des Beſitzers betrachtete. Sie trug ein weißes Kleid und ein kleines Morgenhäubchen mit einem blaßrothen Bande, das ihr ein frauenhaftes Anſehen gab, und womit die Friſche, der Blütenſchmelz auf Stirn, Lippen und Augen reizend contraſtirten. Er küßte ihre Hand, ſie drückte unbefangen die ſeine. Dann, als er ſchon im Wagen ſaß, lief ſie an's Fenſter und rief ihm zu:

„Daß Sie nur nicht vergeſſen, mir einen neuen Walzer von Strauß mitzubringen.... Couſin!"

Sie winkte ihm graziös mit der Hand einen Gruß zu, fort rollte der Wagen, über den Hof, durch das Gitter, die breite Kaſtanienallee herab. Unica ſah ihm nach, darauf kehrte ſie in den Salon zurück, der die Ausſicht nach dem Garten hatte, und wo ihre Eltern noch am Frühſtückstiſch ſaßen, und ſprach gedankenvoll:

„Wie man ſich doch an die Gegenwart eines Menſchen gewöhnen kann — es kommt mir jezt, da Ulrich fort iſt, ganz ſtill und einſam vor."

„Er kehrt bald zurück, ſagte Graf Erberg, und wird ſich dann nicht mehr von Dir trennen; ich habe ihm Deine Hand zugeſagt und nehme freudig wahr, daß Dein Wunſch mit meinem Willen übereinſtimmt.“

Glühendes Roth und Leichenbläſſe wechſelten in demſelben Moment auf Unicas Wangen; ſie ſank in einen Stuhl und ſtammelte:

„Wie? heirathen ſoll ich ihn?“

„Ja, ja! ich denke, das wird Dir nicht allzu ſchwer werden.“

„Nicht ſchwer.... aber unmöglich, Papa!“ ſagte Unica und ſtand auf.

„O mein Kind! rief die Gräfin, was ſagſt Du da, beſinne Dich!“

„Ja, beſinne Dich auf Deine Worte, ſprach Graf Erberg mit einem ſo eiſernen Ton, daß ein Schauer Unica überrieſelte; aber ſie beſchloß, ebenſo eiſern die Bangigkeit zu überwinden, und als der Vater fortfuhr: „Weshalb iſt es Dir unmöglich, Deinen Vetter zu heirathen?“ entgegnete ſie, gleichſam mit einem vorbereitenden Grunde:

„Er iſt zu alt für mich!“

Graf Erberg zuckte die Achſeln. „Zu alt! ein Mann von achtundzwanzig Jahren!“

„Himmel! rief Unica, erſt achtundzwanzig Jahr! aber er ſieht aus wie achtunddreißig .... da muß er ſehr kränklich ſein, und ein hypochondrer, nervenſchwacher Mann iſt mir unerträglich.“

„Aber um Gottes willen, Unica!“ bat die Mutter, beinah verlegen.

„Unica! ſagte Graf Erberg mit unbeweglichem Ernſt,

ſpiele nicht länger Comödie! warum willſt Du Deinen Vetter nicht heirathen?"

„Weil ich einen Andern liebe," ſagte ſie, all ihre Kraft zuſammen nehmend.

„Und wer iſt dieſer Andre, meine Tochter?"

Die Gräfin lag halb ohnmächtig im Sopha, als Unica ruhig antwortete:

„Valerian Marana."

Doch Mutter und Tochter kamen — dieſe aus ihrer Faſſung, jene aus ihrer Furcht, als ſie die Wirkung wahrnahmen, die dieſer Name auf Graf Erberg machte. Er fuhr auf und rief:

„Marana!" — Dann ſank er wie gebrochen auf das Sopha zurück und murmelte dumpf: „Marana!" Dann erhob er ſich, verließ den Salon und ging in ſein Zimmer, das er hinter ſich verſchloß, während Unica und die Gräfin ganz betäubt zurückblieben.

„Komm, Unica, komm! ſagte endlich die Gräfin, nahm ihre Tochter unter den Arm und ging nach ihrem Zimmer, wo ſie ihr das Häubchen abnahm, ihr Haar und Wangen ſtreichelte und küßte, und fortfuhr: „Liebes Kind, wie Du echauffirt biſt! Du machſt Dich krank und elend, und mich auch — und Deinem Vater zu trotzen iſt doch ganz unmöglich! heirathe doch Ulrich!"

„Wie kannſt Du das von mir begehren, Mama!" ſagte Unica vorwerfend.

„Weil Du Dich wirklich, Dir ſelbſt vielleicht unbewußt, für ihn intereſſirſt; weil, ſeit er hier iſt, Maranas Bild wirklich für Dich in Schatten getreten iſt, und weil das ein hohes Glück iſt, denn Dein Vater wird nimmermehr Deine Verbin-

dung mit Marana zugeben. Ueberdas weißt Du nicht einmal, ob der noch an Dich denkt."

Das war Alles ganz wahr, doch dieſe Wahrheit ſehr ſchlecht berechnet, um auf Unica den richtigen Eindruck zu machen; ſie machte auch grade den entgegengeſetzten. Unica warf ſich in die Liebe für Valerian zurück, und lächelte ungläubig über die letzte Aeußerung der Gräfin. Je mehr dieſe ſie beſchwor, ihre thörichte, phantaſtiſche Liebe nicht dem Vater gegenüber zu behaupten, um deſtomehr beſchloß Unica, ſie feſtzuhalten, und mit dieſem Entſchluß ging ſie zum Vater, als er nach mehren Stunden ſie rufen ließ. Er war wieder in ſeiner gewöhnlichen Haltung und ſagte:

„Setze Dich, Unica, ich habe mit Dir zu reden. So. Mein Kind, wir wollen beide Etwas vergeſſen; ich — den Schmerz, den Du mir durch Deine ſeltſame Erklärung gemacht haſt; Du — Deine unſtatthafte Liebe für dieſen .... Herrn Marana. Ohne das Talent, Kleinigkeiten vergeſſen zu können — ja, Kleinigkeiten, mein Kind, Berührungen, welche nur die äußere Haut ritzen, die von ſelbſt wieder heilt, — ohne das könnten wir das Leben nicht ertragen, denn es bringt uns Wunden bei, die immerfort bluten, wenn auch nur nach innen. Du aber haſt ein ſchönes Leben vor Dir liegen, das Du nicht muthwillig verderben darfſt. Wohin Du blickſt, iſt Dir ein ſicheres Schickſal bereitet: treue Eltern, ein edler Mann, eine unabhängige Stellung in der Welt, Vermögen, Schönheit und Geſundheit! — meine Tochter, danke Gott auf Deinen Knieen, Du biſt ein ſehr glückliches Geſchöpf, danke ihm, indem Du die Pflichten erfüllſt, die unzertrennlich vom wahren Glück — die eins mit demſelben ſind. Nicht wahr, Du thuſt es? — Deine Mutter und ich

haben uns redlich bemüht, Dir das Beiſpiel eines pflichtgetreuen Lebens zu geben — ich hoffe, nicht umſonſt. Das Schickſal eines Kindes iſt die Ehrenkrone der Eltern; Du wirſt ſie nicht in den Dornenkranz der Unehre verwandeln."

„Vater! Vater! rief Unica heftig bewegt, wie magſt Du dies Wort gebrauchen! Unehre.... weil ich liebe".... —

„Durch ihren Gegenſtand adelt und erniedrigt die Liebe."

„Aber weißt Du denn etwas Unwürdiges von".... —

„Dieſem Herrn Marana? Nein. Ich weiß nichts von ihm, als daß das gemeine Blut ſeiner Mutter ſein Herz ſchlagen macht. Ich werde Dir eine Scene aus meinem Leben erzählen. Sie iſt lange her, über dreißig Jahr; ich war jung damals, von großer, ungebrochner Leidenſchaft. Ich liebte ein Mädchen, ein Mädchen von unnachahmlicher Schönheit, die Tochter eines Banquiers aus Brüſſel. Die franzöſiſche Revolution hatte mich dazumal durch ihren Taumel angeſteckt. Weil mir daran lag, Schranken zu überſpringen, ſo wollt' ich ſie vor der ganzen Welt zertrümmert wiſſen; der Unterſchied der Stände war Barbarei, ſprach Hohn dem Verſtand und der Moral; der Bauermagd gebührte das Diadem der Fürſtin, ſobald ſie ſchön und gut war; das Alles — wie ſich von ſelbſt verſteht — weil ich eine Banquierstochter heirathen wollte. Aber mein Vater lebte, der feſte, ſtolze, unbeſtechliche Greis, kränklich, hinſterbend, doch unerſchütterlich in ſeiner hoch ariſtokratiſchen Geſinnung, die von einer ſolchen Verbindung keinen Begriff hatte. Er ſagte: „Dem Geiſt, deſſen Eſſenz dieſelbe für alle Menſchen iſt, ward durch die verſchiedenen Körper, in die er gebannt iſt, eine verſchiedene Richtung und Aeußerung angewieſen, und man findet das ganz natürlich. Wie ſollte denn der Geiſt der menſchlichen

Gesellschaft für alle Individuen mit demselben Körper bekleidet sein? Einförmigkeit ist nirgends in der Natur! wo wachsen nur Eichen? wo gedeiht nur Gras? Aber Freiheit und Gleichheit sind in der Natur: Eiche und Grashalm wächst so hoch, wie jedes kann, und hat seinen Moment der Vollkommenheit, der nur so verschieden ist, wie Halm und Baum selbst sind. Aber in Wechselwirkung stehen sie zu einander: das Gras gedeiht im Schutz der Eichen und wird von den herabfallenden Blättern gedüngt, während es die Wurzeln der Bäume erwärmt und ernährt. Wer einen Wald fällt, um Grashalme über die Gebühr in die Höhe zu treiben, ist ein großer Thor, sogar wenn es ihm gelingt, daß sie baumhoch werden. Ich frage nicht: wozu will er es brauchen? sondern: womit will er es alimentiren? Was ich in Frankreich sehe, sind keine freie, wol aber haltungslose Menschen. Jeder ist auf die sogenannte Menschenwürde angewiesen, d. h. auf sein Ich. Der Einzelne kann dadurch groß werden, die Massen werden brutal. Wir müssen den Geist unsers Standes aufrecht halten, wenn auch der Eine oder Andre von uns sich durch den Körper beeinträchtigt fühlen sollte, angesteckt durch die Schwindelei der Zeit." — So dachte und lebte er, freier, stolzer, reiner, als die überschwenglichsten Republikaner; Edelmann vom Scheitel zur Sohle. Wollte ich Dir nicht zeigen, wie die Leidenschaft sich bis zu Wahnsinn und Sünde steigern kann, wenn wir uns ihrem Opiumrausch hingeben: so würde ich nicht den Muth haben, Dir zu gestehen, daß dies mein Fall war. Allein die Strafe blieb mir nicht aus. Mein Vater lag hofnungslos krank und rief mich zu sich. Das Mädchen, das ich liebte, war längst ungeduldig über die Hindernisse unsrer Ehe, und ich sah nur einen Beweis ihrer Liebe

darin. Ich beſchwor ſie, nicht den Muth zu verlieren, die Zeit abzuwarten, welche Alles ausgleichen werde; .... die Zeit, Unica.... war der Tod meines Vaters! ja, darauf rechnete ich! aus ſeiner Gruft ſollte mein Glück erblühen! o wol! wol! auf Verweſung wollt' ich mein Haus bauen.... es mußte einſtürzen. — Als ich ſo drei Monat an ſeinem Schmerzenslager geſeſſen hatte, als ich, der verbrecheriſche Sohn, den Segen des edelſten Vaters empfangen, und eben ſeine Leiche zur Gruft der Ahnen gebracht hatte — da erhielt ich einen Brief, worin jenes Mädchen mir ſchrieb, daß ſie, erkennend, wie lau meine Liebe in der That, wenn auch nicht in Worten ſei — da ſie in drei Monaten nicht ein ſo geringes Hinderniß, wie das abgeſchmackte Vorurtheil eines alterſchwachen Vaters habe heben können — ſich verlobt habe mit dem reichen und ſchönen Banquier Marana."

„Marana!" ſchrie Unica auf.

„Ja! das ſind die Eltern des Mannes, den Du.... heirathen willſt, wie ich ſeine Mutter heirathen wollte.... und unter denſelben Bedingungen — nicht wahr? ja ja! ich hab' es verdient um meinen Vater."

„O, rief Unica, ich werde Valerian nicht heirathen, weil ich fühle, daß es mich von Dir trennen würde, Vater! aber ich mag keinen Andern."

„Willſt Du nur von einer Thorheit laſſen, um eine neue zu begehen? willſt Du auch, wie ich, zehn Jahr Deines Lebens in finſtrer Abgeſchiedenheit verlieren, Deinem Charakter Zeit und Raum laſſen, all ſeine Ecken und Schroffheiten auszubilden, vielleicht menſchlich gut bleiben, aber ohne Liebenswürdigkeit, ohne Friſche, ohne Mittheilſamkeit? biſt Du durch Deine Gaben auf ſolche Exiſtenz angewieſen? — Einſt

wird der Zeitpunkt für Dich kommen, wie er für mich kam, wo Du Dich in Deiner nutz- und freudeloſen Einſamkeit gleich einem dürren Aſt am Baum des Lebens fühlen wirſt, der zu nichts taugt, als abgehauen zu werden; dann wirſt Du Dich ſehnſüchtig umſchauen nach Glück, nach Liebe, und die Tage Deiner Jugend zurückwünſchen, wo Dir Beides ſo reich dargeboten wurde; allein Du Selbſt haſt Glück und Liebe von Dir geſtoßen, und Deine Schönheit und Grazie ſind von Dir geflohen, denn nur momentan ſchmücken ſie ein liebeloſes Weib. Ich fand Deine Mutter; ſie hatte Mitleid mit mir — darum gab ſie mir ihre Hand. So edel ſind aber die Männer nicht! biſt Du nicht ſchön, jung und reizend mehr, ſo biſt Du doch noch reich, biſt meine Erbtochter — es giebt Männer genug, die nichts weiter begehren, und Du trifft eine elende Wahl!"

„Vater, Vater! rief Unica außer ſich, ich will Ulrich heirathen, wenn kein andrer Ausweg bleibt! aber es iſt doch ein grauſames Schickſal, durch Furcht zur Ehe getrieben zu werden! und Ulrich wird mich gewiß nicht heirathen wollen, wenn er dieſen Beweggrund erfährt."

„Ulrich wird Dich heirathen, wenn Du ihm einfach die Wahrheit ſagſt."

„Daß ich einen Andern liebe?"

„O ja, ſag' es ihm! über eine phantaſtiſche Liebe, die durch keine Hofnung genährt und geſtützt wird, ſiegt ein Mann von Ulrichs tiefer Gemüthsart ſehr leicht, und in einem halben Jahr, vielleicht noch früher, wird neben ihm Dein Hirngeſpinnſt von Liebe gänzlich verſchwunden ſein."

„Es iſt kein Hirngeſpinnſt; ich liebe ſeit einer Reihe von Jahren".... —

„Wie alt biſt Du denn? Dein ganzes Leben iſt kaum eine Reihe von Jahren! und wie kann man einen Menſchen lieben, den man nicht kennt, den man weder im Familienkreiſe, noch in irgend einer entſcheidenden Lebenslage — den zwei Probirſteinen des Charakters — geſehen hat; mit dem man überhaupt nur in oberflächlicher Geſelligkeit verkehrt iſt, und zwar zu einer Zeit, wo die ganze Weſenheit ſo ſchwankend und unbeſtimmt iſt, wie das Wetter beim Frühlingsäquinoctium."

„Ich will gern glauben, daß Deine Gründe wahr und richtig ſind, Papa! dennoch iſt es nicht minder wahr, daß niemals ein Mann ſolchen Eindruck von Liebenswürdigkeit auf mich gemacht hat, als Valerian Marana, und vom Liebenswürdigen berührt werden, ſich davon angezogen fühlen — iſt das nicht.... lieben?"

„Du biſt recht fein, Unica, ſagte Graf Erberg mit halbem Lächeln, nur reicht Liebenswürdigkeit für die Ehe nicht aus. Sie iſt eine zu ernſte Sache, um nicht ihre Forderungen an den ganzen Menſchen zu thun, nicht an eine ſeiner Richtungen. Nicht blos innere Zuſtände, Gleichheit der Gemüther, entſprechende Gewohnheiten müſſen dabei berückſichtigt werden, ſondern eben ſo ſehr ein äußeres Gleichgewicht. Das findet vollkommen bei Dir und Ulrich ſtatt: Ihr ſeid auf demſelben Fuß und in denſelben Geſinnungen erzogen — Ihr ſeid von ernſtem Charakter — Ihr findet Geſchmack an gleichen Beſchäftigungen — Ihr dürft einander Achtung geben und abfodern — Ihr ſeid von einem Stande, Unica, und das iſt ſehr wichtig! denn es wird einer Frau ſchwer, dasjenige von ihrem Mann als Vorurtheil belächelt zu ſehen, was ihr Vater geehrt hat, noch ſchwerer, ſich in der Familie ihres Man-

nes heimiſch zu fühlen, wo Sitten, Gewohnheiten und Maximen herrſchen, die ihrer Familie allzu fremd ſind, als daß je eine Verſchmelzung beider eintreten könnte. Geſetzt Du hätteſt einen Banquier zum Schwiegervater: der ſpielt an der Börſe — das iſt ſein Gewerbe; der wird dadurch reich — das iſt ſeine Geſchicklichkeit; der überliſtet, der betrügt — fein oder plump, gleichviel! — der iſt auf alle Ränke der Wucherei eingeübt; nebenbei iſt er Beſchützer der hungernden Künſte, Mittelpunkt einer haltungsloſen Geſellſchaft, wolthätig, ſo weit die Oſtentation es erlaubt; — ich frage nicht: glaubſt Du, daß ich mit ihm harmoniren könnte, aber ich frage nur: könnteſt Du es? Unmöglich, mein Kind! Das würde aber Deinen Mann verletzen, und Du würdeſt nie aus dem Zwieſpalt heraus kommen. Der reibt auf, mein Kind, wenn nicht die Liebe, doch gewiß das Glück. Bei einem Mann Deines Standes haſt Du das nie zu fürchten. Dennoch können ſich Zwieſpalt und Mißverſtändniß einſtellen, wo auch alles Aeußere dem vorzubeugen ſcheint; aber eben weil dem Eheſchifflein ſo manche Klippen drohen, ſoll man nicht muthwillig Felſen ihm in den Weg ſchleudern. Wenn Du das Alles ruhig überlegſt, ſo wirſt Du nicht ſagen, daß Furcht Dich zur Ehe mit Ulrich getrieben, ſondern die Ueberzeugung, daß ſie der Platz iſt, den die Vorſehung Dir zu Deinem Glück angewieſen hat. Und in dieſem Sinne wirſt Du mit Ulrich reden und ihm die Wahrheit ſagen. Jezt umarme mich, meine liebe gute Tochter, und nimm den beſten Segen Deines alten Vaters hin, und ſeinen herzlichen Dank dafür, daß Du, ſo lange Du lebſt, ihm nichts als Freude gemacht haſt."

Weinend ſank Unica in die Arme des Vaters, war

Braut, ohne eigentlich ihre Zuſtimmung gegeben zu haben, und kam erſt bei der Mutter wieder zu voller Beſinnung, indem ſie, nach der Erzählung des Geſprächs mit Graf Erberg, dieſelbe fragte:

„Wie hat es denn aber ſo ganz anders kommen können, als ich dacht' und wollte?"

Gräfin Erberg überſchüttete ihre Tochter mit Liebkoſungen und Lobeserhebungen, pries ihre Entſagung und Selbſtverleugnung, malte ihr mit den lebhafteſten Farben des Vaters Zufriedenheit, Ulrichs Glück, ihrer Aller ſchönes, reiches Familienleben aus, und ſchloß mit den Worten:

„Weil Du ein edles, opferwilliges Herz haſt, darum, meine geliebte Unica, iſt es anders gekommen, als Du es in Momenten der Aufgeregtheit wähnteſt und wünſchteſt."

Dies zum Glück oder Unglück gewählte Wort: Opfer, machte Unica zwar ganz feſt in ihrem Entſchluß, dem Wunſch des Vaters zu gehorchen, aber ſie glaubte wirklich eine hohe Stufe von Tugend und moraliſchem Heroismus erreicht zu haben, und dafür von Ulrich eine Anbetung ohne Gleichen zu verdienen.

„Denn, ſagte ſie zur Mutter, an Schönheit, Geiſt, Lebhaftigkeit ſteht Valerian Marana weit über Ulrich, an Reichthum auch, an moraliſchen Vorzügen gewiß ihm gleich; wodurch ſonſt kann er mich vergeſſen machen, was ich ſeinetwegen aufgebe, wenn nicht durch eine große, lange Liebe? wenn ich die in ihm finde, werd' ich mich allmälig von ihr gefeſſelt fühlen, aber jezt iſt es mir noch unmöglich, freundlicher an ihn zu denken, als an Valerian."

Der tröſtende, bewundernde Zuſpruch der Mutter, und die ungewöhnliche Herzlichkeit des Vaters, verſetzten Unica in

eine ſo freudig ſtolze Stimmung, daß ſie faſt ungeduldig Ulrichs Rückkehr erwartete. Am Vorabend derſelben hatte ſie lange am Piano geſeſſen, geſungen und geſpielt; plötzlich ſprang ſie auf, umarmte ihre Mutter und rief:

„Herzensmama! morgen um dieſe Zeit hab' ich „Das Leben ein Tanz."

„Du ſprichſt vom Walzer und denkſt an den Bräutigam — gelt, Unica?" fragte der Vater lächelnd, und ihr tiefes Erröthen geſtand es ein.

Hernach ſagte Graf Erberg zur Gräfin:

„Gott, ſolch ein junges Mädchen! es wäre doch erbärmlich, wenn es nicht ſo rührend wäre! Dieſe Willfährigkeit, dieſe Schmiegſamkeit, dieſe Wachsweichheit, die ſich in jede Form bringen läßt, ſobald nur etwas, was wie Liebe ausſieht, die Hand danach ausſtreckt — können warlich den Mann beſorgt machen, der ſein Glück von einem ſolchen, jedem Eindruck offenen Weſen erwartet."

„Mehr noch die Frau, erwiderte die Gräfin, die, ſo ganz auf Liebe und deren Schutz und Führung angewieſen, allzu oft ohne ſie den Weg finden muß. Ich weiß nicht, ob Ulrich ein ganzes Herz für Unica mitbringt. Es ſcheinen Stürme durch ſein Leben getobt zu haben, die das nicht vorausſetzen laſſen. Er hat manches Seltſame, was nicht auf einen ruhigen Seelenzuſtand deutet: totale Abweſenheit der Gedanken, wenn auch nur auf Momente, krankhafte Abſpannung, wie nach großen innern Kämpfen; eine übermäßige Reizbarkeit. Du bemerkteſt nicht ſeinen Zuſtand, als Unica neulich, nach ihrer Art mit einem friſchen Blumenkranz bei Tiſch erſcheinend, einen Kranz von Erika trug. Ihm traten helle Schweißtropfen auf die Stirn, und ein nervoſes Zucken der

Lippen erfüllte mich mit Todesangſt; ich denke immer, er fällt in Ohnmacht."

„Liebe, unterbrach der Graf, ſolche bilioſe Naturen ſind faſt immer von hoher Nervenreizbarkeit; der Duft der Blume, obgleich ſie geruchlos iſt, kann ihm zuwider ſein; oder vielleicht war er ſehr hungrig — das macht die ſtärkſten Menſchen nervos."

„Du ſollteſt nicht ſpotten, lieber Erberg, denn mich leitet kein andres Intereſſe bei dieſen Beobachtungen, als das für Unicas Glück. Und Ulrich hat warlich Wunderlichkeiten, von denen ich herzlich wünſche, daß ſie nichts als ſolche ſein mögen."

„Nun, was haſt Du erſpäht?" fragte Graf Erberg mit ſo guter Laune, wie die Gräfin in ihrer zwanzigjährigen Ehe nicht an ihm geſehen hatte: ſo ſehr beglückte ihn die Verlobung der Tochter.

„In tiefer Nacht reitet er nach Rüdesheim und kommt erſt Morgens heim."

„Woher weißt Du das?" fragte der Graf etwas verwundert.

„Durch ihn ſelbſt."

„Nun ſage mir ums Himmels willen, wenn er ſelbſt es Dir erzählt, was kannſt Du denn für Beſorglichkeiten haben!"

„Neulich Nachts — ich hatte lange mit Unica geplaudert und ſaß noch vor ihrem Bett, nachdem ſie ſchon eingeſchlafen war, denn ſie iſt gar ſchön im Schlaf — hör' ich in den Zimmern über mir, wo Ulrich wohnt, leiſe gehen und darauf ebenſo leiſe Schritte die Treppe hinabkommen. Das wär' mir aber nicht aufgefallen, es konnte ſein Kammerdiener ſein,

[illegible] nicht [illegible] Zu [illegible] [illegible] [illegible]

seinem Leben, denn er ist durch und durch Ehrenmann; und das, meine Gute, ist doch das Einzige, was vernünftiger Weise von einem Mann zu begehren ist."

Die Gräfin seufzte, wünschte ihrem Mann gute Nacht, begab sich in ihr Schlafzimmer und ließ sich entkleiden. Dann ging sie nach ihrer Gewohnheit in das Zimmer ihrer Tochter, um noch ein wenig mit ihr zu plaudern. Jedoch Unica schlief bereits; und nun setzte sich die Gräfin still neben dem Bett nieder, betrachtete mit einem Gemisch von Wehmuth, Liebe, Stolz und Entzücken die schöne, ruhige Gestalt, über die jezt der Schlaf zu dem üppigen Reiz der Jugend den himmlischen Frieden der Kindheit legte, — und versank in ernstes Nachdenken über die Verschiedenheit der Ansprüche, welche beim Eintritt in die Ehe an beide Geschlechter gemacht werden. Der Mann soll Alles kennen dürfen, das Weib nichts. Mehr noch! es soll in Zukunft nichts kennen wollen, als durch ihn. Mehr noch! ihm, der eine unbeschränkte Vergangenheit hatte, wird auch eine ähnliche Zukunft, wenn nicht erlaubt, doch so leicht gestattet, daß es der Erlaubniß zum Verwechseln ähnlich sieht. Mehr noch! gebrandmarkt soll das Weib sein, das durch einen Andern zum Bewußtsein dessen kommt, was der Mann nicht verstanden hat in ihr zu wecken. „Unsinn!" sagte die Gräfin unwillkürlich halb laut am Schluß dieser Gedankenreihe. Für sich selbst würde sie sich nie diesen Ausspruch erlaubt haben; für ihr Kind quoll er unbewußt aus ihrem Herzen. Doch schrak sie darüber zusammen und sprach, wie um es gut zu machen, aber mit leiser Bitterkeit: „O Gott nein! kein Unsinn! ich weiß ja, daß ein Mann, wenn er nur kein Mörder und Räuber ist, immer noch gut genug ist für die reinste, engelhafteste Frau; und

daß, wenn er jenes iſt und ſie dieſes nicht mehr iſt, er dennoch über ſie Gericht halten darf."

Sie küßte zärtlich die reichen dunkelbraunen Zöpfe, die ſich aus Unicas Nachthäubchen drängten, und begab ſich zur Ruhe.

Am andern Tage kam Ulrich. Als ſie den Wagen in den Schloßhof rollen hörte, wechſelte Unica die Farbe; aber ihr Vater ſtand raſch auf, nahm ihre Hand, führte ſie dem Eintretenden entgegen und ſagte freudig und gerührt:

„Lieber Sohn, da haſt Du meine Unica! wenn ſie eine ſo gute Frau wird, als ſie gute Tochter iſt, ſo wirſt Du mit Deinem Loos zufrieden ſein."

„Ich gewiß! rief Ulrich ſehr bewegt; aber was ſagt Unica?"

„Ich hoffe es," ſprach ſie leiſe, doch feſt.

Dann wechſelte er mit der Gräfin einige herzliche Worte, und als das abgethan war, fragte Unica, wieder aus dem bräutlichen Verhältniß in das verwandtſchaftliche zurückfallend:

„Nun Couſin, wo haben Sie meinen Walzer?" Sie fühlte ſich noch nicht als Ulrichs Braut.

Er brachte den Walzer und einen koſtbaren Schmuck dazu. Unica legte ihn um ihren ſchlanken Hals, trat vor den Spiegel und rief vergnügt:

„Es iſt doch ein angenehmes Vorrecht der Verheiratheten, Diamanten tragen zu dürfen."

„Hab' ich den Stein gut gewählt, Unica? fragte Ulrich liebreich; der Juwelier legte mir verſchiedene vor; bei dieſen Sapphiren fielen mir Ihre Augen ein — darum kamen ſie mir ſchön vor, und ich nahm ſie."

„Dachten Sie wirklich an meine Augen?“ fragte sie ungläubig.

„Ich würd' es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre, entgegnete er lächelnd; ich habe nie so rein dunkelblaue Augen, wie die Ihren gesehen! sie sind so blau, daß der Stral, der von ihnen ausgeht, ein blaues Licht zu werfen scheint — grade wie der Sapphir thut.“

„Nun ist mir der Schmuck nicht blos erfreulich, sondern lieb,“ sagte Unica.

Einige Tage vergingen, in denen ihr Verhältniß ganz das frühere blieb; sie waren freundlich zu einander, aber doch fremd. Es war kein Liebeswort zwischen ihnen gesprochen; sie hatten sich nie allein gesehen, nie das Bedürfniß empfunden, sich einmal ganz von der übrigen Welt ab- und zu einander zu kehren — nie die Nothwendigkeit der Liebe, die ganze Seele, voll, reich, verwirrt, selig, wie sie nun eben ist, auszusprechen oder auszustammeln. Unica fing an nachzudenken, ob Ulrich sie denn auch genug liebe; ob er nicht sehr verwegen gewesen, den Schmuck in Frankfurt zu kaufen, bevor er ihr Jawort gehabt; ob er sie nicht überhaupt als etwas sehr leicht Erreichbares betrachtet, indem er sich doch gar keine Mühe gegeben habe, ihre Zuneigung zu gewinnen. Dazwischen tauchte denn auch Valerians Bild auf, und Ulrich erschien ihr häßlich und alt, wie damals im Frühling. Sie faßte den Vorsatz, mit ihm zu reden und ihm ihr Herz zu enthüllen; sie wollte wahr gegen ihn sein — sprach sie zu sich selbst — nebenbei aber auch ihm bemerkbar machen, daß er sich ein wenig anzustrengen habe, um ihr zu gefallen. Ohne es sich einzugestehen, hoffte sie im Stillen, ihr Herz werde in seinen Augen gewinnen, sobald er es einem Andern

abkämpfen müſſe. Ihr war bange zu Sinn; die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden eifrig betrieben, in der nächſten Woche ſollte ſie ſtatt finden. Ulrich war auch ernſter als gewöhnlich.

Eines Morgens erwachte ſie ungewöhnlich früh. Vor vier Wochen wäre ſie wol wieder eingeſchlafen: jezt nicht mehr. Sie ſtand auf und ging in den Garten. Da und im Schloß ſelbſt war noch Alles ſtill, keine Arbeiter, keine Diener in Bewegung und Thätigkeit, die Vorhänge der Schlafzimmer herabgelaſſen, die Fenſter geſchloſſen — nur nicht Ulrichs Fenſter. Unica rief ſchnell entſchloſſen herauf:

„Kommen Sie doch in den Garten, Couſin!“

Ulrich erſchien ſogleich im Fenſter und folgte dann ihrem Ruf. Er ſagte, augenſcheinlich erfreut:

„Es iſt gar liebenswürdig, daß Sie mir ein Paar Stunden ungetheilt ſchenken wollen.“

„Ja, ſagte ſie verlegen, ich habe ganz nothwendig mit Ihnen zu ſprechen.“

„Alſo haben Sie Vertrauen zu mir? Gott ſegne Sie dafür! Vertrauen und Wahrheit, Unica!..... Alles was ehrt, Alles was erquickt, Alles was tröſtet und adelt liegt in den zwei Worten. Ich nehme ſie wie ein heiliges Geſchenk von Ihnen an.“

Er nahm ihre Hand und behielt ſie in der ſeinen. Sie gingen in einen breiten, unabſehbar langen Gang, zwiſchen baumhohen geſchornen Hecken. Unica ſagte:

„Werden Sie mir alſo gewiß nicht zürnen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich einen andern Mann liebe?“

Ulrich ließ ihre Hand los, ſah ihr überraſcht tief in die *Augen* und ſprach:

„Zürnen? o nein! aber ich bin befremdet, daß Sie mir und nicht Ihren Eltern Ihr Vertrauen ſchenken."

„Meine Eltern wiſſen es."

„Und ſie begünſtigen nicht Ihre Liebe?"

„Mein Vater hat mir begreiflich machen wollen, daß es unmöglich ſei, mein Glück von ihr und durch ſie zu erwarten — und ich.... glaube ihm. Nur iſt es mir unmöglich, ſo ſchnell zu vergeſſen, als ich gehorchen kann, und ich ſage Ihnen dies, damit Sie ſich nicht verwundern, wenn ich nicht ſo glücklich oder ſo fröhlich ſein ſollte, wie es ſich vielleicht für eine Braut ſchickt."

„Sind Sie mir durchaus abgeneigt, Unica? ſagen Sie die Wahrheit — denn wenn das iſt, kann ich Sie unmöglich heirathen, Sie würden ſich und mich elend machen. Alſo: haben Sie eine beſtimmte Abneigung gegen mich? ich meine: ſcheint es Ihnen unmöglich, meine Frau zu werden?"

„Nein!" ſagte ſie unbefangen.

„So iſt denn Ihre Liebe todt oder nie lebendig geweſen, und ich denke, daß ich mit Zuverſicht Ihre Hand als mein vollſtändiges Eigenthum empfangen und als Bürgſchaft betrachten darf, daß das Herz ihr folgen werde."

Dieſe Wendung hatte Unica keineswegs erwartet, noch weniger den Nachſatz:

„Unica! Ihr Vertrauen lockt das meine hervor! wir ſind Beide im gleichen Fall, wir werden Beide mit einander Nachſicht haben müſſen. Wie tief oder wie oberflächlich Ihr Herz getroffen ſein möge, bleibe dahingeſtellt! unmöglich iſt es von ſolchen Qualen gefoltert worden, wie das meine! unmöglich hat es ſo glühende Freuden und Schmerzen empfunden, ſo mit Engeln geſpielt, ſo mit Dämonen gekämpft" .... —

„O! Sie lieben noch!“ rief Unica, und ſie empfand ein heißes Weh im Buſen.

„Nein, Unica, ich liebe nicht mehr, denn ich verachte! und ich verachte ebenſo unermeßlich, wie ich geliebt habe. Denn das iſt wahr: ich liebte ſo, daß meine Seele außerhalb mir in einer fremden Weſenheit lebte, und daß ich ſo — ſchwerlich je wieder lieben werde.“

„O! rief Unica und ihre Augen wurden feucht, wenn Sie mich nicht lieben können — warum heirathen Sie mich?“

„Weil ich nie ein junges Mädchen ſah, dem ich mein Glück mit größerer Zuverſicht anvertrauen mögte, bei dem ich mehr aller Tugenden gewiß ſein dürfte, welche das Weib zieren,“ ſagte Ulrich mit der Einfachheit der Ueberzeugung.

„Aber warum heirathen Sie überhaupt, wenn Sie keiner Liebe mehr fähig ſind?“ fragte Unica mißtrauiſch; ihr fiel plötzlich ein, daß ſie eine reiche Erbtochter ſei.

„Mißverſtehen Sie mich nicht, ſprach Ulrich ſanft und traurig; ich bin wol der Liebe fähig, nur ſchwerlich einer ſolchen, wie ſie vier Jahr lang der Pulsſchlag meines Weſens war. Es muß wol etwas Verkehrtes, eine übertriebene Exaltation darin gelegen haben, denn ich liebte.... meine Chimäre, und um dahin zu kommen, muß man freilich von partiellem Wahnſinn befangen ſein. Das ſeh' ich jezt Alles ein, ganz klar, ganz deutlich. Dennoch kann mein Herz nicht laſſen von Gewöhnungen, die es ſich in jener Zeit zu eigen gemacht. Es bedarf eines goldenen Hintergrundes, der die Bilder und Geſtalten des Lebens lieblich und ernſt hervortreten läßt. Es bedarf der Liebe, Unica! ich weiß nicht, ob es ſo ſchwach oder ſo übervoll iſt — aber es bedarf der Liebe ſo ſehr, daß es ſich in Verzweiflungen aufreibt und den

Zuſammenhang des Weltalls nicht findet, und ohne Muth, ohne Sporn, ohne Thatkraft iſt, und gleichgültig von den Wellen des Lebens ſich ſchaukeln oder ſich unterwirbeln läßt, wenn ein andres Herz nicht die Buſſole iſt, die ihm ſeine Wege weiſt; wenn die eigne und die fremde Liebe nicht zum Geſtirn der Zwillinge wird, das dem Schiffenden heilig und glückverheißend iſt. Vielleicht iſt dieſer wilde, brennende, unlöſchbare Durſt nach Liebe — Thorheit, vielleicht eine ſo göttliche Gabe, daß ſie, ihrer Göttlichkeit wegen, zwiſchen der breiten und platten Alltäglichkeit wie eine Thorheit ausſieht. Ich kann das nicht entſcheiden, wenigſtens jezt noch nicht. Ich bin noch wund und blutig von den Krallen, die mich zerfleiſchten, als ich eine Engelshand auf meine Bruſt zu legen wähnte. Aber in dem Augenblick, wo mein Himmelreich wie eine elende Theaterdecoration verſchwand, und mir das gemeine Latten- und Sparrwerk zeigte, um die es ſich flimmernd gelegt, da ließ ich den Schmerz wüthen und mich zernagen, bis er matt werden mögte, oder ich. Jedoch die Ueberzeugung hielt ich feſt: die Geliebte kann lügen, die Liebe lügt nicht, ſie iſt die ewig ſtärkende, rettende, verſöhnende Macht; und wenn meine Seele auch jezt in der Paſſionszeit ringt, ſo iſt das nur die Vorbereitung zur Auferſtehung. — In Berlin, vor meiner Krankheit, vor meiner Ankunft hier, traf mich das Entſetzliche“.... —

„Und gleich darauf wünſchten Sie die Verbindung mit mir?“ fragte ſie eiſig.

„Zürnen Sie mir, weil Ihre Erſcheinung mich erfreut und erhellt wie der Tag? fragte Ulrich freundlich; darf ich mich nicht zutrauenvoll von den Stralen der Morgenſonne erwärmen laſſen, weil die Abendſonne in Wolken und Stür-

men unterging? Vielleicht würden Sie es natürlich finden, daß die Grazie Ihrer Perſönlichkeit in mir eine höhere Leidenſchaft entzündete; die — ich leugne es nicht — werden Sie vermiſſen; aber die Liebe, die eine Quinteſſenz von innigem Vertrauen, heiliger Andacht, feſter Treue, unwandelbarer Sicherheit iſt — werden Sie nie vermiſſen! Sollte ſie Ihnen nicht willkommner ſein, als eine Leidenſchaft, die Sie nicht erwidern könnten, und die mich in Ihren Augen lächerlich oder zudringlich, oder — nach dem, was ich Ihnen jezt geſtanden habe — falſch und heuchleriſch erſcheinen laſſen müßte?"

Unica ſchwieg. Sie hatte keine Worte, keine Gedanken, keine Ueberlegung, nichts als die einzige Vorſtellung: Er liebt mich nicht, er ſoll mich aber lieben! — Ulrich nahm ihre Hand, bog ſich vor und ſah ihr unter den Hut: ihr Geſicht glühte, Thränen hingen an ihren Wimpern, ſie athmete raſch und beklommen. Mit einer leichten Bewegung nahm er ihr den Hut ab, drückte ihren Kopf an ſeine Bruſt, und fragte:

„Unica, liebſt Du mich?"

Hätte ſie ihn angeſehen und den Freudenglanz wahrgenommen, den dieſe Hofnung über ſein Antlitz warf, ſie würde ſich mit ihm verſöhnt haben. Aber ſie ſchloß die Augen, um ihre Thränen zu bemeiſtern, rief heftig:

„Nein!"

Und lief, pfeilgeſchwind ſich losmachend, den Gang hinab in einen Pavillon, wo ſie ſich athemlos auf einen Divan warf und über das Gehörte nachdachte. Ach, wie damals das entſcheidende Geſpräch mit ihrem Vater, ſo hatte auch dieſes eine überraſchende Wendung ihres Zuſtandes herbei ge-

führt: was ſie von Ulrich heimlich erhoft hatte, war ihr für ihn geſchehen! Sein Herz war im Preiſe geſtiegen, ſeit ſie es von einer Leidenſchaft erfüllt ſah, die nicht ihr galt.

„O, rief ſie, er ſoll mich aber lieben, auch mit Leidenſchaft lieben! wenngleich ſie todt iſt für jene Frau, die er verachtet, was ich aber nicht glaube, ſo bleibt er doch der Leidenſchaft fähig .... warum nicht für mich? O, aus allen Kräften ſoll und muß er mich lieben .... und ich will es ihm nicht bequem machen! er ſoll mich nicht betrachten wie etwas, was uns mühelos zukommt, wie ein Geſchenk, das mein Vater allein zu machen hat.“

Ihre Eitelkeit war verletzt, ihr Trotz gereizt. Wenn unſre Fehler ſich in uns ſchlachtfertig machen, ſo fühlen wir uns ſehr unglücklich.

Man klopfte an die Thür des Pavillons.

„Wer iſt da?“ rief Unica, trocknete ihre Augen, ſtrich ihr Haar glatt und war ziemlich gefaßt, als ſie auf Ulrichs Antwort, daß er ihr den Hut bringe, die Thür öfnete und ihm entgegen trat.

„Nun? wir ſind doch Freunde?“ fragte er und bot ihr die Hand.

Unica legte zwei Fingerſpitzen hinein und ſagte kühl: „Das denk' ich!“

Er küßte dieſe ſchlanken, widerſtrebenden Finger, nahm ihren Arm unter den ſeinen und machte einen langen Spaziergang mit ihr, wo er ſich ſo einfach herzlich, theilnehmend und unbefangen ausſprach, daß Unica Mühe hatte, ihren Groll nicht zu vergeſſen. Ulrich war ſichtlich erleichtert durch das erſte Geſpräch; das kränkte ſie abermals: ſie fand ihn unzart, weil er zufrieden war, ihr die Wahrheit geſagt zu

haben. Gegen ihre Mutter erwähnte ſie nicht dieſer Szene; ſie mochte Niemand wiſſen laſſen, daß Ulrich ſie nicht vergöttere. Darum nahm ſie auch freundlich ſeine herzliche Annäherung hin.

Der Hochzeitstag kam. Er ward nicht glänzend, aber würdig gefeiert. Wenig Gäſte, nur einige Freunde waren geladen, und die ganzen Dorfſchaften, die zu Hochhauſen und Malans gehörten. Sie kannten und ehrten ihren Herrn und liebten ſeine Tochter. „Unſere junge Gräfin, ſprachen ſie, iſt die reichſte und ſchönſte Jungfer rheinauf, rheinab; Gott behüte ſie!“ — Drei junge Mädchen, in einem Alter mit Unica, wurden von ihr ausgeſtattet und an demſelben Tage in der Schloßkirche getraut. Endlos lange Tiſche waren in den breiten Gängen des Gartens gedeckt. Auf einem Platz, wo mehre dieſer Gänge ausliefen, ſtand unter einem buntfarbigen, ſäulengetragenen Baldachin der Brauttiſch — der Kern des Feſtes. Es gab Muſik, Tanz, ein prächtiges Feuerwerk. Dann ward es ſtill.

Unica hatte den Tag in wunderbarer Stimmung verlebt. War ſie glücklich, war ſie unglücklich — ſie wußte es nicht genau. In manchen Momenten kam ſie ſich ſehr glücklich vor, z. B. als ſie in vollem Brautſchmuck zu den Eltern ging und deren Segen erbat und empfing; und als ſie vor dem Altar in Ulrichs Ja die tiefſte Rührung zittern hörte; und als ſie durch ein allgemeines jubelndes Lebehoch bei ihrem Austritt aus der Kirche von denjenigen empfangen ward, die in derſelben keinen Platz mehr gefunden hatten. Aber dann fiel ihr ein, daß Ulrich ſie doch im Grunde ſehr wenig liebe, daß die Erinnerung an eine mißachtete Frau ihn gewaltſamer bewege, als ſeine gegenwärtige Zuneigung für ſie; daß er gar

nicht im Geringsten das Opfer berücksichtige, das sie ihm bringe. Dann sah sie ihn an, um seine Seele zu erforschen, und er begegnete ihrem ernsten Blick mit einem so heitern, mit einem so freundlichen Lächeln, einem so herzlichen Wort, und sein Auge ruhte auf ihr so befriedigt, so still, daß sie Lust hatte, ihn zu hassen und ihm recht weh zu thun. Denn er liebt mich ja nicht, dachte sie, wie kann er glücklich sein.

So stand sie in dem Zimmer, welches für das Brautpaar eingerichtet war, daneben lagen auf der einen Seite Ulrichs Zimmer und auf der andern ein Toiletten-Cabinet, aus dem eine kleine Treppe in die Gemächer führte, die Unica sonst neben ihrer Mutter im untern Stockwerk bewohnt hatte. Die Kammerjungfer hatte ihren Dienst gethan und sich zurückgezogen. Unica, im Peignoir von weißem Musselin, mit blaßrothem Tafft gefuttert, stand blaß und ernst vor der Gräfin, die schüchtern fragte:

„Mein Kind .... liebst Du Ulrich?"

„O Mama, davon ist gar nicht die Rede! rief Unica heftig, sondern nur, ob er mich liebt."

„Nicht doch, mein Kind, er liebt Dich gewiß, aber er wird Deine Liebe begehren" ... —

„Gut!" sagte Unica so entschlossen, daß es hart klang.

Befremdet sah die Gräfin ihre Tochter an, umarmte sie und sprach zärtlich:

„Gute Nacht, mein liebes Kind, Gott segne Dich!"

Dann ging sie die kleine Treppe, in ihre Zimmer führend, hinab. Kaum fiel die Tapetenthür hinter ihr zu, als hastig Unica den Riegel derselben zuschob, in fliegender Eil ihren Peignoir abwarf, einen seidenen Ueberrock anzog, einen Shawl darüber warf, um die Flüchtigkeit ihrer Toilette zu

verbergen, und dann, Hut und Handschuh nehmend, ins andere Zimmer lief. Da warf sie die Vorhänge vor dem Alkoven zu und vor den Fenstern auf, zündete mit unglaublicher Geschwindigkeit die Lichter an, die in zwei großen Armleuchtern auf dem Kamin und unter dem Spiegel standen, und gab dadurch dem Gemach das Ansehen eines Salons, der Gesellschaft aufnehmen soll. Dann machte sie die Flügel des einen Fensters weit auf, zog einen Lehnstuhl heran, setzte sich und zog einen Handschuh an. Kaum war sie damit fertig, so trat Ulrich ein. Die Zugluft hob den schweren, seidenen Fenstervorhang, der gespenstisch rauschend ins Zimmer hinein flog. Der kühle Nachtwind, die hellen Lichter drangen schneidend auf Ulrich ein.

„Es ist unheimlich hier," sagte er, ging zum Kamin und löschte die Lichter.

Als Unica sah, daß er ihr Werk ebenso schnell vernichtete, wie sie es zuwege gebracht, rief sie ängstlich:

„Ulrich, laß die Lichter brennen! ich bitte..... Ulrich!"

„Wozu, liebe Unica?" fragte er und hing der Frage zwei Verse aus Romeo und Julia an; aber er hatte Unica ins Auge gefaßt, und sein Erstaunen über ihren seltsamen Anzug war so groß, daß er davon abließ und rasch zu ihr ging. Sie hatte beide Handschuh an, den Hut auf und sah so vollkommen reisefertig aus, daß Ulrich sagte:

„Aber, liebe Unica, wenn Du noch heut Abend nach Malans fahren wolltest — warum hast Du es nicht früher gesagt?"

Er wollte ihre Hand nehmen; Unica zog sie zurück, stand auf, maß ihn mit eisigem Blick von oben bis unten, kehrte ihm den Rücken und sah zum Fenster hinaus. Ulrichs erste

Bewegung war ein Schritt nach der Thür, seine zweite, mit der Hand über die Stirn zu fahren und den Kopf zurück zu werfen, wie er oftmals that, wenn er ein unbehagliches Gefühl bemeistern wollte. Dann sprach er so gelassen, wie möglich:

„Liebe Unica, habe die Güte mir zu sagen, was Du wünschest?"

Sie wendete sich halb um und sagte über die Schulter trocken und befehlend:

„Ich will allein sein."

Ulrich blickte sie an mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Stolz und Trauer und entgegnete:

„Warum stößt Du mich plötzlich zurück, Unica? es thut mir weh, und es wird Dir leid thun."

Ein Stral von Triumph glitt über ihr Antlitz, und noch schärfer sprach sie:

„Ich will allein sein."

„So wirst Du es jezt.... und immer sein!" sprach er, ohne Schärfe, ohne Bitterkeit, ohne Groll, aber mit einer unbesiegbaren Entschiedenheit. Das hörte Unica heraus. Zweimal in der letzten Zeit war sie in ihrem Willen zerbrochen; zum dritten Mal sollt' es nicht geschehen.

„Jezt und immer" sagte sie trocken.

Ulrich verbeugte sich stolz und ging in sein Zimmer.

Heftig war der Schreck von Gräfin Erberg, als sie bei ihrem Schwiegersohn schellen, dann gehen und viel Bewegung hörte. Sie hatte noch nicht die Ruhe gesucht und war in unbestimmter, banger Vorahnung in ihrem Gemach auf und ab gegangen. Unica ist krank! war ihr erster Gedanke, und sie eilte durch die Zimmer nach der kleinen Treppe, welche in

Unicas Toiletten-Cabinet führte, fand aber deſſen Thür verſchloſſen und flog nun der großen Treppe zu, um auf dieſem Wege zur Tochter zu gelangen. Erſtarrt blieb ſie am Fuß derſelben ſtehen, denn Ulrich kam ihr von oben herab entgegen, den Hut auf dem Kopf, und wirklich ganz ſo reiſefertig, wie vorhin Unica geſchienen.

„Mein Gott, was ſoll das bedeuten?“ ſtammelte ſie verwirrt.

„Fragen Sie Unica, gnädige Tante?“ erwiderte Ulrich ernſt.

„Aber wohin wollen Sie denn, mein guter Ulrich?“ rief ſie und nahm ſeine Hand.

„Nach Malans, gnädige Tante.“

„Aber ich verſtehe das nicht!“ rief die arme Gräfin und rang die Hände.

„Ich auch nicht! darum bitte ich Sie, von Unica ſich die Aufklärung geben zu laſſen.“

Indem kam Ulrichs Kammerdiener mit Caſſette und Portefeuille ſeines Herrn oben an die Treppe und blieb ſtehen, als er unten die Gräfin gewahrte. Sie ſagte mit nervoſer Haſt:

„Ulrich, ich beſchwöre Sie, bleiben Sie! Sie wiſſen nicht, was Sie thun.... Sie werfen Schmach auf meine Tochter! Um Gottes willen, denken Sie an meinen Mann! .... Ulrich, Ulrich! Sie dürfen nicht fort!“

Er winkte dem Kammerdiener, die Sachen zurück zu tragen, und die Gräfin rief erleichtert:

„Erwarten Sie mich in meinem Zimmer..... ich beſchwöre Sie!“

Ulrich verbeugte ſich. Die Gräfin flog die Treppe hinauf und pochte an Unicas Thür. Als ſie keine Antwort erhielt und die Thür verſchloſſen fand, ging ſie in Ulrichs Zimmer und ſuchte von dort Einlaß, doch ebenſo vergeblich; denn Unica, nachdem ſie ſich rundum abgeſperrt, warf die Kleider fort, die ſie nur angelegt hatte, um ſich eine momentane Haltung zu geben und ging zu Bett, ſtolz wie ein Feldherr, dem das Schlachtfeld geblieben iſt; ihre Abſicht war gelungen: ſie fühlte, daß ſie Ulrich weh gethan hatte. Hinter den Damaſtvorhängen in ihrem Alkoven hörte ſie weder Klopfen noch Stimme der Mutter, die ganz troſtlos zu Ulrich zurück kam und ſich neben ihm ins Sopha ſinken ließ. Ulrich ſah ſie erwartungsvoll an.

„Haben Sie mir wirklich gar nichts zu ſagen, gnädige Tante? brach er endlich das Schweigen; können Sie mir wirklich keinen Aufſchluß geben — oder wagen Sie nicht es zu thun?“

„Wagen?“ wiederholte die Gräfin gedankenlos.

„Nun, ſcheint es Ihnen kein Wagniß, mit einem rechtlichen Mann ſo zu ſpielen, daß man ſich unter den Schutz ſeines Namens und ſeiner Ehre begiebt, weil man .... ſie für ſich nöthig hat?“

„Ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen, guter Ulrich, ſprach die Gräfin matt; ich mögte nur gern wiſſen, wodurch Sie zu einem ſo befremdenden Betragen gegen meine Tochter veranlaßt werden.“

Ulrich wollte eine ſcharfe Antwort geben, aber er nahm ſich zuſammen, fixirte die Gräfin und ſagte:

„Wiſſen Sie, daß Unica liebt?“

„Sie hatte eine frühere Neigung — wol mehr in der Phantaſie, als im Herzen; und ich denke nicht, daß dieſe Sie auf irgend eine Weiſe beunruhigen dürfte.“

„Das war auch in der That nicht der Fall, als Unica mir vor ungefähr vierzehn Tagen davon ſprach. Eine wahre Liebe würde ihr nicht erlaubt haben, eine Verbindung mit mir einzugehen; ein oberflächliches Wolgefallen haftet nicht in einer tüchtigen Seele; ſo dacht' ich damals. Heute, nachdem Unica mir mit einem ſeltſamen Gemiſch von Trotz und Verlegenheit ihren Willen ausgeſprochen hat, der darin beſteht, daß wir einander ſo fern wie Fremde ſtehen ſollen — heute allerdings kommen mir andre Gedanken, und ich meine, ſie muß durch gewichtige Gründe beſtimmt worden ſein, eine Scheinverbindung mit mir einzugehen. Und iſt das kein Wagniß? glaubt ſie, daß ich es mir gefallen laſſen werde? hält ſie mich für ſo dumm oder ſo gemein, daß ich bereitwillig den Mantel der Liebe über ihr Vergehen decken ſollte?“.... —

Die Gräfin ſtieß einen hellen Schrei aus. Dann ſagte ſie ruhig und ſah Ulrich feſt an:

„Sie ſprechen in einem Fieberanfall; denn Sie, der ſeit Monaten täglicher Zeuge von Unicas unſchuldigem Leben und Sein waren, können unmöglich ſolche Aeußerung mit Beſonnenheit und Ueberzeugung machen. Ward je ein Mädchen gut und rein in die Arme ihres Gatten gelegt, ſo iſt es meine Unica.“

„Liebe Tante, ſagte Ulrich ſanft, weil Unica dieſen Eindruck auf mich machte, ſo hatte ich eine wahre Ehrfurcht — ich muß beinah ſagen, eine wahre Andacht zu ihr, die ſo groß iſt, daß ich mit einer Laune gewiß jede Nachſicht gehabt haben

würde. Aber glauben Sie mir, was ſie mir ſo eben zeigte, war keine Laune, ſondern ein Entſchluß. Ich hoffe, Sie trauen mir zu, daß ich Alles, was ich thue, mit Ernſt thue. Ich habe mich verheirathet, weil ich das Glück des Familienlebens begehre, weil es mir ein Bedürfniß iſt, das Gewebe meines Lebens in die Zukunft hineinzuſpinnen, in die Zukunft, welche wie ein freundliches Morgenroth in lieben Kindern uns anlächelt. Manche Herzen und Geiſter ſind einſiedleriſch, ſchaffen und arbeiten, um ſich ſelbſt zu genügen und ihre Kräfte und Gaben zu verbrauchen. Das kann ich nicht! für mich, um mich mag ich nichts thun, bin ich matt und ſchlaff, denn ich nehme kein Intereſſe an mir, ſobald ich nicht in mir den Quellpunkt ſehe, aus dem verwandte Exiſtenzen ſich alimentiren. Nur für die Welt zu ſchaffen — das genügt mir nicht. Ja, legte Gott die Welt in meinen Arm, ſo würd' ich ein Atlas werden und ſie tragen, und durch dieſe Anſtrengung mich befriedigt fühlen — das weiß ich! da aber heutzutag in unſern wol ein- und abgerichteten Staaten der Einzelne nichts andres zu thun hat, als ſein Penſum ſo ſchnell wie möglich abzuarbeiten, um ſo bald wie möglich ein neues — und etwa einen Orden oder dergleichen Aeußerlichkeiten dazu zu bekommen: ſo begehre ich einen kleinen, engen, innigen Kreis, für den ich mit meinen beſten Kräften wirkſam ſein könne. Ich begehre Liebe und Vertrauen, denn ich werde beides nie täuſchen! — aber was hab' ich bei Unica gefunden? kann ich noch wähnen, irgend eine meiner Hofnungen bei ihr erfüllt zu ſehen? Sie wollen nicht, daß ich Gedanken in mir aufkommen laſſe, welche das ſchöne, lichte Bild Ihrer Tochter verdunkeln; aber, theure Tante, Sie werden mir doch zugeben müſſen, daß alsdann

Unicas ſpieleriſch kindiſches Benehmen, mit Verlegenheit ohne Grund und Eigenſinn ohne Zweck, ſich wunderlich ausnimmt gegen meinen tiefen Ernſt."

„O ganz, ganz gewiß, mein guter, lieber, herrlicher Ulrich! ſagte die Gräfin mit Thränen in den Augen. Sie ſind nur ein wenig zu heftig, zu haſtig.... aber das iſt der Fehler Ihres ganzen Geſchlechts! Biegen oder brechen, heißt es immer bei Euch!.... — Mein Gott, wenn Sie nun nach Malans gefahren wären — welch ein Scandal! Ich beſchwöre Sie, mit Unica Nachſicht zu haben. Sie iſt leider nicht frei von Eigenſinn, ſie läßt ſich nicht gern zu etwas zwingen. Daß ſie jene phantaſtiſche Neigung ihrem Vater gegenüber aufgeben mußte, brachte eine Mißſtimmung in ihr hervor, die vielleicht bis heute angehalten hat. Sie thut lieber das, was man nicht von ihr begehrt, als das, was man begehrt. Das iſt ſehr verkehrt — ſchwebt auf Ihren Lippen, beſter Ulrich! ich ſeh' es Ihnen an. Aber bedenken Sie, welch einen Widerſtand meines Mannes eiſerne Entſchiedenheit in einem lebhaften Charakter erzeugen mußte — und Sie werden Nachſicht mit Unicas thörichtem Betragen haben, das ganz gewiß nur die Nachwirkung einer zu gewaltſamen Berührung iſt. Verſprechen Sie mir, nichts zu brüskiren, lieber Ulrich! Unica wird von ſelbſt Ihren hohen Werth und die Reinheit Ihrer Geſinnung erkennen und lieben, und es für ein Glück halten, Ihnen ganz angehören zu dürfen. Nur aber, wenn Sie heute Nacht auf und davon fahren, ſo iſt ein fürchterlicher éclat und ein gewiſſer Bruch die unausbleibliche Folge. Erſparen Sie jenen uns, den Eltern, und dieſen ſich ſelbſt und Unica."

„Liebe Tante, entgegnete Ulrich; da wir waffenlos ſind

gegen die Kränkungen, welche Frauen uns zufügen, so wird es uns schwer, sie zu ertragen. Daher stellen wir die Frau, die uns absichtlich in unserm innersten Gefühl verletzt, so niedrig in unsrer Meinung, daß die uns zugedachte Kränkung uns nicht mehr erreicht. Daraus allein entsprangen die Aeußerungen, die ich vorhin ohne Ueberlegung machte. Ich bitte, halten Sie sie meiner Aufregung zu gut. Welch eine wahrhafte und innige Verehrung ich für Unica hege, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich den Andeutungen, die Sie mir jezt gegeben, Folge zu leisten verspreche. Ich weiß nicht — fügte er mit seinem melancholischen Lächeln hinzu — was es für ein seltsames Schicksal ist, das mich immer auf die Erwartung anweist, obgleich ich schon einmal so unnennbar gräßlich in ihr betrogen worden bin. Sollten die Verheißungen mich zum zweiten Mal täuschen?"

„Lieber Ulrich, sagte die Gräfin wehmüthig, glauben Sie denn, daß irgend Einem auf der Welt die Verheißungen von Glück und Liebe in Erfüllung gehen, die sein eignes verlangendes Herz ihm macht? Sie sind noch recht jung, wenn Sie in der That daran glauben. Wol Ihnen! und noch mehr — wol meiner Unica."

Sie stand auf, umarmte ihren Schwiegersohn und sagte:

„Nicht wahr, die Fahrt nach Malans ist fürs Erste aufgegeben?"

Er küßte ihre Hand, ging auf sein Zimmer zurück und befahl dem treuen und verschwiegenen Kammerdiener, gegen Niemand im Schloß dieser nächtlichen Scene zu erwähnen.

Unica aber — während ihr Mann und ihre Mutter in

Unruh und Zorn, in Sorge und Wehmuth die Zeit verbracht hatten — Unica war friedlich und ſorglos, und ſchlief den Schlaf der Gerechten.

---

## Verlorne Jahre.

---

Ulrich und Unica begrüßten ſich ganz unbefangen am nächſten Morgen; ſie war mit ihrem Triumph zufrieden, und er war theils zu ſtolz, um irgend eine Unzufriedenheit zu äußern, theils wirklich geſpannt, ob und wie Unica es zu machen wiſſen werde, um von dem eingeſchlagenen Wege abzulenken. Zum erſten Mal in ihrem Leben wünſchte Gräfin Erberg nicht das Vertrauen ihrer Tochter, denn ſie hätte deren Betragen mißbilligen müſſen und wußte wol, daß ein ſolcher Tadel keinen guten Eindruck auf ſie mache; und Unica ſchwieg gegen die Mutter, weil ſie nicht geſtehen mogte, daß ihr Benehmen eine Strafe für Ulrichs Gleichgültigkeit ſein ſollte. Graf Erberg hatte keine Ahnung von dieſen confuſen Zuſtänden; ſeine zuverſichtliche Ruhe hielt Alle im Gleichgewicht. Man fuhr fort, nur eine Familie auszumachen, und das junge Paar lebte abwechſelnd in Malans und Hochhauſen.

Ulrich behandelte Unica mit der liebenswürdigſten Aufmerkſamkeit, die ihn bei allen Einrichtungen ihren Geſchmack, ihre Gewohnheiten, ihre Beſchäftigungen berückſichtigen ließ. Er beſprach mit ihr ſeine Geſchäfte und Angelegenheiten und alle zu treffenden Anordnungen. Er theilte ihre Spaziergänge, ihre Lectüre — er that Alles, was ein Mann für die geliebteſte Frau thut; aber er that es ohne jenen beſeelenden Hauch und Schmelz der Liebe, welchen nur ein gegenſeitiges inniges Verſtändniß erzeugen kann. Einmal zurückgewieſen war er nicht der Mann, welcher zum zweiten Mal einen Schritt entgegen geht, und Unica fühlte faſt Erbitterung gegen ihn und wiederholte ſich heimlich alle Tage: „Er liebt noch jene andre Frau und iſt freundlich gegen mich, damit ich jenes Gefühl nicht bemerken möge.“ — Zuweilen weinte ſie, aber ganz im Stillen, und dachte, ob es nicht am Beſten wäre, ſich in Ulrichs Arme zu werfen und ihn zu bitten, er möge ſie doch lieben. Das wäre in dieſem Fall grade das Beſte geweſen; aber man muß geſtehen, es iſt ſchwer, ſich einem Mann in die Arme zu werfen, der ſie nicht nach uns ausſtreckt, und ſtand Ulrich nun gar vor ihr mit ſeinem ernſten, beinah finſtern Geſicht, ſo fühlte Unica ſich von einer Scheu befangen, die jede Regung von Zuvorkommenheit paralyſirte.

Einige Monate waren ſo vergangen, als Ulrich aus Berlin die Nachricht erhielt, daß daſelbſt die Schweſter ſeiner Mutter, die Gräfin Wettberg, ſamt ihrer älteſten Tochter an der Cholera geſtorben ſei, und eine jüngere Tochter hülflos zurückgelaſſen habe; denn der Graf Wettberg war längſt todt, und das einſame Kind hatte keinen näheren Verwandten als Ulrich. Es war Anfang Novembers, einer von den melancholiſchen, ſtürmiſchen, wolkenſchweren Tagen, in denen es iſt

als habe der Tag weder Muth noch Kraft, herzhaft die Augen aufzuſchlagen — ſo trübe und finſter iſt es vom Morgen bis zum Abend. Unica ſaß in ihrem Zimmer zu Malans vor dem Kamin, deſſen Glut das dunkle Gemach erleuchtete und erwärmte, und ſah dem wunderlichen Spiel der Flamme zu, wie ſie das dürre todte Holz umſchlingt, zerglüht, lebendig macht, fremde Kräfte und Eigenſchaften darin weckt, bis es ihr ähnlich oder von ihr aufgelöſt wird, und bis dann endlich Beide in der grauen Aſche untergehen. Unica hatte dabei ihre Gedanken — an Ulrich! daß es einen Valerian Marana auf der Welt gebe, hatte ſie wirklich ſeit Monaten vergeſſen, wünſchte auch keineswegs ſeine Liebe mehr — hingegen Ulrichs!.... Da trat Ulrich ein und ſagte ihr, daß er geſonnen ſei, nach Berlin zu reiſen. Nach Berlin; ſie ſchrak zuſammen; hatte er nicht dort im Frühling die Begegnung mit jener Frau gehabt, die er noch immer ſo leidenſchaftlich liebte? Als Ulrich ihr die weitern Nachrichten mittheilte und ſie fragte, ob es ihr nicht unlieb wäre, wenn er ſeiner Couſine eine Zuflucht in ſeinem Hauſe gäbe, rief ſie:

„O ſie iſt mir willkommen! wie kannſt Du zweifeln?.... aber geh' doch nicht ſelbſt nach Berlin!"

„Fürchteſt Du, ich könnte die Cholera mitbringen?" fragte er ſcherzend.

„Ja, ja! die Cholera, die abſcheuliche Cholera! rief ſie, des Vorwands froh, und bittre Eiferſucht ſtieg in ihrem Herzen auf; — wie kann man nach einem Ort gehen, wo ſie wüthet, wenn man nicht dazu gezwungen wird!"

„Meine Gegenwart ſcheint mir in der That nöthig in Berlin zu ſein — theils meiner armen kleinen Couſine, theils eigner Geſchäfte wegen. Du weißt, daß mir im Lauf des

Sommers der Antrag gemacht iſt, wieder in die Carriere einzutreten, und daß ich es vorläufig abgelehnt habe. Jezt will ich es definitiv thun. In jene untergeordnete Stelle, die mir angeboten ward, kann Jeder hineinpaſſen, während ich hier meinen Wirkungskreis habe, den ich allein ausfüllen kann. Hätte ich die Ueberzeugung, daß grade mein Dienſt von Nutzen ſein könne, daß man grade meine Einſicht oder Talente begehre, ſo würd' ich wahrlich nicht den Prezidſen ſpielen, denn ich halte es für Jedermanns Pflicht, dem König — oder wie man jezt ſpricht — dem Staat mit Gut und Blut zu dienen. Das will ich in Berlin ſagen und hinzufügen, man ſolle an mich denken, wenn es etwas zu thun giebt, wofür ich mich als beſonders tüchtig erwieſen habe. Alle Oberflächlichkeit wird mir je länger je mehr zuwider, denn in dem beſtändigen Contact mit der hohlen, bunten Gleißnerei der Welt nimmt der Charakter unbewußt etwas von dieſen Färbungen an, und die Beſchäftigung, wöchentlich zwei Depeſchen zu ſchreiben, iſt nicht ernſt und umfaſſend genug, um die Auswüchſe wieder abzuſchleifen."

Unica hätte ſich, während Ulrich ſo ſprach, überzeugen können, daß ihn keine hinterhaltigen Gedanken nach Berlin lockten, denn er ſprach ganz ſo einfach und ruhig, wie die Wahrheit zu thun pflegt; aber ſie war umſponnen von Eiferſucht und ſagte daher trocken:

„Du bleibſt alſo wol ziemlich lange in Berlin?"

„Drei Wochen mögen darüber hingehen."

„Nur drei Wochen! ich glaubte Monate!"

Ulrich bemerkte ihre Mißſtimmung und fragte: „Hätteſt Du vielleicht Luſt, die Reiſe nach Berlin mitzumachen, liebe Unica?"

Sie fühlte ſich entwaffnet durch ſeine große, immer gleiche Sanftmuth; aber zum Unglück ſetzte er aus wahrer Beſorgniß hinzu:

„Bedenke aber die Cholera, und ob die Eltern nicht in Angſt um Dich vergehen werden.“

„Vermuthlich! entgegnete ſie kühl; ich wünſche auch keineswegs nach Berlin zu reiſen, ſondern nur“.... — Sie ſtockte, denn ſie wollte ſagen: „daß Du auch nicht hinzureiſen brauchteſt.“ —

„Sondern nur?“ wiederholte Ulrich.

„Daß es Dir dort gefallen möge!“ rief ſie verlegen.

„Es iſt kein Ort, wo es mir gefallen könnte,“ entgegnete Ulrich melancholiſch, ſtand auf und verließ das Zimmer.

Ihr war zu Muth, als müſſe ſie ihm den Weg vertreten und ihn anflehen, ihr zu ſagen, was ihm im Frühling dort begegnet ſei. Sie hielt ſich feſt an den Armlehnen ihres Fauteuils, um nicht aufzuſpringen, und als die Thür hinter ihm zufiel, murmelte ſie: Jene Erinnerungen haben mehr Gewalt über ihn, als ich und die Gegenwart. — Sie vergaß nur hinzuzuſetzen: und das iſt meine Schuld.

Während Ulrichs Abweſenheit lebte Unica in Hochhauſen, und in einer ſo fortwährenden Unruh und Beſorgniß, daß die Eltern, ſogar die Mutter, ſich überzeugt hielten, ihr Verhältniß ſei das zärtlichſte und innigſte. Indeſſen hütete ſich Gräfin Erberg vor der leiſeſten Frage, vor dem geringſten Wink. Sie fühlte zu fein, um nicht jede Einmiſchung in eheliche Verhältniſſe als verletzend, ſtörend und gefährlich zu erkennen, ſogar von Seiten einer Mutter. Denn in dieſem Punkt giebt es nicht Mutter und Tochter mehr, ſondern nur zwei Frauen ſtehen ſich gegenüber, und jede hat nur ihrem

Mann Rechenſchaft abzulegen und mit ihm Uebereinkommen zu treffen.

Ulrichs Rückkehr verzögerte ſich von einer Woche zur andern. Unica ſagte eines Tags in ihrer heftigen Weiſe zu Graf Erberg:

„Papa, ich ſterbe, wenn er zu Weihnachten nicht kommt!“

„Bah! er wird ja kommen! erwiderte der Vater und ſetzte lächelnd hinzu: erinnerſt Du Dich noch, daß Du ihn vor ſechs Monaten durchaus nicht heirathen wollteſt? wer hatte damals Recht, Du oder ich?“

Unica brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Der Vater ſagte tröſtend:

„Armes Kind, Du biſt ganz nervenſchwach von Erwartung und Angſt! aber nach Ulrichs letztem Briefe darfſt Du ihn gewiß zu Weihnachten erwarten. Er wird das Feſt nicht einſam feiern mögen.“

So war es wirklich. Als Unica in der Avenue das Poſthorn hörte, lief ſie ſchon aus dem Zimmer und unters Portal, um ihn zuerſt zu ſehen, zu begrüßen. Und als er aus dem Wagen geſtiegen, fiel ſie ihm um den Hals und rief athemlos: „Ulrich! ach Ulrich!“ Doch kaum hatte ſie ihn eine Sekunde angeſehen, ſo zog ſich ihr Gefühl zurück, wie eine Schnecke in ihr hartes Haus; denn auf ſeinem Geſicht lag eine ſolche Verſunkenheit in Trauer, daß es eiſig und grell durch ihre Seele blitzte: „die alten Erinnerungen ſind aufgefriſcht worden.“ Eben als Ulrich, nicht gefaßt auf den zärtlichen Empfang, ſeine Ueberraſchung als Freude ausdrücken wollte, machte ſie ſich von ſeinem Arm los, ſein Kuß ſtreifte ihr Haar, und ſie eilte ihm voran zu den Eltern, wo ſie ganz erſchöpft in einen Lehnſtuhl ſank, während Ulrich die

kleine Ida Wettberg hereinführte, die in ihrer tiefen Trauer, mit ihrem chiffonnirten Reiſeanzug und ihrem blaſſen, müden, erfrornen Geſichtchen, ein kleiner recht erbärmlicher Gegenſtand des allgemeinen Mitleidens ward. Gräfin Erberg paſſionirte ſich auf der Stelle für das verwaiſte Kind.

„Armes Engelchen, ſagte ſie zärtlich, mögten Sie doch etwas bei uns finden, was Sie an die Liebe Ihrer Mutter erinnerte!“

„Meine Mutter nannte mich — Du,“ entgegnete Ida, und ihre großen Augen blitzten ſeltſam hinter großen Thränen.

Alle ſahen ſie freundlich an wegen dieſer lieblichen Antwort, und Ulrich ganz überraſcht, denn er hatte bis jezt noch nicht eine Spur von Grazie in ihr wahrgenommen. Ihre Anweſenheit zerſtreute die Aufmerkſamkeit, und zog ſie von Unica und Ulrichs Benehmen gegen einander ab; deshalb beſchäftigte ſich auch Unica angelegentlich mit ihr. Graf Erberg ſagte:

„Ulrich, laß Dich nicht irre machen, weil Deine Frau ſchön thut mit der Ida und nicht mit Dir! glaube nur, ſie iſt während Deiner Abweſenheit ganz anders geweſen.“

„Ja, ſagte Unica unbefangen, die Cholera iſt ein ſo gräßliches Geſpenſt in meinen Augen, daß der Gedanke mich fürchterlich peinigte, einen lieben Menſchen in ihrem Bereich zu wiſſen.“

„Und haben Sie ſie etwa gehabt und es uns verheimlicht? fragte Gräfin Erberg. Sie ſehen entſezlich angegriffen aus, lieber Ulrich, faſt ſo wie im Frühling nach dem Nervenfieber“.... —

„Ganz ſo!“ ſagte Unica ſcharf.

„Die Atmosphäre war giftig in Berlin, antwortete Ulrich, aber die Cholera hab' ich nicht gehabt.... Ida weiß es."

„O, ich glaubte es auch nicht!" rief Unica.

In dieser Weise lebte das Paar unter einander fort, innerlich sich immer mehr und mehr entfremdend, obgleich in Unica die Liebe immer tiefere Wurzel schlug, je mehr sie sich bemühte, jede Aeußerung derselben zu unterdrücken. Jeden Augenblick fühlte Ulrich sich abgestoßen durch ihre schroffe Hülle, und immer gleichgültiger wurde er gegen ein Wesen, das sich ihm unzugänglich für das natürlichste Gefühl zeigte. Und diese Gleichgültigkeit kehrte sich auch gegen die Außenwelt. Er fand in Unicas Herzen nicht den Heerd, auf welchem das Feuer seines Herzens lodern durfte; er ließ es in sein Inneres zerstörend hineinbrennen. Er hatte keine Interessen, weil sie die natürlichsten nicht mit ihm theilen mogte; keine Freude, denn sie brachte ihn um die Gegenwart; keine Hofnung, denn seine Zukunft war bei ihr. Anfangs dachte er daran, die Ehe auflösen zu lassen, doch bald änderte sich das. Wozu auch? fragte er sich selbst; ich werde nicht nach einer andern Frau in der Welt herumsuchen! sie, sie, die Einzige, hab' ich geliebt, und vielleicht war es ein Unrecht gegen Unica, daß ich, ohne eine ähnliche Liebe, sie heirathete. Dafür bin ich nun gestraft, Unica kann kein Herz zu mir fassen und ich bin müde, es von ihr oder von irgend einer Frau zu hoffen. Man muß das Leben hinzubringen suchen.

Er ging mit Unica für die Wintermonate nach Frankfurt und spielte dort wie rasend. „Im Winter spiel' ich, im Sommer schwimm' ich — sagte er oft, das sind meine Amüsements, denn in ihnen ist Kampf mit zwei unbezwinglichen Gegnern: dem Glück und dem Element."

Man bedauerte allgemein Unica. Ihr ungleiches Weſen, das aus ihrer innern Spannung hervorging, ward auf das Mißbehagen ihrer Ehe geſchoben, und die ſtolze Art, mit der ſie jede Huldigung kalt abwies, ward höchlich bewundert bei der ſchönen, augenfällig von ihrem Mann vernachläſſigten Frau.

Der Sommer in Malans änderte nichts. Hat ſich einmal ein ſchiefes Verhältniß feſtgeſetzt, ſo kann es durch gewöhnliche Zuſtände nicht aus ſeinen Angeln gehoben werden; es bedarf gewaltſamer Erſchütterungen, weil die innere Verkehrtheit, aus der es entſprungen iſt, nur wankt, wenn ſie in Grund und Boden zermalmt wird. Die Theilnahme der ganzen Familie richtete ſich jetzt ſo ausſchließlich auf Graf Erberg, bei dem die Bruſtwaſſerſucht decidirt hervorgetreten war, daß Unica in der ſorgſamen Pflege den Kummer ihres Lebens — und Ulrich, ihr treu beiſtehend, die Oede des ſeinen vergaß. Damit ging wieder ein Jahr hin. Graf Erberg ſtarb. Er mogte die Spaltung zwiſchen Ulrich und Unica doch endlich wahrgenommen haben; da er aber keine Ahnung hatte, daß ſie von ſeiner Tochter ausgehen könne, ſo ſchob er die Schuld auf Ulrich, und ſein letztes Wort an den war:

„Habe Mitleid mit Unica.“ Er hielt ihre Hand und wollte ſie in Ulrichs legen; doch ſie zog ſie raſch zurück und rief heftig:

„Mitleid! welch ein entſetzliches Wort! glaube doch nicht, geliebter Vater, daß weder Ulrich noch irgend ein Menſch Mitleid mit mir zu haben braucht. Ich bin zufrieden.“

„Und Du, Ulrich?“ fragte Graf Erberg mühſam.

„Wenn Unica es iſt — wie kannſt Du bei mir zweifeln, theurer Vater!“ rief Ulrich lebhaft, denn er ſah die

Veränderung, welche das Herannahen des Todes in den Zügen des Kranken machte, und winkte Unica raſch zu ſich heran. Er zog ſie mit ſich auf die Knie neben dem Sterbelager, und ſie umfaſſend ſagte er: „Segne uns, lieber Vater.“

Graf Erberg konnte nur die Hand über ſie ausſtrecken; als er ſprechen wollte, that er ſeinen letzten Athemzug. Ulrich war tief ergriffen; er hatte den Todten herzlich geliebt, er achtete ſeinen Charakter, er dankte ihm ſeine Erziehung und all ſeine günſtigen Verhältniſſe. Der Wunſch, ihn in ſeiner Tochter fortzuehren und zu lieben, trat wie ein dringendes Bedürfniß vor Ulrichs Seele.

„Komm zu mir, Unica, rief er, der Vater iſt todt, komm' an mein Herz.“

Aber Unica dachte: „die Mahnung des Sterbenden wirkt; er hat Mitleid mit mir!“ — Und ſtatt in ſeine Arme zu ſinken, beugte ſie ſich über die Leiche und ſagte:

„Wie ein Vater kann Niemand lieben.“

Sie war tief betrübt, ihre Mutter auch; denn ſeit den fünf Jahren ihrer Rückkehr aus der Penſion und beſonders ſeit den zwei letzten ihrer Verheirathung, war Graf Erberg bedeutend milder und theilnehmender geworden. Seine Wünſche waren erfüllt, er fühlte ſich zufrieden mit ſeinem Schickſal, mit ſeinem Leben, das Glück ſtimmte ihn weich, und nur der Weichheit hatte ſein feſter, edler Sinn ermangelt, um ihn liebenswürdig und beglückend zu machen. Als er ſo war, wie ſeine Frau ihn ihr Lebenlang gewünſcht hatte — ſtarb er. Ach, wenn wir bedächten, daß der Tod uns immer über die Schulter ſieht, ſo würden wir gewiß einander das Leben leichter machen. Aber wir leben ſo beſinnungslos oder ſo leichtſinnig, oder ſo egoiſtiſch, als hätte der Moment, wo wir

einem Andern weh thun, gar kein Gewicht, und es kann doch der letzte seines Lebens sein; oder als hätten wir tausend Jahre vor uns, um es wieder gut zu machen, und es kann doch der letzte unsers Lebens sein.

Ulrich war der traurigste von Allen — denn er hatte ein Herz verloren, und noch dazu das einzige, welches für ihn auf der Erde schlug. Ihn langweilte seine leere Existenz. Es war nicht jene oberflächliche Langweile, die uns zuweilen ganz ungeduldig ausrufen läßt: O wäre doch nur diese Woche erst überstanden! ach, will denn dieser Tag nicht zu Ende gehen! — Es war jene unermeßliche Langweile über die Nüchternheit des gesamten menschlichen Daseins, wovon das eigene nur eine Fraction, ein Mikrokosmus ist. Der Tag, die Menschen, das Einerlei des Gehens und Kommens, des Thuns und Treibens, ekelte ihn an. Er führte eine ganz verkehrte Lebensweise, schlief bei Tage, wachte Nachts. In der Nacht schrieb er, besorgte er seine Geschäfte, ritt er aus, schwamm er im Rhein — oft bis zu solcher Ermüdung, daß er fühlte, noch eine Minute und er sank unter! aber grade das Bewußtsein: noch eine Minute Zeit zu haben, um sich zu retten, gab ihm jedesmal die nöthige Kraft. Des Morgens um acht oder neun Uhr ging er schlafen, und erst um vier, zur Speisestunde, kam er zum Vorschein. Dann war er äußerst freundlich, liebenswürdig und aufmerksam für seine Umgebung, aber — aus angeborner Gewohnheit, aus Instinkt, aus Gleichgültigkeit gegen sich selbst; und weil man fühlte, wie wenig Befriedigung er durch seine Liebenswürdigkeit fand: so war man auch unbefriedigt, denn Nehmen und Geben muß durch die Gegenseitigkeit im Gleichgewicht gehalten werden. Große Besitzungen und überhaupt Unicas bedeutendes

Vermögen gaben ihm viel zu thun; er beſorgte Alles auf das Pünktlichſte, doch ohne eigentliches Intereſſe. Für ſeine Perſon brauchte er wenig — das Spiel abgerechnet; aber er ſpielte immer glücklich, wie jenen Winter in Frankfurt, ſo jezt in Wiesbaden, wo er zuweilen eine Nacht an der Bank zubrachte.

Ida war von Anfang an bei Gräfin Erberg etablirt worden; ſie brauchte noch Gouvernante und Lehrer, Erziehung, Aufſicht, Unterricht. Alles das paßte mehr für Hochhauſen als für Malans. Ueberdas war es theils der Gräfin ein liebes Bedürfniß, eine junge Perſon um ſich zu haben, für die ſie mütterlich ſorgen dürfe, theils ſchien dieſe ihr unbequem für Unicas junge Ehe. Das war ein großes Glück für Ida. Durch ihre verſtorbene Mutter und Schweſter vernachläſſigt, hatte ſich in ihrem klugen, wilden Kopf ſchon viel Eigenſinn feſtgeniſtet, welcher durch beſtändigen Umgang mit Unica ebenſo hervorgerufen wäre, wie er durch den mit Gräfin Erberg gebrochen ward. Als ſie nach Hochhauſen kam, war ſie ein dreizehnjähriges, unbegreiflich wildes, tobſüchtiges Kind, einem Knaben ebenſo ähnlich als einem Mädchen, nichts weniger als hübſch, mager, eckig, aber geſchmeidig, mit Händen und Füßen, die zu groß für ihre Figur waren, mit Locken, die ihr immer, wie Gott wollte, um den Kopf hingen, und mit Augen von jener Klugheit, die uns in einem Kindergeſicht recht fatal ſein kann. Wenigſtens machte ſie dieſen Eindruck auf Ulrich. Er ſagte oft:

„In Schweden herrſcht der Aberglaube, daß böſe Geiſter aus Rache die Menſchenkinder in der Wiege mit ihren Kindern vertauſchen, welche letztere dann zwiſchen den Menſchen

nicht gut thun wollen; und wie so ein Poltergeist-Kind kommt Ida mir vor."

Nun aber war aus dem Poltergeistchen ein seltsam hübsches Menschenkind worden, das für die ganze Familie eine unbeschreibliche Erquickung war, als nach Graf Erbergs Tod Ulrichs und Unicas Verhältniß immer peinlicher und unbehaglicher hervortrat. Unica fand in Ida eine jüngere Schwester, die all ihre Beschäftigungen, Gewohnheiten, ja sogar Stimmungen theilte und mit ihr durchmachte, eine Gefährtin, mit der sie plaudern, lesen, musiciren, gehen, reiten und arbeiten konnte, nach Herzenslust. Gräfin Erberg betrachtete Ida wie eine Gottesgabe für ihre Unica, die in dem Moment eine liebenswürdige Freundin finde, wo ihr Herz sich nach Mitgefühl sehne. Ulrich endlich unterhielt sich immer mit Ida, wenn er bei der oft kühlen und herben Unica nicht die Aufnahme fand, die er wol hätte erwarten dürfen. Deshalb waren auch Beide am liebsten in Hochhausen. Eines Tages sagte Ulrich zu seiner Frau:

„Unica, wie wär' es, wenn ich das kleine Landgütchen der Frau von Ringoltingen zu kaufen suchte, welches sich wie ein Messer, schmal und trennend, zwischen Malans und Hochhausen legt. Mich stört immer dies fremde Besitzthum in unsrer nächsten Nähe."

Unica war ganz damit einverstanden und konnte ihrem Mann auf seine Frage, wo die Besitzerin lebe, die Antwort geben:

„Bei ihrem Schwiegersohn, dem Fürsten Anton Thierstein."

„Anton Thierstein ist ihr Schwiegersohn, mein alter Bekannter aus den lustigen Studentenzeiten? Das war damals

ein wunderlicher Kauz! Wie iſt denn die Fürſtin? oder vielmehr wie war ſie in Eurer Penſion?"

„Sie war ſtill, ſagte Unica, aber ſtill, ſo ſtill"... —

„Nun wie ſtill denn?" rief Ida ganz ungeduldig.

„So ſtill, wie Du es Dir gar nicht vorſtellen kannſt, Ida! die Abendluft, das ſchwankende Blatt dort, die blitzenden Sterne ſind geräuſchvoll mit ihrem Weſen verglichen."

„Was war denn aber dahinter?" fragten Ulrich und Ida wie aus einem Munde.

„Ich wundre mich recht, daß Du, Ida, ſchon ſo verſtändig frägſt, erwiderte Unica; als ich in Deinem Alter war, dacht' ich nicht, daß Margaritas Weſen etwas Beſonderes ſei. Sie war weder die Klügſte noch die Geſchickteſte zwiſchen uns. Gab es eine Prüfung, ſo beſtand ſie nie gut. Daß man ſie ſo laut fragte, daß Alle ſie anſahen, Alle auf ihre Antwort paßten, machte ſie verwirrt; ſie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. War ein kleines Concert veranſtaltet, wo wir zu unſrer Uebung etwa vor zehn Perſonen, die wir überdas recht gut kannten, ſpielen ſollten, ſo bemächtigte ſich ihrer eine ſolche Befangenheit, daß ſie gewöhnlich ſchon nach den erſten Takten vom Flügel gehen mußte, mit dicken Thränen in ihren ſchönen Augen; denn ihre Augen waren ihre einzige, aber dafür auch eine ganz unvergleichliche Schönheit: dunkelgrau, ſammetweich, prächtig groß, orientaliſch durch Glanz und Ruhe, gaben ſie ihrem Geſicht einen Ausdruck von himmliſcher Sanftmuth, und da ſie kurzſichtig waren, ſo hatten ſie entweder den keuſchen, unſchuldigen Blick, der nicht ſieht und bemerkt, was für häßliche Dinge da draußen geſchehen, oder den träumeriſchen Blick, welcher glauben macht, daß er ganz wunderſame, überirdiſche Dinge wahrnehmen könne."

„Mein Gott! mein Gott! die Augen“..... — brach Ulrich aus.

„Kennſt Du ſie vielleicht?“ fragte Unica ſchneidend.

„Wie ſollt' ich die Fürſtin kennen, da ſie aus Eurer Penſion auf das Schloß ihres Mannes im Schwarzwald gekommen iſt! ſagte er gefaßt; aber Du beſchreibſt ſo lebhaft, liebe Unica, daß Du mir eine ebenſo große Sehnſucht nach dieſen Augen gegeben haſt, wie Novalis ſeinem Heinrich von Ofterdingen nach der blauen Blume.“

„Du wirſt ſie befriedigen können, wenn Du zum Fürſten Anton reiſeſt, und ich werde mich freuen, wenn ſie Deiner Erwartung entſprechen. Zuweilen, mit einem gewiſſen, innigen, freudvollen Lächeln, waren dieſe Augen bezaubernd, unwiderſtehlich. Aber das kam ſelten; es mußte ſie etwas ungewöhnlich Schönes berührt haben. War das der Fall, ſo ſprach ſie auch aus ſich heraus, ſo eindringlich, ſo überzeugend, daß wir oft ganz verwundert waren. Sonſt war ſie ſchweigſam. Nur Abends, wenn wir zu Bett gegangen und die Gouvernante noch nicht — dann erzählte Margarita uns Geſchichten, die ſie während des Erzählens erfand. Sie war eine geborne Improviſatrice, aber nur im Finſtern. Bei Tage konnte ſie nicht. „Dann ſeht Ihr mich ſo neugierig an, und das mag ich nicht,“ antwortete ſie, ſobald wir ſie baten, uns bei der Arbeit ihre Geſchichten zu erzählen. Dies war ihr Haupttalent und der Tanz, nicht ſowol Walzer und dergleichen, als die Tänze, welche ſie nach Melodien, die ihr beſonders gefielen, ſich ausdachte. Vielleicht würden mir ihre Geſchichten und Tänze jezt nicht ſonderlich gefallen, damals aber entzückten ſie mich, und die ungezogene Clotilde Marana, die nichts leiden konnte, was ſie nicht beſſer hatte oder machte,

ſagte oft, faſt widerwillig: „Könnt' ich tanzen wie Margarita, ich gäbe ihr all meine Talente dafür, und ſie könnte ſie brauchen."

„Wo lebt jezt die Gräfin Oſtwald?" fragte Ulrich.

„Hier und da in der Welt, in Paris, in Italien."

„Und der Bruder — der junge Mann, der vor vier Jahren in Ems war?"

„Auch in Paris, wie ich gehört habe. Er ſoll in belgiſche Dienſte getreten ſein."

„In belgiſche?" fragte Ulrich verwundert.

„Oder in franzöſiſche — ich weiß es nicht genau. Aber da er die diplomatiſche Carriere machen wollte, ſo mußte er dahin gehen, wo er mit dem Reichthum des Vaters am leichteſten das erſetzen konnte, was gewöhnlich dieſe Laufbahn erheiſcht und was ihm fehlt."

„Er wird ſich gut zu fauſiliren wiſſen, ſagte Ulrich; wenigſtens ſchien er mir damals ſehr geſcheut und gewandt zu ſein."

„Ja, ſagte Unica, das war er auch."

So gleichgültig ſprach ſie und dachte ſie von Valerian Marana.

Ida wollte noch mehr von Margarita wiſſen, aber Unica vertröſtete ſie auf Ulrichs Heimkehr.

„Ach Gott! ſagte der, ſie mag eine recht gewöhnliche Frau geworden ſein! denn eine geflügelte ſchwebende Peri an Anton Thierſteins Seite — das wäre eine entſetzliche Anomalie, unter welcher die Arme bitter leiden müßte! er war ein ſchwerer, derber, trockener Menſch, und obenein geizig — ſchon als Student geizig!"

„Arme Margarita! ſeufzte Unica; es iſt doch recht ſchwer, für alle Menſchen, ohne Ausnahme, glücklich zu werden.“

„So? ſagte Ida ungläubig; für mich auch, Unica?“

„Für Dich nicht, kleine Ida, ſagte Ulrich, Du haſt wenig Gefühl.“

„Ach Ulrich! rief Ida, das haſt Du mir ſchon einmal geſagt, als Du Dir in Berlin das Nervenfieber holteſt, und im Zugwind ſtandeſt wegen meiner Erika.... der hübſchen roſenrothen.... weißt Du noch?“

Ulrich ward leichenblaß. Der Gräfin Erberg fiel ein, daß ſie ſchon einmal wegen einer Erika ihn in ähnlichem Zuſtand geſehen, ſie ſah ihn fragend an. Unica, der ihre eiferſüchtigen Gedanken einfielen, ſah ihn ſtolz und kalt an, Ida endlich, der nichts einfiel, ſah Alle der Reihe nach verwundert an. Ulrich ſtand auf, fuhr mit der Hand durchs Haar und ſagte:

„Liebe Unica, ſei ſo gut, mich morgen an die Erika zu erinnern.“

Fort war er, und nach einigen Augenblicken flog der Hufſchlag ſeines Pferdes über den Hof dahin.

„Welch ein ſeltſamer Menſch iſt mein Vetter, ſo in der Nacht herum zu ſchweifen!“ ſagte Ida.

„Kennſt Du einen beſſern Menſchen?“ fragte Unica kurz.

„Weder beſſer noch ſeltſamer!“ beharrte Ida.

„Gott behüt' Euch, Kinder, ſagte Gräfin Erberg, daß Ihr mit Euren Trotzköpfen nicht einmal ernſtlich an einander gerathet. Es würde für Euch Beide ſchlimm werden.“

Aber Unica und Ida umarmten ſich und machten noch eine Promenade in Thau und Mondenſchein durch den Garten, wobei Ida die Bemerkung machte, daß ſie wol auch

weiter durch Feld und Flur ſtreifen dürften, wenn Ulrich dabei wäre. Unica entgegnete nur:

„Das liebt er nicht! er hat einen einſiedleriſchen Sinn.“

Kaum war ſie am andern Morgen aufgeſtanden, als Ulrich fragen ließ, ob er zu ihr kommen dürfe. Als er eintrat, erſchrak ſie über ſein krankhaft zerſtörtes Ausſehen.

„Haſt Du nicht geſchlafen?“ fragte ſie.

„Nein, entgegnete er, ich komm' eben aus Wiesbaden; ich hab' ein Paar tauſend Gulden gewonnen und mir ſogleich ein Pferd von einem Hanoveraner gekauft, ein prächtiges Reitpferd! die Lady hält's nicht mehr aus, und die Miß auch nicht lange.“

„Aber Du ſelbſt?“

„O ich! ſagte er und warf den Kopf zurück. Ich wollte Dir erzählen — warum weiß ich ſelbſt nicht recht — etwas, das mit der roſenfarbenen Erika zuſammenhängt; ſprach er nach einer Pauſe. Darf ich das, frei und wahr? ich meine, es müſſe Dir lieb ſein.“

Sie neigte bejahend das Haupt.

# Ulrichs erſte Liebe.

Ein Mann kann heutzutag nichts Indecenteres, d. h. nichts Lächerlicheres thun, hub Ulrich an, als geſtehen, von einem Gefühl beherrſcht zu ſein. Nicht blos ſeinem Geſchlecht, auch den Frauen kommt er ganz albern vor; denn die Liebe als Leidenſchaft iſt aus der Mode. Sie ſoll nicht mehr unſer Herz befriedigen, unſer Daſein ausfüllen, ſondern unſrer Eitelkeit — und wenns hoch kommt, unſrer Sinnlichkeit ſchmeicheln. Keine La Vallière flüchtet ihr verſchmähtes Herz zu den Carmeliterinnen; kein Herr von Rancé geht zu den Trappiſten, nachdem er die geliebte Herzogin von Montbazon im Todeskampf geſehen. Wie das ſich immer findet, wenn die Richtung einer Epoche ſich verändert hat. — Einzelne bleiben übrig aus der vorüber gerauſchten Zeit; bald ſind ſie lächerlich, bald unbequem — hier Carnot, da Don Quixotte. Man verſpottet ſie wegen ihrer fixen Idee, weil ſie nicht die fixe Idee der Uebrigen haben; dieſe wird aber nicht fix genannt, ſondern groß. „Die große Idee unſers Jahrhunderts" ſpricht man. Nun, da die große Idee unſers Jahrhunderts die Maſchine iſt, die bald nichts ſo überflüſſig auf der Welt machen wird, als den Menſchen — ich meine die Seele, den innerſten Menſchen! — ſo iſt es ſehr natürlich, daß die Welt des Herzens mit ihren antimaſchiniſtiſchen

Regungen von Liebe, Begeiſterung, Aufopferung als altmodiſche Curioſität in die große Polterkammer des Lebens, in den Gardemeuble der Weltgeſchichte oder des Weltgeiſtes relegirt wird. Man wirft uns häufig vor, wir wären jezt ſo dürr, ſchroff, trocken, berechnend, unjung; man ſchiebt das auf unſre ſtrengen Studien, auf die Sorge um unſre Carriere, auf den Ehrgeiz, der ſo raſend geweckt und ſo wenig befriedigt wird; aber der Grund iſt der: wir ſind kalt, weil wir das Herz früh zerdrückt haben, aus Uebermuth, aus Leichtſinn, aus Thorheit, um es zu machen wie alle Uebrigen; oder wir ſind es, weil wir es ſein wollen, weil wir uns bemühen, die unbändige Glut des Herzens fein ſäuberlich zu unterdrücken, um nicht vor Andern ein Spott zu werden. Alle Studien der Weiſeſten und alle Triebfedern der Ehrgeizigſten vermögen nicht halb ſo viel, als die Furcht — lächerlich zu ſein. So kenne ich mehre Männer — viele nicht! aber doch zwei oder drei. Unter der Schneedecke ihrer äußern Erſcheinung liegt ein ganzer Liebesfrühling, der im erſten Ergrünen mit Reif bedeckt ward. Auch mir iſt es ſo gegangen, nur mit einem Unterſchied: es war kein Frühling, kein Grün, keine Blumen — ſondern ein hindoſtaniſcher Sommer und eine Palmen-Vegetation.

Du haſt mich anfangs ſehr verletzt, Unica, als Du Dich mir ſo ſchroff und abweiſend gegenüber ſtellteſt. Ich glaubte, in dem friſchen, kühlenden Bade eines Verhältniſſes, das uns durch Haus und Familie mit der Gegenwart befreundet und an die Zukunft knüpft, die krampfhaften Bebungen und die ſtumme Verzweiflung meines Herzens zu beſchwichtigen, das tobend nach ſeiner alten Liebe und — o Gott! nicht nach deren Gegenſtand verlangte. Ich weiß nicht, Unica, was Du

mir hätteſt werden können! vielleicht unermeßlich viel, und vielleicht auch nichts. Meine Hofnung haſt Du weder erfüllt, noch getäuſcht; Du haſt Dich anders zu mir geſtellt, als ich erwartete, und es wird für uns Beide gut ſein: wir können durch einander keine Befriedigung in Glück und Liebe finden.

Die erſte Liebe, Unica! — Ich nenne nicht Liebe, wenn die junge Phantaſie einen ſchönen Gegenſtand umfaßt und ſchmückt, und Gedanken, Träume, Ahnung von Gefühlen ihm widmet; oder wenn die heißen Sinne ihn ergreifen, an ihm ſich berauſchen, und Trunkenheit für Seligkeit gelten laſſen; ich nenne Liebe, wenn das ganze Weſen eine wehende Flamme iſt, in welcher alle einzelne Gaben und Kräfte, Phantaſie, Geiſt, Sinne, Seele und wie ſie weiter heißen mögen! ſich auflöſen und verſchmelzen, um zu erhöhter Entwickelung aus dieſer Glut aufzutauchen. Wenn dies Bewußtſein zum erſten Mal über uns kommt — das nenne ich die erſte Liebe, und glaube nur, der Mann kann vielfach mit Frauen in Verbindung geweſen ſein, ohne auch nur dem Schatten dieſer Offenbarung zu begegnen und an ihre Möglichkeit zu denken. Die Frau hingegen ſucht ſie vielleicht immer. Wie die Welt nun einmal iſt, haben wir die Erlaubniß, die Liebe nach allen Richtungen, ich mögte ſagen, auch nach den unterirdiſchen, kennen zu dürfen, und damit fängt man gewöhnlich an, weil ſie die erreichbarſten ſind, und weil man ſie wie Staub von den Füßen ſchüttelt, der unſern Gang nicht hemmt, unſern Weg nicht beeinträchtigt. Wir ſind ganz ſo brav, ſo geſcheut, ſo brauchbar, ſo gelehrt, ſo tüchtig zum Staats- und Kriegsdienſt, wenn wir ſie durchwandert haben, als vorher. Aber da das Leben einer Frau mit der Liebe beginnt und ihr gan-

zes Schickſal davon abhängt, und da jede inſtinktmäßig fühlt, ihr Glück — nein, mehr!..... ihr Heil ſei daran geknüpft: ſo iſt für ſie eine Liebe ohne Verklärung nicht denkbar. Wehe ihr, wenn es iſt! — Ich ſage dies nicht, um für mich eine Entſchuldigung etwa vorzubereiten. Ich bedarf ihrer nicht. Es war nicht Kälte — ſondern Glut des Herzens, die mich früh gegen die oberflächlichen Spielereien gleichgültig machte, die andre junge Männer Liebe und Leidenſchaft nannten. Ich mogte nichts, was nur einen Tag dauerte. Ich wartete — aber gelaſſen, wie das nur ſo lange möglich iſt, als man von der Größe eines erwarteten Glücks keine klare Vorſtellung hat.

Ich reiſte nach Italien, ganz allein. Gewiß hätten ſich Freunde bereitwillig zur Mitreiſe gefunden; doch Keiner wollte mir ſo zuſagen, wie ich mir den Gefährten wünſchte. Ueberdas, ohne Eltern und Geſchwiſter, war ich von jeher an Einſamkeit gewöhnt, wußte auch, daß mir die Geſellſchaft geöfnet war, ſobald ich Luſt hatte, mich in ihr zu bewegen. Nur dem Ausgeſchloſſenen iſt die Einſamkeit läſtig.

Ueber den Simplon kam ich nach Mailand. Mein erſter Gang war in und auf den Dom, mich entzückte dieſer kunſtreich gemeißelte Marmorblock. Nachdem ich lange auf dem Dach hin und her gegangen war und die Alpenkette und die lombardiſche Ebene überſchaut hatte, beſtieg ich den Thurm, von wo die Ausſicht noch freier iſt. Da begegnete ich einer Frau! d. h. ſie ſtand ganz ruhig auf der äußern Gallerie, doch nicht an die Bruſtwehr — ſondern rückwärts gelehnt in einer Marmorniſche. Sie ſah mich nicht an, ſie bemerkte mein Kommen nicht, ſie ſtand unbeweglich und blickte in die Weite mit zwei Augen, deren gleichen ich nimmer vorher und

nimmer nachher geſehen — groß, hochgewölbt, vom Schnitt der Rafaeliſchen Madonna, und breite, weiche, tiefgeſenkte Augenlider mit langen aufwärts gebogenen Wimpern, und ein Blick wie Gold, ſo rein, ſo ſchwer, ſo feſt; aber dermaßen traurig, daß ich erſchrak und ſie in ihrer melancholiſchen Träumerei zu ſtören beſchloß. Sie trug ein Kleid von blaßrothem Muſſelin und eine Mantille von ſchwarzen Spitzen, einen großen Florentiner Strohhut mit ſchlichtem weißem Bande in der Hand, und das hellbraune Haar einfach geſcheitelt. War es dieſer Anzug, ſo ſimpel und graziös, oder ihr Geſicht, ernſt und lieblich, ſanft und sauvage — sauvage! denn wild und ſcheu ſind zu hart; — genug, ſie ſah ganz aus wie jene blaßrothe, ſchwarz liſerirte Erika, die Du kennſt. Blüht ſie denn auch im Haideland? fragte ich unwillkürlich halblaut. Verſtanden hatte ſie mich ſchwerlich, aber gehört. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, ſetzte den Hut auf, ging auf die andere Seite der Gallerie, dann den Thurm hinab, über das Dach und zu den Treppen, welche herunter führen — immer ganz allein. Ich ſah ihr nach, ſo lange ich konnte und viel länger, als mein Auge ſie ſah. Hatte ihre Schönheit mich ſo getroffen? ich weiß es nicht! ich weiß bis zu dieſer Stunde nicht, ob in ihrer ganzen Erſcheinung irgend etwas ſchön war, außer ihrem Auge. Damals fing ich wol an, die Macht zu ahnen, welche darin verborgen war, eine ſolche Macht, daß ihr Blick mich überwölbte, wie die Glocke den Taucher, aber nicht, um in den Abgrund zu ſinken, ſondern, um in den Himmel zu ſteigen — langſam, langſam! aber ſicher in den Himmel! — eine ſolche Macht, daß mir war, als flute das Meer über mein Herz, vernichtend, überwältigend, ſobald ſie den Blick von mir abwendete. Damals

dacht' ich nur darüber nach, was Jugend und Schönheit doch im Grunde für armſelige Gaben ſind, da ſie Hand in Hand mit ſo tiefer Trauer gehen können. Trauer auf einem Frauenantlitz, auch wenn es weder jung noch ſchön iſt, thut mir unſäglich weh. Schmerz nicht, o nein! der kommt wie ein Sturm über die Seele, zerwühlt, zergräbt und reinigt ſie, erſchüttert ſie in ihren Grundfeſten und erinnert ſie, dieſelben ſtark zu erhalten. Gegen den Schmerz giebt es Kampf — gegen die Trauer nicht! die hat ſich in der Seele feſtgeniſtet, an ihr angeſogen, verwächſt mit ihr wie die Schlingpflanze mit dem Baum, nährt ſich von ihrer Kraft, von ihrer Liebe. Schmerz kommt von außen, Trauer von innen: darum iſt ſie unheilbar, und darum ſolltet Ihr ſie nicht kennen. Der Mann kann ſich betäuben, kann ſich in den Strudel der Welt werfen und in den Rauſch der Thaten oder des Genuſſes, kann ſich austoben in Handlungen des Segens oder des Fluchs, kann ſich todtſchießen laſſen oder ſich todtſchießen. Aber was kann eine Frau thun? — forttrauern! weiter nichts.

Als ich gegen Abend in meinen Gaſthof zurückkam, ſtand eine gepackte Reiſekaleſche angeſpannt im Hof. Mich frappirte der prächtige engliſche Wagen; ich ging heran, um ihn zu beſehen, und ſuchte vergebens auf dem Schlage Wappen oder Namenszug. Als ich mich umkehre, um nach dem Beſitzer zu fragen, ſteht die Dame im blaßrothen Kleide hinter mir. Ich grüßte ſie beinah verlegen; ſie dankte zerſtreut und ſtieg ein. Sie ſaß ganz allein im Wagen, er wurde zurückgeſchlagen; Kammerjungfer und Diener beſtiegen hinten den Bock, und letzterer rief dem Poſtillon zu: „Como!“ — Fort war ſie.

„Wann fährt morgen früh das Dampfboot über den Comer See?“ fragte ich ganz in Gedanken. Ein Lohnlakay ſagte: um acht Uhr, und ich begehrte ſogleich einen Kutſcher, um auch noch heute nach Como zu fahren. Ob ich ein Paar Tage ſpäter die Excurſion dahin machte, wie es anfangs meine Abſicht geweſen, war ja ganz gleichgültig. Ich hing nie pedantiſch an dergleichen Plänen — ſprach ich wie beruhigend zu mir ſelbſt. Meinen Bedienten ließ ich zur Obhut meines Wagens und meiner Sachen in Mailand und fuhr, mit dem Nothwendigſten verſehen, auf zwei bis drei Tage, wie ich glaubte, nach Como.

Ich kam ſpät an; es mogte eilf Uhr ſein. Ein Gewitter lag ſchwer über dem See, fern in den Bergen murrte der Donner, Blitze und Sterne leuchteten abwechſelnd durch das Gewölk, große Schwüle brütete über der Nacht. Ich war unmäßig aufgeregt; die Glut einer italieniſchen Sommernacht pulſirte in meinen Adern. Es beruhigte mich etwas, den ſchönen Wagen in meinem Hotel vorzufinden. Sie war alſo da!.... — An Schlaf konnt' ich nicht denken. Ich ſprang in eine Barke, nahm vier Ruderer für den Fall, daß der ausbrechende Sturm ſchleunige Rückkehr nothwendig mache, und ließ mich aus dem Hafen in das weite Seebecken fahren. Da warf ich mich in die ſchäumenden Wellen. Der Sturm kam herauf. Du weißt, ich bin ein tüchtiger Schwimmer. Meine eiſerne Körperkraft und meine Leidenſchaft für dies unvergleichliche Vergnügen haben mir große Uebung gegeben; ich könnte, wie Lord Byron, durch den Hellespont ſchwimmen. Ich kann mich ſtundenlang im Waſſer umhertreiben, wie andre Männer zu Pferd, und mit derſelben Luſt; mich freut der unmittelbare Verkehr mit dem Element, wie

es bald mir freundlich ist, bald mich bezwingen mögte — dann mir gehorchen muß, meiner Stärke, meinem Muthwillen. Denn im Wasser begreife ich den Muthwillen, diese Eigenschaft des Weibes: neckende Verwegenheit, womit sie uns ängstigt, weil es ihr Spaß macht; wir sind im Ernst muthig, nicht zum Spaß. Nur das Wasser, weil es so neckisch ist, fordert mich zu gleichen Neckereien heraus. Darum beachtete ich es auch nicht, daß die Burrasca, wie meine Schiffer das Wetter nannten, immer heftiger ward. Ich war in meinem Element, froh, die innere Aufregung als äußere Anstrengung austoben zu lassen. Endlich wütheten die Schiffer mit dem Wind um die Wette, und schworen mit tausend Eiden, sie würden mich im Wasser lassen und allein nach Como zurückfahren, denn ich brächte sie Alle in Lebensgefahr. Als ich wieder in der Barke war, bemerkte ich erst, wie stark der Sturm, und war froh, den Hafen mühselig zu erreichen. Am Ufer gab es eine heftige Szene. Alle Schiffer harrten ihrer vier Gefährten und schrien sich ihre Befürchtungen und Vermuthungen mit italienischer Uebertreibung zu, und ein Paar Weiber liefen heulend hin und her und verwünschten den „brutto Inglese;“ denn für Engländer passiren alle Fremde, besonders, wenn sie etwas thun, was sehr gefällt oder sehr mißfällt. Ungeheurer Jubel begrüßte uns. Dann sollt' ich bezahlen; — meine Schiffer reichlich, das that ich; aber nun auch alle Uebrigen; die Weiber, weil sie für mich gebetet hätten, die Männer — weil sie auf mich gewartet hätten. Ich gab ihnen nichts und lachte sie aus. Da lachten sie mit und waren zufrieden. Närrisches Volk! — Ich ging dem Gasthof zu. Eine Frauengestalt lief vor mir her und rief von unten zu einem Balkon hinauf:

„Gott ſei Dank! der fremde Herr iſt friſch und geſund wieder da.“

Als ich die Augen aufſchlug, um die Perſon zu ſuchen, der dieſe Botſchaft gebracht ward, ſah ich das roſenfarbene Kleid vom Balkon in das erleuchtete Zimmer zurücktreten. Sie wachte alſo noch und in Sorge um mich.

Am andern Morgen war ich der Erſte auf dem Dampfboot. Ich wollte nicht eine Sekunde verſäumen, um ihre Verzeihung wegen der geſtörten Nacht zu erbitten. Daran dacht' ich nicht, daß ich wahrſcheinlich ſämtliche Bewohner des Gaſthofs um ein Paar Stunden Schlaf gebracht. Es kamen viele Reiſende; endlich — ſie. Sie zog einen Feldſtuhl an die Baluſtrade, ſetzte ſich, legte den Kopf in die aufgeſtützte Hand und blickte grade ſo in die Gegend, wie ſie es geſtern vom Dom gethan. Auch ihr Anzug war ganz derſelbe. Sie hatte augenſcheinlich ihren Platz von allen Uebrigen abgewendet eingenommen; daher konnte ich mich ihr unmöglich nähern und mußte mich begnügen, ſie zu betrachten. Das that ich denn auch, wirklich abſichtlos! denn ich erſchrak zuweilen, wenn ich bemerkte, daß ich ſie minutenlang fixirte; ich kehrte mich von ihr weg, der Gegend zu, aber — wie die Schildkröte, die man tief ins Land hinein bringen kann, und die doch gelaſſen nach dem Meer zurück kriecht — gab ich bald die gezwungene Richtung auf. War es Gleichgültigkeit oder Gewohnheit — ſie beachtete es nicht.

Der Capitain fragte ſie, wohin ſie fahre. „Codenabbia“ ſagte ſie. Dies war das erſte Wort, das ich von ihr hörte; ſie ſprach ſanft und langſam. Es ward auch meine Loſung. In drei Stunden waren wir dort. Hätte ich den Comer See nicht ſpäter kennen gelernt — damals hätte man behaupten

dürfen, die Villa Pliniana ſehe aus wie die Campagne Deodati am Genfer See: ich hätt' es nicht beſtreiten können. Viele Reiſende ſchifften bei Codenabbia aus, gelockt durch die Villa Sommariva, zu deren Garten eine Platanenallee längs dem See vom Gaſthof führt. Es dauerte lange, eh wir ſämtlich untergebracht waren, doch endlich legte ſich der Tumult, das Hin- und Herrennen auf dem Corridor, das Werfen der Thüren, das Rufen nach Dienern und Kellnern. Es ward ſtill, ſo ſtill, daß ich im Zimmer neben dem meinen mit unermeßlichem Jubel die Stimme erkannte, die mich hieher geführt. Sie ſprach mit der Jungfer; vielleicht hätte ich verſtehen können, was; um der Verſuchung zu entfliehen, ging ich hinab und in die kühlen Säle der Villa Sommariva. Nur bei Anſchauung der Kunſtwerke enteilt die Zeit ſo ſchnell, als bei der Geliebten; auch darin bekundet ſich die tiefe Verwandtſchaft zwiſchen der Kunſt und der Liebe! ſie ſind die ewigen Dioskuren mit der göttlichen Flamme über dem Haupt, die Erzeugten der höchſten irdiſchen und überirdiſchen Kräfte, treu mit einander theilend die Luſt des Olymps und den Graus der Unterwelt. Darum ging es mir nicht bei Thorwaldſens Alexanderzug, wie es einſt Rouſſeau ging beim Pont du Gard: er vergaß ſeine Geliebte, die ihn nur gewarnt hatte vor den ſchönen Weiberaugen in Montpellier, nicht vor den römiſchen Monumenten. Er hatte ſich mit Weh und Leid von ihr getrennt; aber! aber! ſie ging unter vor einem einzigen Gedanken der Begeiſterung. Vor jenem Basrelief blieb mir nur der eine Wunſch: das Auge jener Frau mögte darauf ruhen — nicht um es zu beleben, o nein! es lebt; nur um es in das rechte Licht zu bringen, denn eine Sonne muß über dieſer Welt ſtralen. Unica! .... einſame Fiſcher,

ſtille Hirten gehen ruhig ihren Beſchäftigungen nach. In ihren abgelegenen Thälern, zwiſchen ihren friedlichen Heerden erreichte ſie noch nicht der Lärm des Krieges. Doch Einen von ihnen haben Unruh oder Vorwitz in die Welt hinaus getrieben; er kehrt zurück, er bringt die ungeheure Botſchaft: Babylon iſt gefallen, das Perſerreich iſt nicht mehr, ein Held, ein König, ein Jüngling, ein Götterſohn hat es überwunden. Entſetzen, Staunen, Zweifel umdrängen den Boten. Ja, ja! es iſt wahr! kommt nur, kommt heraus! ſeht ihr, wie das Volk ſich verſammelt, drängt und treibt, um den Sieger zu erblicken? wie ſich, je näher an ihm, die Neugier in Freude, der Schreck in Begeiſterung verwandelt? wie ſie ihm Kränze bringen, ihm Blumen ſtreuen, ihm Preis und Heil zujauchzen, ihm — den die Siegesgöttin ſelbſt begrüßt — ſeht ihr's? und endlich er auf ſeinem Wagen, der Held, der König, der Jüngling, der Götterſohn, triumphatoriſch, ſiegestrunken, welt-überwindend, unzählige Kriegerſchaaren hinter ihm, zu Fuß, zu Pferd, die Roſſe bändigend oder lenkend. Wohin das Alles? wohin dieſer Strom der Kraft, der Lebensfülle, des Thatendranges, des Durſtes nach Ruhm und nach Genuß? — Nach Babylon, auf den Thron, in den Tod, in die Unſterblichkeit .... — Das iſt der Alexanderzug, Unica! —

Nach mehren Stunden verließ ich die Villa; es war kühler worden, es zog mich zum See, und auch wieder in ihre Nähe! dazwiſchen gab mir mein Verſtand den guten Rath, mich doch nicht weiter um dieſe fremde Frau zu kümmern. Vielleicht wär' ich ihm gefolgt, in eine Barke geſtiegen, nach Bellaggio und den Villas Melzi und Serbelloni hinüber, und dann, am andern Morgen, befriedigt nach Como zurück gefahren. Aber ach! unter den Catalpen am See vor der Villa

Sommariva ſchimmerte ihr hellrothes Kleid! ſie ſaß auf der Erde, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, die Hände im Schooß — unbeweglich. Die göttliche Nothwendigkeit, welche den Planeten zur Sonne zieht, zog mich zu ihr, ſie gab mir Licht und Wärme, wie die Sonne, ſie blieb ernſt und unbewegt, wie die Sonne. Ich ſetzte mich auf die niedrige Mauer, die am See hinläuft, ſo daß ich ihr Profil ſah. Wie lange ich in dieſer Stellung blieb, weiß ich nicht; ich war regungslos, wie der Beſchwörer, der da auf die Erfüllung des Zauberſpruchs harrt. Bis dahin war es mir gleichgültig geweſen, von ihr bemerkt zu werden; jezt wollt' ich es ſein. Ich ward es. Langſam den Kopf zu mir wendend, ſagte ſie franzöſiſch, indem ihr Blick über mich hinglitt, ohne mich zu betrachten:

„Mein Herr, dieſe Art eine Frau anzuſehen ſchickt ſich nicht."

Es lag weder Strenge, noch Befremden, noch Unwille in ihrem Ton; er war ſanft und langſam, wie ſie vorhin mit ihrer Kammerfrau geſprochen und zum Kapitain geſagt hatte „Codenabbia;" — er war von unendlicher Gleichgültigkeit. Aber ſie hatte mich angeredet, ich durfte ihr antworten! ich rief:

„Nur aus Schüchternheit war ich unbeſcheiden! ich wünſchte Ihnen meinen Dank auszuſprechen, und Sie bemerkten mich nicht."

„Ihren Dank?" fragte ſie.

„Sie haben ſich in dieſer Nacht für den Fremden intereſſirt, der während des Sturms auf dem See war; und das bin ich."

„So?" ſagte ſie mit kühlem Lächeln und ſchwieg. Plötzlich hub ſie lebhafter an: „Hatten Sie Furcht, zu ſterben?"

„Nein, denn ich hatte meine Körper- und Seelenkraft beisammen: damit denkt man an das Leben, nicht an den Tod."

„Sie wollen also gar gern leben?" fragte sie, beinah mitleidig.

„Ich bin vierundzwanzig Jahr alt und glücklich," sagte ich, wie um mich zu entschuldigen.

„Ich bin sechsundzwanzig Jahr alt und nicht glücklich: das macht freilich einen immensen Unterschied," sprach sie, aber für sich mehr, als zu mir. Dann erhob sie sich mit einer Leichtigkeit, die außerordentliche Kraft verrieth, vom Erdboden, sprach: „Adieu, mein Herr!" und wollte gehen.

„Um Gottes willen! rief ich, bleiben Sie; der Platz ist so schön, der Abend noch schöner, bleiben Sie! ich gehe, wenn ich Sie störe."

„O nein, sagte sie, wieder mit ihrer ersten Gleichgültigkeit, mich stört Niemand." Und ohne darauf zu achten, ob ich bliebe, ob ich ginge, setzte sie sich auf die Mauer. Ihr zerstreutes Wesen gab mir den peinlichen Gedanken, ob sie vielleicht — geisteskrank sei; ich bedachte nicht, daß man schwerlich eine Person in solchem Zustand mutterseelen allein reisen lassen würde; denn Dienstboten sind keine Beschützer. Ich wollte, wo möglich, ein oberflächliches Gespräch anknüpfen und fragte, woher sie komme und wohin sie gehe?

„Aus Neapel und nach Deutschland" antwortete sie.

„Kennen Sie schon Deutschland?"

„O ja ..... denn ich bin eine Deutsche — und Sie sind es auch, wie ich aus Ihrer französischen Aussprache höre."

„Ich hatte mir geschmeichelt, sie durch sechs Monat in Paris vollkommen französirt zu haben; aber erlauben Sie mir, gnädige Frau, in unsrer Muttersprache mit Ihnen zu

reden; vielleicht errathen Sie an meinem deutſchen Accent meine heimatliche Provinz."

„Ich rathe nicht gern!" ſagte ſie, wie mir ſchien, etwas gelangweilt; deshalb ſagte ich ſchnell:

„Sie kennen gewiß mein Schloß Malans am Rhein; ich heiße Erberg."

„Deshalb ſagte ich es nicht, Graf Erberg," antwortete ſie. Ihre Ausſprache war vollkommen rein — nicht geſchnarrt, gegurgelt, gezogen, geſungen. Mir war, als hätte ich nur auf dem Burgtheater zu Wien ein ſo accentloſes Deutſch gehört, und mit dieſer Erinnerung kam mir der Gedanke, ob ſie vielleicht Schauſpielerin ſei.

„Brachten Sie dieſen Winter in Neapel zu?" fragte ich.

„Ich lebte ſechs Jahr dort" erwiderte ſie.

„O, rief ich; dann wird Ihnen das Leben in Deutſchland, wo es auch ſei, ſehr ſchwer werden."

„Das Leben iſt mir überall ganz gleich, d. h. ganz gleichgültig."

Ich trat ihr etwas näher und ſagte mit der ganzen Lebhaftigkeit der Ueberzeugung: „Ich begreife nicht, wie uns das Leben gleichgültig werden kann! wir dürfen ja nur lieben!"

Sie ſah mich an. Herr Gott! wenn ich Aeonen durchlebte — der Blick bliebe mir unvergeßlich gegenwärtig. Es war, als werde urplötzlich ein Schleier von ihrem Antlitz genommen: ſo verſchwand Trauer und Gleichgültigkeit, um einer himmliſchen, glänzenden Freude Platz zu machen. Sie ſtand auf. Es war, als werde ihre Geſtalt, wie von leichten Götterarmen, ſchwebend über der Erde gehalten, ſo frei, ſo verklärt, ſo bewegt ſtand ſie vor mir. Ihr Mund, ſonſt feſt geſchloſſen, verwandelte ſich in faſt bebende Weichheit,

und mit derſelben zitternden Weichheit in der Stimme, ſagte ſie:

„Ja!.... lieben!“....

Und plötzlich wieder fiel der Schleier über ſie herab, flog die Wolke über den Morgenſtern, war die Zauberformel gebrochen, welche ihr innerſtes Weſen und ihre innerſte Schönheit hervorgerufen hatten. Jezt ſagte ſie:

„Adieu! Adieu!“ und eh ich mich beſinnen konnte, war ſie fort. Als ich es that, ſah ich mich ganz bewildert um. Hatte ich eine himmliſche Erſcheinung gehabt? hatte eine Fee, eine Nymphe, eine Dryade vor meinen Augen geſtanden? daß es eine Frau geweſen, lehrte mich ein winziges Schreibtäfelchen von ruſſiſchem Leder, mit einem Bleiſtift geſchloſſen, welches wahrſcheinlich aus ihrem Gürtel geglitten war — denn in der Hand hielt ſie es nicht — und welches ich im Graſe zu meinen Füßen fand. Ich geſtehe, es koſtete mich einige Ueberwindung, das Täfelchen nicht zu öfnen. Erſtlich aus ganz gewöhnlicher Neugier; mich amüſirt der bunte Kram in ſolchem Gedächtniß-Aushelfer. Da ſteht der Titel des neuſten Romans mit dem Zuſatz: empfohlen von dem oder der; die Adreſſe der beſten Putzmacherin und des eleganteſten Schuhmachers; eine flüchtige Rechnung der Dinge, die an einem Morgen eingekauft worden ſind — oder beſſer, eine Aufzählung, denn die Rechnung iſt nicht unten durch die Summe geſchloſſen; einige Verſe, dem Lieblingsdichter entlehnt; ein großes N.B., um den projectirten Beſuch eines Ateliers oder einer Gewerbe- oder Blumenausſtellung nicht zu vergeſſen; zuweilen geheimnißvolle Notizen, z. B. mitten auf einem ganz leeren Blatt einſam ein Datum, oder über ein andres leeres Blatt mit zwei Strichen ein großes Kreuz von oben bis unten gezogen,

oder ein Paar Buchſtaben zwiſchen Ausrufungszeichen. Ich denke oft, Romanciers ſollten die Agendas der Frauen benutzen, ſie würden ihre Phantaſie anregen. — Ferner ſtachelte mich die ſpezielle Neugier, den Namen der Fremden zu erfahren, und wie leicht konnte nicht in den Seitentaſchen ein Viſitenbillet, oder ein Briefchen, oder eine Einladungskarte liegen; denn dieſe, vermiſcht mit ein Paar kläglich getrockneten Blümchen, und ein Paar Pröbchen von Seide, Band oder Stickwolle, dürfen nicht in ſolchem Täfelchen fehlen. Für eine Geiſteskranke oder eine Schauſpielerin hielt ich die Fremde nicht mehr; aber ich hätte gern ihren Namen gewußt. Wir richten danach, nicht unſer Sein, jedoch unſer Benehmen ein. Indeſſen bracht' ich doch meinen Fund uneröfnet in den Gaſthof zurück und ließ mich bei der Fremden melden — auf die Gefahr hin, fürchterlich zudringlich zu erſcheinen.

Sie ließ mich eintreten. Sie ſaß auf dem Sopha, die Hände im Schooß, und ſah auf das Berg- und Seegemälde, welches das geöfnete Fenſter einrahmte. Ich fragte ſie, ob ſie in dem Schreibtäfelchen ihr Eigenthum erkenne. Als ſie bejahte, legte ich es auf den Tiſch und ſagte, ich hätte die Selbſtverleugnung gehabt, es nicht zu öfnen.

„Die Erlaubniß, es zu thun, ſoll Ihr Lohn und mein Dank ſein," ſprach ſie, weniger zerſtreut und einſylbig, als unten am See.

Ich öfnete. Die Seitentaſchen waren leer, die Blätter waren unbeſchrieben; auf einem einzigen ſtanden acht Verſe. Das war Alles.

„Ihre Großmuth koſtet Sie nicht viel, gnädige Frau! ſagte ich lachend; kein Vertrauen, kein Geheimniß wird mir offenbar."

„So viel, wie ſolch Büchlein von einer Perſönlichkeit offenbaren kann, offenbart auch das meine vielleicht, Herr Graf.“

„Lauter weiße Blätter und einige Verſe! ſagte ich kopfſchüttelnd. Dürfte ich wenigſtens die Verſe leſen!“

„Sie würden ſie kaum verſtehen.“

„Das iſt freilich ein indirectes Verbot.“

„Ich verbiete ganz, nie halb“ ſagte ſie beſtimmt.

„Werden Sie mir verbieten, mich Ihnen zu nähern, ſo lange Sie hier verweilen? fragte ich ermuthigt: ich bin allein und ſo überwältigt von der Schönheit .... rings um mich her, daß ich Mittheilung erſehne — Ihnen gegenüber.“

„Das kann ich begreifen, ſagte ſie; es giebt Momente, wo das Herz nach Mittheilung lechzt und wie ein lebendig Begrabener über ſeine gräßliche Einſamkeit verzweifelt. Das werden Sie wol nicht kennen; aber ſchon der Schatten davon iſt zu finſter für die Jugend. Sie ſollen mir immer willkommen ſein.“

„Und wie lange bleiben Sie hier?“

„Einige Tage ... einige Zeit ... ich weiß noch nicht, ich reiſe langſam, nach Laune.“

Mir klangen dieſe Worte wie Verheißung des Paradieſes. Um mein Entzücken zu verbergen, las ich die Verſe. Sie lauteten: Laß, o Herr, zu deinen Füßen — Gleich der glüh'nden Magdalene — Alle Thränen mich vergießen — Daß ich mich dem Schmerz verſöhne! — Nicht mit Balſam, nur mit Zähren — Herzentquollnen, nahe ich — Ach, ſie können dich nicht ehren — Aber, Herr, ſie tröſten mich. —

„Haben Sie das gedichtet?“ fragte ich, um irgend etwas Gleichgültiges zu ſagen; denn ich wußte wol, daß ſolche

Worte nur aus der eignen Seele quellen, und eben darum erschütterten sie mich.

„Gedichtet?“ sagte sie lächelnd; ich habe sie empfunden, recht tief, recht heiß, recht wahr, wie sie in die rhythmische Form gekommen, weiß ich warlich nicht.“

„Wie wunderschön ist es, rief ich, wenn unsre tiefsten Emotionen zu schneeweißen Flügeln werden, die uns in eine Sphäre emportragen, wo jeder Ton süße Harmonie ist.“

„Ja, sagte sie, es mag wol eine göttliche Gabe sein! aber was nützet sie dem Menschen? ist er doch sogar durch Hostien vergiftet worden, und durch die Liebe elend gemacht.“ Es lag eine bodenlose Traurigkeit in der Art, wie sie dies sagte. Sie überfiel auch mich. Ich drückte das Gesicht in meine Hände und wiederholte nur:

„Und durch die Liebe elend gemacht.“

„Wissen Sie das wirklich noch nicht?“ fragte sie.

„Ich glaub' es nicht!“ rief ich.

„Gott behüte Sie in Ihrem Glauben! sprach sie feierlich, und dann in verändertem Ton: Ich will auf dem Wasser fahren: ist Ihnen meine melancholische Gesellschaft wirklich lieber, als Ihre heitre Einsamkeit, so begleiten Sie mich.“

Wir fuhren lange, lange auf dem See, von einem Ufer zum andern, ohne irgendwo zu landen. Sie sah unsäglich schön auf dem Wasser aus! nicht blos wegen ihres träumerischen Wesens und ihrer ätherischen Haltung paßte sie zu diesem zauberhaften Element — nicht blos das Geheimnißvolle ihres Auges und ihres Lächelns war in Uebereinstimmung mit den Wundern der Tiefe, welche der kühle Wasserspiegel deckt — auch ihre Schönheit, ihre Farbe, ihr Teint litten nicht durch die Nähe des glänzenden, transparenten

friſchen Waſſers, das dem Colorit der Frauen faſt immer nachtheilig iſt, denn es erſcheint zu dicht, zu ſchwer, zu unbeweglich. Und in dem Colorit liegt Eure eigentliche Schönheit, die, welche mit Eurer Seele zuſammenhangt; alſo nicht etwa rothe Wangen und eine weiße Stirn und blaue oder ſchwarze Augen machen Euch ſchön: ſondern der Wechſel, die Bewegung, das Aufflammen und Erlöſchen, das Spiel von Freudenlicht und Trauerſchatten, die geiſtigen Blitze, der Athem der Seele in jenem Roth, Weiß und Blau.

Da ſie mich gleichſam eingeladen hatte, ſo nahm ſie auch die liebenswürdigſte Rückſicht auf mich, ſprach und machte mich geſprächig. Ich erzählte ihr von meiner Liebhaberei für das Schwimmen.

„Die theil' ich, ſagte ſie; ich ſchwimme faſt ebenſo gern, als ich reite."

„Es iſt erſtaunlich, rief ich verwundert, was die Damenerziehung heutzutag erheiſcht! Künſte und Wiſſenſchaften, die ſonſt nur der Mann brauchte!"

„Ich kann auch Billard ſpielen, auch Schach, auch fechten, auch einen Wagen mit zwei Pferden lenken, auch Schrittſchuh laufen, nur nicht ſchießen — dazu bin ich zu kurzſichtig."

„Macht Ihnen denn das Alles Vergnügen?" fragte ich immer erſtaunter.

„O Gott, nein! antwortete ſie; aber es gab eine Zeit, wo ich durchaus begehrte, irgend etwas ſolle mir Vergnügen machen. Jezt fällt mir das nicht mehr ein. Darum treibe ich auch das Alles nur noch aus Gefälligkeit für Andre oder aus Gewohnheit; für mich .... iſt es nicht der Mühe werth."

„Gewiß, die Poesie oder eine andre Kunst muß Ihnen mehr Unterhaltung bieten, als die Uebung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit."

„Ja .... ich dichte — acht Verse; ich singe — ein Lied; ich zeichne eine Skizze, aber das ausbilden, das üben, das pflegen — nein! das ist nicht der Mühe werth."

„Sie haben ganz Recht! rief ich, nichts auf der Welt ist irgend einer Mühe werth, als die Liebe, und wer in ihr und auf sie das ganze Wesen conzentrirt, hat nicht Lust noch Zeit für Anderes."

Wieder trat bei ihr jene seltsame, momentane Verklärung ein. Sie sah mich an, als wolle sie meine Seele in ihre Urbestandtheile zersetzen, um die Wahrhaftigkeit meiner Gesinnung zu erforschen. Ich war athemlos unter diesem Blick. Langsam wendete sie dann den Kopf ab und sagte: „Oh!" — Weiter nichts.

Die Nacht stieg herauf über die Berge, aber nicht schwarz, sondern silbern; sie brachte den Mond mit — aber nicht kältend, sondern auflösend; alle Blütenkelche öfneten sich, alle Blumen und Pflanzen zergingen in Duft. Es war der schönste Monat des Jahres, der sommerverheißende, liebedurchglühte, zur Sonne sich drängende Junius. Es war der erste Junius. Die Lindenblüte duftete so fein, die Weinblüte so berauschend, die Orangenblüte so glühend! dazwischen zog beruhigend das starke Arom des Mirtengesträuchs und das frische des Nußbaums. Der Mondenstral legte sich golden über den See und das Wasser zitterte unter ihm, wie schüchterne Lippen unter dem ersten Kuß. Eine Nachtigall fing an zu schlagen in dem Cypressen- und Rosenhain der Villa Sommariva, und von Bellaggio antwortete eine andre herüber.

Es war eine Nacht, wo man nicht lieben nur — ſondern geliebt ſein, nicht die Seligkeit nur ahnen — ſondern ſelig ſein will. Und mich liebte Niemand. Mich überfiel eine brennende Verzweiflung, eine unmäßige Traurigkeit. Ich ſtand auf. Hätte ſie mich angeſehen, ſo wär' ich vor ihr niedergeſunken; aber ſie that es nicht und — ich ſprang in den See. Wahnſinn? nicht wahr? — oder vielleicht Koketterie! ſie ſollte ſich mit mir beſchäftigen; nicht wahr? — Beides kann ſein. Ich that. Ich war noch jung genug, um ohne Berechnung etwas zu thun.

Die Ruderer ſchrien laut auf und hielten an. Ich tauchte gleich wieder empor, und ſie ſagte raſch und ängſtlich:

„Was fällt Ihnen ein! kommen Sie augenblicklich in die Barke zurück! wer ſchwimmt denn in Kleidern! wir ſind weit vom Ufer! bitte, bitte!"

Aber ich wollte nicht; ich wollte nur die Hand auf den Rand der Barke legen, wenn ich ermüdete. Das geſchah ziemlich ſchnell, der Kleider wegen.

„Geben Sie mir Ihre Hand, bat ich; die wird mich halten."

Sie gab ſie; eine ſchmale, ſchlanke Hand mit unbeſchreiblich feinen, aber energiſchen Fingern, die feſt meine Hand faßten, und nicht zitterten, obgleich ſie in Sorge um mich war, denn ſie bat mich unaufhörlich, wieder einzuſteigen. Endlich erreichten wir das Ufer; ich, dermaßen erſchöpft, daß mich ein Schwindel packte; vor der Thür des Gaſthofs fiel ich zuſammen. Man trug mich auf mein Zimmer. Ich kam die ganze Nacht nicht recht zu mir; ich hatte ſtarkes Fieber und phantaſirte faſt immer; wenn das nachließ, war ich betäubt. Sie, ihre Kammerfrau, Wirth und Wirthin gingen ſorgſam

ab und zu. Gegen Morgen ſchlief ich ein, und Fieber und Ermattung aus. Als ich erwachte, war ich ganz wol, kleidete mich und eilte zu ihr. Sie rief mir entgegen, freudig, haſtig:

„Mein Gott, waren Sie denn wahnſinnig geſtern Abend? — wie Sie fatiguirt ausſehen! ſetzen Sie ſich aufs Sopha.“

Ich that es, nahm ihre Hand und ſagte: „Ich war Ihnen ja gleichgültig — da mogt' ich nicht in Ihrer Nähe und zugleich Ihnen ſo fern ſein.“

„Jezt muß ich wol fragen, ob Sie kindiſch ſind?“ antwortete ſie mit ſchnellem Erröthen und zog ihre Hand zurück.

„Es mag ganz kindiſch ſein, vom Moment überraſcht und erfüllt zu werden — aber es iſt mir nun einmal geſchehen.... bei Ihnen! ich kann nichts dafür, nichts dagegen. Seit ich Sie geſehen habe, bin ich an Ihre Schritte gebannt, folg' ich Ihnen, wie der Blinde dem Führer, bewußtlos wohin? Es iſt mir auch gleichgültig! wohin, warum, wodurch? ſind lauter Fragen, die ich nicht beantworten kann; alſo fragen Sie mich nicht, aber glauben Sie mir.“

„Sie ſind ein Thor!“ unterbrach ſie mich.

„Weil ich dies zu Ihnen ſage? oder weil ich es überhaupt empfinde?“

„Weil Sie ſo empfinden! rief ſie; ſo, für die erſte beſte Frau, die Ihnen begegnet. Ja, ja! — und ihre Hand gebot mir Schweigen — die erſte beſte, im fremden Lande, in reizender Umgebung, in Ihrer Einſamkeit! ich könnte ganz anders, vielleicht das Gegentheil von dem ſein, wie ich bin, und Sie würden ſich ebenfalls für mich fanatiſiren..... aus heller Langweil! Wiſſen Sie denn nicht, Herr Graf, daß man nach Italien nur mit einer geliebten Frau reiſen darf?“

„Iſt es meine Schuld, daß ich keine habe?“ fragte ich.

„Sie ſind wirklich wunderbar kindiſch! ſagte ſie; und ein Kind kann nicht lieben.“

„Sie haben mich verſchüchtert, indem Sie meiner Handlungsweiſe banale Motive unterlegten. Ich wage nicht mehr, als Mann zu ſprechen.“

„Nun, das iſt gut,“ ſagte ſie. Sie ſtand auf und begehrte meine Hülfe, um in ein Album ein Paar Anſichten vom Mailänder Dom zu kleben. Dann durchblätterte ich es: es enthielt nur Kirchen, von jeder eine äußere und eine innere Anſicht, und nur italieniſche.

„Die Kirchen geben den Städten ihren Charakter, ſagte ſie, denn ſie ſind aus der Zeit, als die italieniſchen Städte noch Charakter hatten. Von dem modernen Weſen, das ſich jezt um ſie herum lagert, brauch' ich kein Andenken; ich find' es überall.“

Als ich das Album ſchloß, bemerkte ich auf dem braunen Saffiandeckel ein großes goldnes M. Ich fragte, ob ſie vielleicht Marie heiße.

„Nein, Meluſine.“

„Meluſine! rief ich; nun, das iſt ein paſſender Name! ich hab' ihn nie gehört, als in dem Mährchen der ſchönen Meluſine, wo die reizende Fee den Ritter von Luſignan mit ihrer Liebe beglückt, bis er, ungeachtet ihres ſtrengen Verbotes, ihrer Abkunft nachforſcht, und ſie ihm entſchwindet. Meluſine! der Name darf nur von Feen getragen werden! Meluſine! jezt weiß ich, was mich an Sie feſſelt.“

„Sie werfen mir meinen Namen wie eine Beſchwörung zu,“ ſagte ſie.

„Fürchten Sie deren Wirkung?“

„Nein! denn wenn ich in den Zauberkreis träte, was thät' es mir?"

„Meluſine!" ſprach ich beklommen und ergriff ihre beiden Hände. Sie trat zurück, ſah mich noch trauriger an, als gewöhnlich und ſagte:

„Mir thät' es nichts.... aber Ihnen".... —

O Meluſine! rief ich, ſo ſprach auch die ſchöne Fee zum Ritter von Luſignan, warnte ihn vor Bekümmerniſſen, drohte ihm mit Schmerzen, die untrennbar von ihrer Liebe wären! glauben Sie, daß ihn das zurückgeſchreckt hat? daß es mich, oder irgend einen Mann zurückſchrecken könnte, der da liebt?"

„Es ſollte doch," antwortete ſie.

„Mein Gott, rief ich, welch eine ſeltſam kühle Liebe begehren Sie!"

„Ich! rief Meluſine, ich begehre eine kühle Liebe? o, ich bin ja elend, weil ich nie einer andern begegnet bin!"

Sie ſtand wieder vor mir, wie Pſyche, die vom Druck des Erdenlebens erlöſt, in der ſeligen Freiheit des Olymps ſich wiederfindet. Die Göttererſcheinung warf mich nieder, ich lag zu ihren Füßen, ich drückte meine Stirn, meine Lippen auf ihr Kleid, auf ihre Hand.

„O bleibe ſo! rief ich, um Gottes willen, bleibe ſo, in dieſer unirdiſchen Schönheit, die kein Weib je beſeſſen hat!.... Und ſo ſage mir — nicht, daß Du mich liebſt, aber — daß Du an meine Liebe glaubſt, an die gewaltſame, allbeherrſchende Liebe, die mich in Deine Sphäre geſchleudert und mich zum Mond Deines Sonnenweſens gemacht hat. Zähle nicht die vergangenen, warte nicht auf zukünftige Stunden, um mir das zu ſagen! Heute wie immer vergöttere ich Deine Cherubſeele, die nichts will, in nichts Befriedigung findet, durch

nichts ſich verklärt, als durch Liebe. Wär' ich Dir als Knabe begegnet, ſo hätte ich in Dir die Mutter, als Greis die Tochter geliebt — immer das, was jeglichem Alter am ſüßeſten zu lieben iſt. Laß es jezt die Geliebte ſein, Meluſine! laß mich Dir folgen, oder folge Du mir! In Deiner unbewachten Einſamkeit haſt Du getrauert, bitter und tief, ich hab's geſehn! Vielleicht haſt Du an der Seite eines Andern bitter und heiß geweint!. Hier, vor mir, zu mir, haſt Du gelächelt, wie vielleicht nie ſeit dem Moment, wo die erſte Ahnung der Liebe in Dir aufblühte. O lächle wieder, Meluſine, und lieblicher noch, ſeliger noch, denn was Dir gedämmert hat, iſt Tag worden — ich liebe Dich, Meluſine!"

„Armer! o Armer! Armer! ſagte ſie und legte die Hand auf meine Stirn, Du wirſt nun elend ſein.... eine Zeit lang."

„Erſt glücklich — dann immerhin elend!" rief ich.

„O Du biſt allzu verwegen, ſprach ſie; nach dem Glück ſchmeckt Elend herbe. Soll ich Dir die unumſtößliche Gewißheit geben, daß ich an Deine Liebe glaube, indem ich ſie erwidere, und Dich dann von mir weiſen, wie einen Fremden? ſoll ich Dir meine Seele zu beherrſchen geben, wie meinem König, und ſie dann Dir entziehen, wie einem Feinde? Und das muß ich!... ſiehſt Du, rings über dieſen Hort der ſchützenden Berge hinaus — da ſind wir getrennt".... —

„Aber hier vereint, in Deinem Zauberreich, Meluſine, meine Fee! — und dann, durch Deine Liebe dazu befähigt, erobere ich uns ein Fleckchen Erde, wo es keine Trennung für uns giebt."

„Das wäre das Grab! ſprach ſie mit einer Verzweiflung, die mich kalt überrieſelte; denn lebend.... haben wir keine Freiſtatt bei einander."

„Biſt Du ſo unzerbrechlich durch die fremde Liebe gefeſſelt?" fragte ich traurig.

Sie machte heftig eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ſprach dumpf:

„Nur durch mein grauenhaftes Schickſal!"

„Und nichts Anderes verbindet Dich mit dem Mann, dem Du gehörſt?"

„Unermeßliche Dankbarkeit von meiner Seite."

„Und wer biſt Du? wie heißt Du? wo lebſt Du?"

„Still, ſtill, ſtill! um Gottes Barmherzigkeit willen.... ſtill! ich mag's nicht ſagen! ich will's nicht Ihnen ſagen, denn Sie lieben mich und wenn Sie es erfahren.... — Sie brach ab, legte ihre Hände auf meine Schultern und fragte: Warum gefall' ich Ihnen ſo ſehr?"

Ich ſprang auf und rief lebhaft: „O Sie gefallen mir gar nicht! Tauſende können mir gefallen, aber Sie beherrſchen mich durch eine höhere Gewalt, die aus Ihrem Herzen in mein Herz dringt und durch Ihr unergründliches Auge zu mir ſpricht. Dreimal hab' ich Ihr Auge aufleuchten ſehen, wie wenn Freudenfeuer an hohen Feſten ſich entzünden; und wirklich waren es Feſte für Ihre Seele, denn das vollkräftige Liebesgefühl in mir wehte ſie an, wie Frühlingsluft, und ſie gedachte der Auferſtehung, der Himmelfahrt".... —

„Und der Paſſion!" unterbrach ſie mich.

„Nein, ſagte ich; Ihre Seele ringt in der Paſſion nur, wenn Sie nicht die Zuverſicht zur Liebe haben! Liebe iſt Dir, wie jedem Menſchen, die erlöſende, die heiligende Kraft,

und der Mann, der Dich liebt, ist Dein Befreier, ist der Perseus, der die gefesselte Andromeda von dem starren Felsen der Trauer losreißt."

Melusine breitete die Arme gen Himmel; sie stand mit dem Rücken dem ofnen Fenster zugewendet, und ihre wunderschöne Gestalt zeichnete sich so weich, so verschmelzend in den blauen Himmel hinein, daß mir war, als werde sie, wie die Fee, ihre Namensschwester, durch die Lüfte von dannen fliegen. Ihr Gesicht war aufwärts gekehrt, das Haar fiel von den Schläfen zurück; in glänzender Extase stand sie da; dann sank sie langsam, langsam auf ihre Knie und

„Rette mich! rette mich!" sagte sie und Thränenfluten überstürzten ihr Antlitz.

Ich hob sie auf, in meine Arme, an mein Herz. Nach einer Weile sagte sie:

„Wie heißt Du?" —

Ich nannte ihr meinen Namen.

„Ulrich klingt hart, sagte sie; in alten Zeiten sprach man ihn aus Hulderich; so laß mich Dich nennen, mir bist Du huldreich."

Alles, was sie jezt that und sagte, war von einer Innigkeit, von einer Seelenvibration, die sich zu ihrer früheren zerstreuten Gleichgültigkeit verhielt, wie eine Purpur-Aurora zum grauen Schatten der Dämmerung.

„Hulderich, sagte sie, besinne Dich recht; Du hast noch die Wahl: ich nenne mich Dir jezt, und wir gehen zur Stelle — Du nach Süden, ich nach Norden".... —

„Aber warum, o Gott!" rief ich.

„Die Antwort auf dies Warum würde uns trennen, sagte sie, darum frage nicht eher, als bis Du entschieden bist; —

oder ich bleibe hier, und Du auch, einige Tage oder Wochen, und dann trennen wir uns, und Du erfährſt nie, nie, wer ich bin und wohin ich gegangen; denn alsdann ſag' ich es Dir nicht, Hulderich, und Du mußt mir einen Eid ablegen mir nicht nachzuſpüren! denn.... erfährſt Du dann meinen Namen, ſo kann Dir der Tod nicht weher thun! wolverſtanden, wenn Du mich wirklich liebſt!"

„Wonn' oder Weh komme über mich! rief ich, ſo lieb' ich Dich, Meluſine! Ich ſchwöre Dir, Dir nicht nachzuſpüren! aber ſei Du eine Mörderin, ſtehe Du auf dem Schaffot, und rufe mich, ich komme!.... ich komme von der andern Hemiſphäre, Meluſine, auf einen Wink".... —

„Hoffe nie auf dieſen Wink, noch auf irgend ein Liebeszeichen. Ich gebe ſie nicht, ich ſchwöre das, Hulderich! Ja, mehr noch! ſollte uns der Zufall dereinſt zuſammen oder an einander vorbei führen — ich würde Dich verleugnen, ich würde Dich nicht wiederkennen, ich würde ſagen: Sie ſind mir fremd, mein Herr! — Das muß ich.... Deinetwegen!"

Sie drückte die Hände mit krampfhafter Wildheit vor die Stirn und ſagte dann im veränderten Ton:

„Einſamkeit exaltirt! wir Beide haben das eben etwas zu ſehr erfahren, Herr Graf. Ich denke, noch heut über den See nach Varenna zu gehen."

Ich umklammerte ihre Hand, als fürchte ich, daß ſie mein Todesurtheil damit unterzeichnen werde, und rief: „Nein, nein! mögen Sie ein Engel oder ein Ungeheuer, eine Fee oder eine Königin, ein Weib oder ein Geſpenſt ſein — ich laſſe Sie nicht fort! nicht jezt! Sie ſollen lächeln und lieben! Sie ſollen an Liebe glauben und glücklich ſein! O gönnen Sie ſich doch dieſen Frühlingstag; er iſt vielleicht der einzige

in Ihrem Leben! o gönnen Sie mir das Bewußtsein, Ihnen diesen Tag heraufgeführt zu haben."

„Wie kann man sich dermaßen für ein Paar traurige Augen fanatisiren?" sagte sie mit ihrem melancholischen Lächeln.

„Ich darf Sie nicht fragen: wer und wohin? Sie dürfen eben so wenig mich nach wie und warum? fragen. Melusine, laß uns an einander glauben."

„Wie lange?" fragte sie mit kaltem Spott.

Aber ich ließ mich nicht irre machen und sagte: „Wo Glaube und Liebe einmal sich entzündet haben, und hätten sie auch nur eine Sekunde in hoher Flamme gelodert — da sind sie. Was einmal ist, ist ewig; der Geist gebiert nichts umsonst. Was der Ewigkeit angehört, kann nicht nach kurzer oder langer Zeit gemessen, in Vergangenheit oder Zukunft classificirt werden; in diesem Gebiet hat wie lange und immer einen und denselben Klang."

„Sie sind ein großer Schwärmer, und ich thue vielleicht sehr Unrecht, Ihnen nicht zu sagen: das that ich; kannst Du mich noch lieben?"

„Mein Gott, welcher Unthat können Sie sich zeihen? Charlotte Corday wird verehrt, Beatrice Cenci als Märtyrin beklagt, Judith zwischen die Heiligen gestellt. Oder haben Sie einen Schatz veruntreut? in einem unerhört bewunderten Roman, in Eugen Aram, ist bewiesen, daß man ein erhabner Mensch und ein gemeiner Dieb sein könne".... —

„Sie spotten und mir bricht das Herz!" rief Melusine. Sie sank todtenblaß auf das Sopha und brach in ein so trostloses Weinen aus, daß ich zitternd, wie ein überführter Missethäter vor ihr stand.

„Aber ſehen Sie denn nicht, daß meine Seele zerriſſen iſt? rief ſie dazwiſchen; aber fühlen Sie denn nicht, daß jede Berührung ihr weh thut, daß ſie ſtill eingewickelt liegen muß in ihre Gleichgültigkeit, wie die Raupe in der Puppe? aber wiſſen Sie denn nicht, daß Frühlingsluft im Januar ſchädlich iſt, weil ſie Blüten hervorlockt, die in Schnee und Froſt umkommen müſſen, und daß mein ganzes Leben ein Januar iſt? — Was drängen Sie ſich an mich, um mich zu verletzen! gehen Sie zu den Fröhlichen, zu den Glücklichen in der Welt — die vergeſſen leicht, was weh thut! aber mein Herz iſt wund, um und um. Gehen Sie, Graf! o gehen Sie! ich mag Sie nicht mehr hören."

Sie wies mich fort. Statt deſſen umſchlang ich, vor ihr niederknieend, ihre Knie, und ſagte:

„Meluſine, die Liebe verletzt im Rauſch des Entzückens das Geliebteſte; wie kannſt Du zürnen?"

Sie ſtand auf, machte ſich los, und blickte auf mich herab mit ihrem göttlich gewaltigen Auge, das ein prächtiger Zorn noch mächtiger machte; ihre Lippen bebten, ihre Wangen glühten.

„Leben Sie wol!" ſagte ſie.

„Wenn Sie abreiſen, ſo folge ich Ihnen, entgegnete ich gelaſſen, denn ich liebe Sie. Sie brauchen weder auf das Eine noch das Andere Rückſicht zu nehmen, allein Sie können es mir nicht verbieten, denn Ihre frühern Aeußerungen haben mir klar geſagt, daß Ihre Verhältniſſe nicht durch meine Liebe beeinträchtigt werden, daß ich mir allein Leid zufüge: ſo will ich denn wiſſen, in welchem Grade. Wenn nicht das Glück — ſo komme der Schmerz meines Lebens durch Sie über mich."

„Mein Gott, rief Meluſine, bin denn nur ich ein ſo erbärmliches Geſchöpf, oder ſind es alle Frauen, daß ein Funke von Liebe im fremden Buſen alle Panzer ſchmilzt, die ſie um den eignen geſchmiedet haben! mein Gott, ich glaube, wir gehen aus dem Paradies in die Hölle, wenn der Teufel zu uns ſpräche: ich liebe dich und deine Liebe kann mich erlöſen! mein Gott! mein Gott! und ich bin nicht im Paradieſe, ſondern in der Hölle, und vielleicht ſpricht ein Engel zu mir: ich liebe dich, und meine Liebe kann dich erlöſen.“

Wieder ſtand ich zitternd ihr gegenüber. Dieſe Glut, dieſe Leidenſchaft — — bah! welch nüchterne Worte! wie ſind ſie verwebt mit plumper Bedeutung! wie viel Irdiſches liegt darin, was ihre Flammenglorie verdunkelt! Nein, Extaſe will ich ſagen, oder Begeiſterung. Unica, wenn Du je nach Rom gehſt, ſo beſuche die Kirche Sta. Maria in Vallicella. In dem dazu gehörenden Kloſter iſt der heilige Philippus Neri geſtorben, und es werden dort allerlei Erinnerungen und Reliquien von ihm aufbewahrt, unter andern auch Maßſtab und Winkelmaß des berühmten Baumeiſters Vanvitelli, welche er aus beſondrer Verehrung für den Heiligen als Votivgabe ihm dargebracht hat. Dies iſt aber nicht die eigentliche Merkwürdigkeit, ſondern ein Bild Guido Renis iſt es, welches den Heiligen im Gebet darſtellt, und zwar ſo, wie man ihn vor dem Altar geſehen haben will, nämlich durch die Extaſe von der Erde etwas erhoben, und ſchwebend knieend. Dieſe unirdiſche Stellung, dies freudige Zittern der erhobenen Hände, dies Aufwärtsringen des Blicks, des Leibes, dieſe Gewalt der Seele über die ſchwere Körperlichkeit, iſt mit einer Freiheit und Natürlichkeit wiedergegeben, die ich nie in einem Gemälde — und bei keinem andern Menſchen, als bei Melu-

ſinen geſehen habe. Damals hätte ich mich nicht gewundert, wenn ſie in ihr roſenfarbenes Kleid, wie in die Morgenröthe ſich hüllend, lebendig gen Himmel gefahren wäre. Ich wunderte mich im Grunde, daß es nicht geſchah, daß die Aſpirationen einer ſolchen Seele nicht längſt den Körper zerrieben hatten. Ich ſagte auch ganz träumeriſch:

„Bin ich nicht etwa ein Sonntagskind und ſeh' eine Geiſtererſcheinung am hellen Tage? biſt Du wirklich, leiblich, menſchlich, Meluſine?"

Ich faßte ihre Hand, wie, um mich zu überzeugen, und wieder frappirte mich der energiſche Druck der ſchlanken Finger, denn ſie ergriff meine Hand und ſagte finſter:

„Ein Mann hat mich in den Abgrund des Jammers und der nie verſiegenden Trauer geſtürzt, weil er mich gleichgültig fortwies, mich, die von ihm, wie von Gott, mein Heil erwartete, denn ich hatte für ihn mein junges, friſches, flügelſchlagendes, königliches Herz in den Staub geworfen, und er hatte damit geſpielt. So ſprechen alle Frauen, nicht wahr? das iſt eine ganz alltägliche Geſchichte, die jedem Mann paſſirt iſt, vielleicht auch Ihnen, nicht wahr? immer meinen die Weiber, der, gerade der habe ſie ruinirt, und hundert Andern wäre es ebenfalls gelungen, nicht wahr? ich will Sie auch keineswegs mit dieſer Litanei ermüden. Alſo: ich litt Schiffbruch, ich ſtrandete an einer öden, wüſten Inſel, aber ſie war für mich der Heerd eines Gaſtfreundes, denn ſie nahm mich auf und die Wellen durften nicht mehr mit mir ſpielen. Kein Menſchenfuß betritt ſie, keine Menſchenhand erreicht ſie, ich bin einſam, einſam, einſam in der Verbannung, ich bin's auf Lebenszeit; Niemand kann mich fortführen, oder jene öde Stätte ſchmücken; aber ich habe mich dazu reſignirt, und jezt

thut mir dort in meiner Abgeſchiedenheit auch Niemand mehr ein Leid. Ich bin gefeyt. Ich mag auch nichts mehr — kein Glück, keine Freude, keinen Genuß, keine Zerſtreuung, kein Vergnügen, keine Beſchäftigung; es iſt nicht der Mühe werth. Nur lieben mögt' ich — aber lieben"..... —

Sie ſah zum Himmel mit einem Ausdruck, daß mir unwillkürlich die Thränen aus den Augen ſtürzten. Sie ſprach befremdet:

„Warum weinen Sie denn? iſt das nicht der Wunſch aller Creatur? — Ich mögte lieben, um wieder das alte Vertrauen zum Menſchen, zum Ebenbild Gottes, zu Gott faſſen zu können — daß nicht Lüge die Welt beherrſcht! Ich mögte lieben, um beſſer zu werden, als ich bin, — nicht des Glücks wegen, das darin liegt; denn die Paar glücklichen Stunden werden früh untergehen, wie eine Aurora in Wolken; und ich mögte ja nur etwas darin finden, was ſo lange ausdauert, wie meine Seele. Ich mag wol irren, denn ich bin elend und Elend macht den Blick unklar, weil er nur durch Thränen ſieht — aber mir däucht, daß der von Gott verlaſſen iſt, der keinen Menſchen liebt und von keinem geliebt wird; daß ein höherer Segen darin liegt, den Geringſten zu lieben, als mit den Größten in einer Reihe zu ſtehen, die Gewaltigſten zu beherrſchen und mit den Herrlichſten zu wetteifern; daß man ſich darum auch nicht ſchämen dürfe, den Geringſten zu lieben; ach!.... ich bin die Geringſte.... aber wird der deshalb kleiner, der mich liebt?"

„Nein, Meluſine, tauſendmal nein! die Liebe macht nie klein durch ihren Gegenſtand. Man ſagt wol, nur das Schönſte, nur das Vollkommenſte ſollten wir lieben; ach, was haben wir denn dem Schönſten und Vollkommenſten anzubie-

ten? was können wir ihm ſein? was ihm geben? wer mag denn in der Liebe nur nehmen, Meluſine? — Das Schwache zu unterſtützen, das Wankende zu erkräftigen, das Verfinſterte zu lichten, das Sehnſuchtvolle zu befriedigen, das Strebende zu beflügeln — das ſollte uns klein machen? warum ſollen wir nicht mit derſelben entzückten Andacht dem Werden nachſchauen, als dem Gewordenſein? und in welcher Menſchenſeele iſt denn überhaupt etwas Anderes zu finden, was ihr den Stempel der Schönheit aufdrückt, als der mehr oder minder glühende Durſt nach dem Werden? Eine Pflanze blüht früher, die andere ſpäter; eine Frucht reift langſamer, die andre ſchneller; und das Werden der Menſchen ſollte bei Allen im gleichen Schritt vorwärts gehen? Lord Byron legte bei achtzehn Jahren den Grundſtein zu ſeiner Unſterblichkeit, Rouſſeau bei achtundvierzig. St. Aloyſius war ein Heiliger von der Wiege an, St. Auguſtin ward es nach einem ſturmdurchwühlten Leben. Wer mögte hier den Glauben, dort den Genius höher oder tiefer ſtellen, je nach der Jahreszahl? — Welche Seele wir mitbringen für den Glauben, für den Genius, für die Liebe — darauf kommt es an, Meluſine, die adelt uns, und Du, ich ſagt' es Dir ſchon, haſt eine Cherubſeele, die im Feuer der Liebe ihre Heimat hat und jezt vielleicht nur eines geringen Fehltritts wegen, den auch Engel begangen haben, in der Verbannung iſt."

„O, ſagte Meluſine, Du kannſt lieben! ſogar mich." Sie umſchlang mich mit dem linken Arm und hob den rechten gen Himmel. „Hulderich, reiches, edles, reines Herz! weil ich traurig, weil ich elend, weil ich armſelig bin — darum liebſt Du mich! ſo lieben die ſtarken und großen Seelen, ſo kam der Heiland für die Sünder in die Welt, ſo begnadet Gott die

Creatur. Was Chriſtus gethan hat, kannſt Du auch thun, Hulderich, nicht einer Welt, aber einer Seele, meiner Seele. Dafür wirſt Du denn auch ans Kreuz geſchlagen und ich werde zu Dir beten, wie zum Erlöſer. So wird es ſein; nicht anders! ich habe Dein Opfer angenommen, Hulderich."

Ihr Arm ſank herab und wie ein Blumenkranz um mein Haupt. — —

Lächelſt Du, Unica? ſcheint Dir dieſe Romeo-Liebe, die aus einem Blick und einem Wort entſpringt, und am erſten Tage ſchon über alle Zweifel und jede Schwankung zur Gewißheit ſchreitet — ſehr plump, ſehr unnatürlich, ſehr knabenhaft ſchwärmeriſch? Ich muß es mir gefallen laſſen. Darum werd' ich Dir auch nichts erzählen von jenem Monat Junius. Dem Gleichgültigen würde Alles wie fabelnde Uebertreibung klingen, was für mich doch nur ein ſchwacher Nachhall von jenem feurigen Hymnus der Liebe wäre. Der Nüchterne würde Rauſch nennen, was mir Begeiſterung war: im Rauſch liegt die Lüge, in der Begeiſterung die Wahrheit; das unterſcheidet beide. In keinem Moment meines Lebens hab' ich mich ſo bereit, ſo ſtark, ſo freudig zur Vollendung jeder Aufgabe, zur Vollbringung jeder Pflicht, zu Allem, was tüchtig, brav und recht iſt, gefühlt — als damals, obgleich die Wellen des übermächtigſten Gefühls wie Katarakte über mir zuſammenſchlugen.

Meluſine war — ja, wie war ſie? wie ſoll ich ſie Dir beſchreiben? Einem Mann eher! der denkt an die ehemalige oder die zukünftige Geliebte und begreift wenigſtens zur Hälfte; aber eine Frau kann nur an ſich denken und begreift gar nicht — oder ganz, und ich weiß freilich nicht, ob noch eine Meluſinen-Natur auf der Erde exiſtirt. Denn ſie war

Alles: göttlich und zauberhaft, ein Engel und ein Elementargeiſt, primitiv wie eine Gottheit, oder wie ein Kind, ungebändigt wie eine Naturkraft, oder wie ein Weib; (denn das ſind alle Frauen! Erziehung, Welt und Herkommen künſteln dermaßen an ihrem äußern Weſen, daß ein Gegenſatz von unbändiger Wildheit tief in ihre Seele unausrottbar Wurzel ſchlägt) Meluſine war luſtig wie ein Knabe, ſeelenvoll wie eine Frau, melancholiſch wie ein Menſch. Sie konnte auch Alles; aber ſie that nichts und langweilte ſich auch nicht. Hätte ſie ihre geiſtigen Kräfte auf irgend einen Punkt conzentrirt, ſie wäre ſchaffend oder handelnd ein Genie geweſen. Jezt war ſie nur ein Genie im Lieben. Hätte ſie für ihre Schönheit, für ihren Anzug nur den hundertſten Theil der Aufmerkſamkeit gehabt, welche ihrem Geſchlecht faſt angeboren iſt, ſo mein' ich, daß alle Männer ſie hätten anbeten müſſen. Jezt war ſie vielleicht nur für den ſchön, den ſie liebte. Sie trug keinen Hut, ſie kletterte in Regen und Hitze auf den Bergen umher, ſie ſteckte ihre Hand aus der Barke in den See, obgleich die Sonne auf das Waſſer ſchien; ſie trug ein hellrothes, oder ein weißes Muſſelinkleid, immer ganz friſch, aber ganz ſchlicht. Sie hatte ſchöne Sachen, Shawls, Spitzen, Schmuck; es wäre den meiſten Frauen eingefallen — nicht ſich zu putzen, aber doch durch irgend einen Wechſel das Auge des Geliebten zu reizen; ihr nicht. Gedankenlos war ſie ſich ihrer unwandelbaren Schönheit bewußt; ſie hatte den Gürtel der Venus. — —

Der erſte Julius war zu unſrer beiderſeitigen Abreiſe unwiderruflich beſtimmt. In demſelben Augenblick ſollte das Dampfboot ſie nach Varenna, eine Barke mich nach Como führen. Bis dahin lebte ich, wie der Ritter von Luſignan

mit ſeiner geliebten Fee mag gelebt haben, ſelig des überirdiſchen Beſitzes.

„Fürchteſt Du nicht die Zukunft, Hulderich, die uns ſo herbe trennt?“ fragte ſie plötzlich, als wir eines Abends wie gewöhnlich nach Sonnenuntergang auf dem Waſſer fuhren.

„Aber was kann ich denn jezt fürchten! rief ich; ſprich mir vom Laurentiusroſt und von den Martern aller Heiligen des Kalenders — der Gedanke an Dich ſchwebt über ihnen, wie die Kraft der Engel, welche alle Marterwerkzeuge zerbricht und alle Scheiterhaufenflammen kühlt.“

Sie ſaß hinten auf der Querbank; ich lag ausgeſtreckt auf der einen Seitenbank und mein Kopf an ihrer Bruſt, von ihrem rechten Arm gehalten. Zuweilen überzitterte ihre Linke mein Haar, mein Antlitz, ohne es eigentlich zu berühren, und ihre Augen leuchteten durch die zunehmende Finſterniß ſo magiſch, daß ſie in mich hineinfunkelten, ſelbſt wenn ich die meinen ſchloß. Und zuweilen ſagte ſie mit ihrer linden, reinen, perlenden Stimme:

„Hulderich.... mein Vielliebet!“.... —

„Oh! unterbrach Ulrich plötzlich ſich ſelbſt, und ſchlug mit einer verzweiflungsvollen Bewegung die Hände vor die Stirn; noch jezt, nach ſo vielen Jahren, nach ſolchen Martern, nach ſolchen, alles abtödtenden Erſchütterungen, klingt die Stimme, funkeln die Augen, umrieſelt mich die Berührung, und der magnetiſche Wonneſchauer, den ihre Gegenwart mir immer gab, vibrirt durch mein ganzes Sein, und ſchleudert mich mit ihr zuſammen auf die ſelige Inſel zurück, wo ich das eine hohe Feſt meines Lebens gefeiert habe.

Athemlos vor Erſtaunen ſtarrte Unica ihren Mann an. Aber war es denn wirklich ihr Mann, der Ulrich, den ſie kannte? er war nicht mehr häßlich, nicht mehr gleichgültig, nicht mehr fatiguirt. Die düſtre Falte zwiſchen den Augenbrauen war geglättet, die Stirn frei, die Wangen geröthet, und in ſeinen Augen brannte eine ſo tiefe Glut, daß die Eiferſucht begann, ihren ſcharfen Stachel in Unicas Buſen zu graben. Daß Ulrich ſo ſein, und daß ſie dies nur in dem Moment erfahren konnte, wo die Erinnerung an eine andre Frau ihn beherrſchte, das verwundete ihre keimende Liebe ſowol, als ihren Stolz. Sie ſagte eiſig:

„Willſt Du nicht ein Glas Zuckerwaſſer trinken? die lange Erzählung erſchöpft und erhitzt Dich.“

Ebenſo eiſig entgegnete Ulrich: „Darf ich Dich bemühen, Beſte?“

Er nahm das Glas, welches ſie ihm vollgeſchenkt anbot, aber ſtatt zu trinken, zerſtieß er den Zucker mit dem Löffel und ſagte gedankenlos: „Zu dieſen rubinfarbenen Trinkgeſchirren gehören durchaus Löffel von Vermeil.“

„Sie wären wol eleganter, antwortete Unica; aber mögteſt Du nicht in Deiner Erzählung fortfahren?“

„Ja ſo! rief er; Dein Zuckerwaſſer iſt wie der Lethe: er ſpült auch die herrlichſten, ſüßeſten Erinnerungen fort. Nun, ich werde kurz ſein in meinem ferneren Bericht.“

„Es giebt eine Blume, die blüht zwiſchen Dornen und Geſtrüpp, an Hecken und Gräben, ein ſchneeweißer, transparenter Becher, zart, friſch; und in dem Moment, wo man ſie pflückt, iſt ſie welk und matt. Es iſt nur eine ſchlichte Feldblume, und ich meine, ſie heißt Convolvel. So hing Meluſine in meinen Armen am Morgen jenes erſten Julius. Es

war eine fürchterliche Nacht vorhergegangen, keine Sekunde des Schlafs über ſie gekommen. O, in Luſt und Freude die Nächte zu durchwachen, in trauten Geſprächen, in myſteriöſen Entzückungen, in der begrenzten Heimlichkeit des engen Zimmers, in dem duftigen Schooß der freien Natur — das iſt leicht! aber dieſe Nacht! Ich beſchwor ſie, nur eine Viertelſtunde zu ruhen.

„Nein! rief ſie, es bricht ja ſchon die lange Nacht an, in der ich Dich nicht mehr ſehen werde. So lang' ich bei Dir bin, will ich Dich ſehen."

Sie ging auf und ab, ſtundenlang. Gegen Morgen ſchlug ich ihr eine Waſſerfahrt vor, um ſie ein wenig durch die friſche Luft zu calmiren; aber ſie war zu nervos aufgeregt, um auf einem Platz ausharren zu können: ſie lehnte es ab. Bald faßte ſie mich unter den Arm und ich mußte mit ihr durch die Zimmer gehen; bald blieb ſie vor mir ſtehen mit untergeſchlagenen Armen, nach ihrer Weiſe, und ſah mich ſo unbeweglich an, als wolle ſie mich auf dem langen, goldnen Stral, wie auf einer Himmelsleiter, in ihr Aug' und ihre Seele ziehen; bald umfaßte ſie mich mit einer krampfhaften, zitternden Spannung, die ihr gar nicht eigen war; denn in Ruhe oder in Leidenſchaft — immer hatt' ich ſie energiſch geſehen. Schwer lehnte ſich ihr ſchöner Kopf an meine Bruſt, ſchwer lag ihre Hand auf meiner Stirn, meiner Schulter, ſchwer — ſie! welche die liebliche Eigenſchaft hatte, leicht wie ein Schmetterling zu ſein, oder ſich zu machen. Der Glaube lehrte auf dem Waſſer zu gehen, Meluſine ſchien auf der Luft gehen zu können. Leichen ſind ſchwer, weil die Seele ſie nicht mehr durchathmet; ihre Seele drohte ſich vom Körper loszureißen, daher kam dieſe leichenhafte Schwere über ſie.

Als die Sonne ihre erſten Stralen lang in das Zimmer hineinwarf und ich die Kerzen löſchte, ſah ich erſt recht ihre fürchterliche Zerſtörung. Sie war noch in dem weißen Muſſelinkleid des vorigen Tages, das Haar hing halb aufgelöſt über ihren ſchlanken Nacken. Zuweilen nahm ſie einen Streif, wickelte ihn um ihre Finger und warf ihn dann, den Kopf ſchüttelnd, haſtig über ihre Schulter zurück; oder ſie faßte plötzlich mit beiden Händen ihren Kopf und drückte die Schläfen, ſo feſt ſie konnte. Dadurch war das Haar zerwühlt, und gab ihrem geiſterbleichen Antlitz einen erhöhten Ausdruck von Verzweiflung.

„Dies iſt mein letzter Sonnentag, ſagte ſie, und ſah abwechſelnd mich und die Sonne an; iſt der Tod nicht heller, als ewige Finſterniß?“

„Meluſine! rief ich, bei Deiner Liebe zu mir, denk' an das Leben, nicht an den Tod! kannſt Du wiſſen, wie unſre Schickſale ſich wenden? ob Du nicht dereinſt noch glühend das Leben wünſchen wirſt, in ſeliger Vereinigung mit mir.“

„Nein, Hulderich, ſagte ſie, ſolche Hofnungen hab' ich nicht, kann ſie nicht haben; nicht ſie werden mir das Leben leichter machen! Aber da es nun doch einmal mit Deiner Liebe begnadigt worden iſt — mein armes, verfinſtertes Leben mit Deiner glorreichen Liebe — ſo will ich es denn auch ausleben, und Dein Herz ſoll der Altar ſein, vor dem in ſtiller, andächtiger Huldigung mein Weſen als ewige Lampe beſtändig flammt und nie ſich verzehrt. Das Leben empfing die Verheißung der Ewigkeit — nicht der Tod.“

So hatte ſie die ganze Nacht zu mir geſprochen, und ich erkannte daraus mit unſäglicher Freude, daß ſie zwar in dem Schmerz des Abſchieds wie auf einem lodernden Scheiterhau-

ſen ſtehe, aber daß die dumpfe Troſtloſigkeit, in der ich ſie gefunden, nicht mehr wie ein ſeelenentnervender Sirocco auf ihr brüte. An mich dachte ich damals nicht; das kam ſpäter.

Das Dampfboot rauſchte über den See, die Glocke gab das Zeichen. Meluſine ſah mich mit einer Angſt an, daß mein Hirn ſich zu ſpalten drohte.

„O mein Engel, laß mich bei Dir bleiben!“ flehte ich zu ihren Füßen.

Aber ſie machte mit Kopf und Hand eine verneinende Bewegung und fiel ohnmächtig an meine Bruſt. So brachte ich ſie in die Barke und aufs Dampfboot, welches ſich ſogleich in Bewegung ſetzen wollte. Das Pochen meines Herzens mußte ſie geweckt haben, denn ſie ſchlug die Augen auf, als ich ſie in der Kajüte auf ein Sopha niederlegte; ihre Lippen brannten auf den meinen, dann ſagte ſie:

„Hulderich, mein Vielieber.... lebe wol!“ und ſich von mir abwendend, verhüllte ſie ihr Antlitz. Ich ſtürzte fort und in meine Barke. Da ſtand ich und ſah dem fortbrauſenden Dampfboot nach, und als ich es nicht mehr ſah — ſprang ich in den See und ſchwamm der Richtung nach, die es genommen, als ob ich es einholen wollte oder könnte.—

Dies war der erſte Akt meiner Liebestragödie. Der letzte ſpielte faſt vier Jahr ſpäter. Ich hatte ſie ausgefüllt mit einer Reiſe durch Italien und Griechenland und durch einen dreijährigen Aufenthalt bei der Geſandtſchaft in Stockholm und Petersburg. Nach Deutſchland war ich nur flüchtig gekommen; das Alles weißt Du. Aber wie ich innerlich lebte — das weißt Du freilich nicht! es war ein Traumleben, von dem ich ſelbſt wirklich nicht begreife, wie ich es ſo lange führen konnte. Alle Erſcheinungen, Bilder und Dinge waren

mir äußerlich, weſen- und gehaltlos, und ich ließ ſie an mir vorbeirollen, wie die bunten Schattengeſtalten der Zauberlaterne, ohne eine Innerlichkeit, eine Wahrhaftigkeit von ihnen zu begehren. Aber von mir begehrte ich ſie. All meine Kräfte und Fähigkeiten wendete ich nach innen, nicht ſowol, um Tüchtiges zu leiſten, als hauptſächlich um tüchtig zu ſein. Denn ich finde Meluſine wieder! das war tagtäglich mein erſter Gedanke; und mein Leben ſoll beweiſen, daß ich ihrer würdig bin, und ich will ſie dadurch zwingen, mich anzuerkennen, und ſie ſoll mit Stolz ſagen: er liebt mich — darum iſt er, was er iſt. Meluſine war das Prinzip meiner Exiſtenz, die ewige Wahrheit in dem Syſtem meines Lebens. Wie ich auch ging, ich konnte ſie nicht verfehlen, ſobald ich nur ihr und mir getreu blieb! auf einem Punkt, früher oder ſpäter, mußte ich ihr begegnen. Mit dieſer Zuverſicht ging ich faſt glücklich dahin; denn brennende Sehnſucht verwüſtet nur momentan, und befruchtet dauernd das Erdreich der Menſchenſeele, ſo wie über den Lavaſchlacken des Veſuvs die campagna felice prangt. Eine einzige felſenfeſte Ueberzeugung wird für uns der Pharus, deſſen Licht uns um alle Klippen und durch alle Brandungen leitet. Meluſinen hatte ich mich zu eigen gegeben; in ihr fühlte ich mich frei, und in meiner Freiheit — ſtolz. Damals haſt Du mich geſehen, Unica. Damals wartete ich auf Meluſine, wie die Gläubigen auf ein Mirakel, wodurch ſich ihnen die Gottheit offenbaren ſoll. Sie zu ſuchen fiel mir nicht ein, und nicht meines Gelübdes wegen; ich glaubte eben nur, zur rechten Zeit werde ſie mir zugeführt werden. Mitunter ertappte ich mich darauf, einem roſenfarbenen Kleide oder einem Florentiner Strohhut raſch nachzugehen; dann mußt' ich über mich lächeln. Auch mich zu zergrübeln,

wer und was ſie ſein möge, fiel mir nicht ein. **Wie ſie war** — das dacht' ich nach, und immer mit demſelben **Entzücken.** O mein Gott! im Namen dieſer Frau hätte ich **Wunder thun** mögen und thun können.

Ich ward nach Berlin mit einem beſondern Auftrag geſendet. Erſtens iſt Berlin ſehr langweilig, und zweitens lebte dort eine Schweſter meiner Mutter, die Gräfin Wettberg, die mich mit ihrer älteſten Tochter verheirathen wollte: dies war genug, um mir meine Sendung unbehaglich zu machen. Ich nahm mir auch vor, nur die allernothwendigſte Zeit dort zu bleiben und dann hieher zu gehen, und Deinen Vater zu beſuchen, der, wenn er auch unſre Verbindung wünſchte, doch andre Allüren dabei hatte, als meine liebe Tante. Unverheirathete Männer ſind wirklich gezwungen, den Frauen den Hof zu machen, ſobald es ihnen einfällt, das triſte Einerlei der Geſellſchaft durch ein ſolches Reizmittel etwas lebhafter aufzufärben; denn bei Mädchen dürfen ſie es nicht wagen, wenn ſie ſich nicht ſchlau oder ſtark genug wiſſen, um der Ehemänner-Preſſe zu entſchlüpfen.

Abgeſehen von meiner leidenſchaftlichen Liebe für Meluſine, die mich in eine Region entrückte, welche jedem andern Weibe unzugänglich war: würde dennoch meine Couſine Roſalba, hoch und dünn aufgeſchoſſen, goldhaarig, funfzehnjährig, niemals den geringſten Eindruck auf mich gemacht haben. Sie war ein gutes Kind, ſo behandelte ich ſie, und ſie war ganz damit zufrieden, denn ich ſchien ihr viel zu alt und ernſthaft, um ihr Mann zu werden. Dies geſtaltete ſich ſogleich in den erſten Tagen, trotz der Anſpielungen meiner Tante, und ich war deſſen herzlich froh.

Es war um die Zeit des Aequinoctiums! eine bängliche Zeit, dieser Kampf in der Natur zwischen dem Winter und Frühling, dies Ringen, Entfliehen und Wiederkehren, diese Stürme und Regenschauer und Schneewolken, mit feuchtheißen Sonnenblicken untermischt! Der Mensch leidet in dem Krieg der Elemente; er weiß nicht, zu wem sich halten, zum jungen, üppigen Frühling, zum alten, strengen Winter; jener ist zu auflösend, dieser lästig durch seine Erstarrung. Von diesem Gährungsprozeß der Gesamtnatur können sich wenig Menschen frei halten, sogar große Genies nicht; aber die vielleicht am wenigsten, weil ihre Kräfte primitive Frische und Gewalt haben. Weder Milton noch Alfieri waren im Stande, zur Zeit des Aequinoctiums zu dichten.

Ich kam eines Morgens ganz erschöpft zu meiner Tante, denn es wehte ein Südwestwind, der mich auf dem Wege vom Hôtel de Russie nach der Behrenstraße wie unter der Kelter gehabt. Im Vorzimmer blieb ich stehen und sagte halblaut: „Wenn es doch endlich einmal wieder Junius werden wollte!“ Erschrocken über mein Selbstgespräch sah ich mich um, ob Niemand es gehört habe, und dabei fiel mein Blick auf einige Blumentöpfe im ofnen Fenster, Pfleglinge meiner Cousine Ida: da stand die bewußte Erika. Durch eine Ideencombination fiel mir plötzlich bei, daß heute Melusinens Geburtstag sei, und ich blickte die Blume an, als sei sie ein Bote, ein Gruß von der Geliebten, und als würde sie ihr alles erzählen, was ich in ihre blaßrothen Glöckchen flüsterte. Plötzlich weckte mich Pferdegetrappel, denn das ist etwas Seltnes in der stillen Behrenstraße, und aus dem Thor des gegenüber liegenden Hauses ritt langsam auf einem großen Apfelschimmel im blaßgrauen Reitkleid — Melusine hervor. Sie war

es; der Anzug machte sie größer und dünner, der Hut versteckte ihre Stirn, die dunkelblaue Cravatte ihren Hals; aber sie war es! verschleiert hätt' ich sie erkannt. Diese himmlische Zerstreutheit, diese nachlässige Grazie hatte nur sie. Mitten auf der Straße hielt sie; ihre Begleiter schienen noch nicht fertig zu sein. Da ward drüben ein Fenster aufgemacht, und ein Frauenzimmer hob ein Kind herauf, das in die Hände klatschte und: „Mama!" jauchzte. Nun kam Leben und Wärme in die Haltung der Reiterin. Sie wandte sich mit jenem mir wolbekannten himmlischen Stralen des Angesichts zu dem Knaben, warf ihm Küsse zu und rief mit ihrer goldnen Stimme hinauf: „Hulderich, mein Hulderich!" — Indem kamen drei Herren aus dem Thor geritten, und die Cavalcade bog in die Wilhelmsstraße hinein, während der Knabe drüben neugierig und fröhlich ihr nachsah. Ueber meine Augen sank ein Flor, ich war keiner Bewegung mächtig und lehnte unbeweglich an der Wand. Ich mogte wol aussehen, als hätte ich die Besinnung verloren; meine ganze Lebenskraft conzentrirte sich in wüthendem Herzklopfen.

Die Thür ging auf und Rosalba und Ida traten ein. Letztere rief:

„Ah, Du besiehst meine allerliebsten Blumen!" aber Rosalba rief:

„O schweig von Deinen dummen Blumen, Ida! er ist ja unwol! vielleicht haben sie ihn ohnmächtig gemacht."

„Ohnmächtig? ein Mann! das hab' ich noch nie gesehen! sagte Ida höchst gelassen und stellte sich vor mich hin; ich muß sagen, ich find' es recht erbärmlich für einen Mann, vor Blumen in Ohnmacht zu fallen."

„Du haſt gar kein menſchliches Gefühl, Ida! ſagte Roſalba unwillig, und dann meine Hand nehmend, zu mir: Komm herein, Ulrich, bitte, bitte! komm herein.“

Daß ſie in dieſem Augenblick meinen Namen nannte, meine Hand nahm, bitte! bitte! ſagte — dieſe zwei Worte, die Meluſine oft mit ihrer eigenthümlichen Innigkeit und Anmuth ſagte — daß ſie durch irgend etwas wagte, mich an Meluſine zu erinnern; daß überhaupt grade jezt ein Weſen ſich mir nahte, jezt, wo ich ſie wiedergefunden, wo folglich auf der ganzen Welt nichts war, als ſie und ich zu ihren Füßen, ich, meine Lippen auf den Saum ihres Gewandes, meine Stirn auf den Staub ihrer Schritte drückend — das machte mich faſt wahnſinnig, und ich ſagte ſehr ungezogen zu der guten, theilnehmenden Roſalba:

„Du biſt engelsgut! aber laß mich, laß mich! um Gottes willen, laß mich!“

Roſalba erröthete und verließ das Vorzimmer. Ida blieb und rief halb ihr nach, halb mir zu, halb ſpöttiſch, halb vorwerfend:

„So geht's Einem, wenn man menſchliches Gefühl hat!“

Die ſonderbaren Augen dieſes kleinen Mädchens brachten mich wieder zu mir; ſie ſahen ſo fürchterlich klug aus; aber nicht klug wie ein Menſch, ſondern wie ein Poltergeiſt, ein Elf, ein Irrwiſch, und damit waren ihre knabenhaft wilden, blitzſchnellen Bewegungen in Einklang. Ich ſagte ihr auch halblachend:

„Du ſcheinſt wenig Anlage zu menſchlichem Gefühl zu haben, kleine Ida.“

„Ja, antwortete ſie, Mama und Roſalba ſagen's; ich weiß es nicht, und es iſt mir auch einerlei. Aber menſchlichen

Verstand hab' ich, und daher wußt' ich auch gleich, daß Du mich von meinen Blumen ohnmächtig worden bist, sondern von was Anderem."

Macht die Liebe uns Scharfsinn, so schwächt sie auch häufig unsre Beurtheilungskraft. Ich war einen Moment stupid genug zu glauben, Ida habe die wahre Ursach entdeckt.

„Laß das! rief ich abwehrend, ich will ein wenig draußen herumlaufen."

„Ja, sagte sie, so wie Du aus diesem gräßlichen Zugwind heraus sein wirst, wirst Du Dich besser befinden."

Also auf den Zugwind schrieb sie meinen Zustand! — Als ich eben die Straße erreichte, ohne eigentlich zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, trat der Knabe mit seiner Bonne aus dem Hause drüben; nun wußt' ich, wohin! ich folgte ihm. Mein Herz schrie nach dem Kinde. Er trug eine Blouse von violettem Sammet, mit einem schmalen Pelzstreif am Saum, weiße Pantalons, eine schwarze Sammetmütze mit goldnem Quast, keine Handschuh. Unter den Linden sprang er munter umher. Ich machte drei lange Schritte, vertrat ihm den Weg und nahm ihn auf den Arm. Er war verwundert, plötzlich so hoch zu sitzen, aber er sah mich mit dem gleichgültig vornehmen Blick seiner Mutter an. Das war die einzige Aehnlichkeit mit ihr; übrigens glich er ganz seinem Vater, die Augen, das Haar, der Schnitt der kleinen Züge — o ganz! doch so, wie ein frisch vom Himmel geflatterter Engel dem Menschen ähnlich sehen kann. Ich versank in seine unschuldig träumerischen Augen, wie sonst in die tiefsinnig träumerischen Melusinens. Ich küßte ihn nicht, aber ich sah ihn an, als wollte ich ihn mit meinen Augenlidern zudecken. Das langweilte ihn; doch ohne Ungeduld oder Geschrei, drehte

er nur langſam ſein Köpfchen von mir weg, wie einſt Meluſine unter den Katalpen der Villa Sommariva. Ihre Bewegungen und Mienen hatte er. Einen Augenblick flog mir der Gedanke durch den Sinn, ob ſie denn das Recht habe, meinen Sohn allein für ſich zu behalten. Ich will ihn auch haben! dachte ich mit einer Art von Wuth und ſah die Linden hinauf und herab, wo der Weg wol am kürzeſten ſei, um mit ihm zu entfliehen.

Da trat die Bonne heran, vermuthlich geſchmeichelt durch die lange Aufmerkſamkeit, die ich ihrem Pflegling ſchenkte, und ſprach hofmeiſternd, wie dies Volk iſt:

„Nimm Deine Mütze hübſch ab, Hulderich, wenn ein fremder Herr mit Dir ſpricht.“

Ein fremder Herr! o Gott! — und ſein Mützchen ſollt' er abnehmen, daß der Wind feucht durch ſeine Löckchen wehe! daß er ſich wol gar erkälte!

„Warum nicht gar! rief ich und überſchüttete ihn mit einem Sturm von Liebkoſungen, die er immer ſchweigend hinnahm. Kann er nicht ſprechen?“ fragt' ich endlich.

„Verſteht ſich!“ erwiderte die Bonne gekränkt und bemühte ſich, durch Ermahnung und Verheißung ihm eine Sylbe zu entlocken. Er ſchwieg hartnäckig.

„Wie alt iſt er denn?“ fragte ich faſt ängſtlich.

„Er iſt heute drei Jahr geworden.“

Ein und derſelbe Tag hatte mir meine Kleinodien geſchenkt!

„Willſt Du Bonbon, Hulderich?“ fragte ich ihn. Er ſah mich an mit Meluſinens funkelnden Augen und ſagte:

„Bitte, Bitte!“

Die Bonne warf mir einen triumphirenden Blick zu; ich triumphirte mehr als ſie. Es gefiel mir unſäglich, daß er nur ſprach, als er etwas zu ſagen hatte. Es würde mir gewiß ebenſo gut gefallen haben, wenn er immerfort geplappert hätte. Gott! was gefällt uns nicht bei unſerm Kinde! — Ich kaufte Bonbon bei Kranzler und warf ein Viſitenbillet in die Düte; ſo war es möglich, ja wahrſcheinlich, daß Meluſine meine Anweſenheit erfuhr. Dann riß ich mich gewaltſam von dem Knaben los und lief die Linden herab, dem Thiergarten zu, wo ich möglicher Weiſe Meluſinen begegnen konnte. Und wirklich! als ich unter dem Brandenburger Thor ſtand, kam ſie mit ihren drei Begleitern im ſcharfen Trab die Charlottenburger Chauſſee herauf, und bog dann linksum nach dem Exerzirplatz. Sie ſah aus wie eine Oſſianiſche Geſtalt, halb Nebel, halb Geſtirn; der graue Anzug und das von Luft und raſcher Bewegung überglühte Antlitz. Nie war ſie mir ſo ſchön erſchienen. Ein junger Mann ritt ihr zur Seite; ein andrer mit einem alten Mann hinter ihr. Der alte Mann?.... o Jammer! blüht meine Roſe neben dieſer Ruine?

Ich irrte ewig lange im Thiergarten umher, auf eine zweite Begegnung hoffend; dann fiel mir ein, ob ſie nicht wieder den Weg nach Charlottenburg könne eingeſchlagen haben, ich warf mich in einen Fiaker und fuhr bis zum Gitter des Schloßgartens. Vergebens! ich kehrte um und machte bei Jagor einen vergeblichen Eßverſuch; daß mich meine Tante zum Speiſen erwartet hatte, war mir total entfallen. Meine Unruh war grenzenlos. O nur Einmal ſie ſehen, ſie ſprechen, ſie in meine Arme ſchließen, ihre Stimme hören, mein Geſicht in ihren Händen kühlen! ſie ſollte auch den Knaben

behalten, ganz, immer. Aber ſie! aber ſie! o dies Weib! durch Verzweiflung und Seligkeit hat ſie mich faſt raſend gemacht! — Zuweilen fiel mir ihr Wort ein: ich werde dich verleugnen — deinetwegen! — Bah! mich verleugnen? ſie liebt mich, der Blick zu Hulderich hinauf hat mirs geſagt, ſo tröſtete ich mich, ſie verleugnet mich nicht, ſie läßt mich in einem Tage oder einer Stunde oder einer Minute die Qual von vier Jahren vergeſſen. Mein Kopf glühte, Viſionen zogen an mir vorüber, ein Hammer pochte hinter meiner Stirn. Ich hätte es machen mögen wie die ungriſchen Pferde und mir die Adern aufreißen. Ich werd' aber wahnſinnig! murmelte ich, erſchrak dann ſelbſt vor Stimme und Wort und verließ Jagor. Ein ſchneidender Nordoſt fegte die Linden herunter und kühlte mich etwas ab, bis ich zu meiner Tante kam. Der Wagen vor der Thür erinnerte mich plötzlich, daß ich mit der ganzen Familie in die Oper fahren ſollte. Ich blickte nach Meluſinens Haus; mehre Fenſter waren erleuchtet. Ich will aber die verhaßte Scheidewand zwiſchen uns ſprengen! tobte ich, und lief zur Tante hinauf, wo man etwas verſtimmt zu ſein ſchien, weil ich nicht zum Diner gekommen.

„Wir haben recht auf Dich gewartet! ſagte Ida, iſt Dir endlich beſſer?"

Weiß Gott welche Entſchuldigung ich vorbrachte; meine Seligkeit ging an mir vorüber — da konnt' ich nicht den Liebenswürdigen und Wortkram machen. Meine Tante ſagte gütig, ich ſcheine in der That leidend zu ſein und mögte mich lieber nicht der Aufregung durch Muſik und Gedränge ausſetzen.

„Vielleicht calmirt mich die Muſik!" rief ich, denn ich lechzte nach irgend einer Zerſtreuung. Wozu iſt denn die

Kunſt auf der Welt, wenn ihr Oel nicht die Wellen unſrer Leidenſchaft beſänftigt?

Eingeſchnallt und eingezwängt ſaßen wir endlich in einer Loge des Opernhauſes. Etwas ſo Horribles wie dieſe Logen, giebt's auf der Welt weiter nicht. Fremde Ellenbogen bohren ſich in meine Rippen, fremde Knie in meinen Rücken. Mit einem Nebenmann bin ich zuſammen auf eine harte, ſchmale, enge Bank geſchnallt, als wären wir zwei Galeerenſclaven. Keine Loge kann ich betreten, keine Dame darin beſuchen, ohne über ein halbes Dutzend Bänke, Stufen, Riemen zu ſtolpern. Nun diesmal war es noch nicht ganz ſo arg; doch füllten wir die Loge, wie Früchte aux confitures ihre Schachtel.

Kaum fing ich an mich zu orientiren, als wieder ein elektriſcher Schlag mich traf, und zwar nicht der erſte Bogenſtrich des losbrauſenden Don Juan, ſondern der Anblick der Frau, die rechts von unſrer Loge, mit dem Rücken mir zugewendet, einſam in der ihren ſaß. Dieſe unnachahmliche Haltung der Schultern, dieſe Wendung des Kopfes, dies roſenfarbne Kleid mit der Mantille von ſchwarzen Spitzen — konnten nur Meluſinen gehören. Sie ſaß regungslos da und vernahm nicht den tobenden Schlag meines Herzens durch die Muſik hindurch. Ich faßte die Scheidewand zwiſchen den Logen ſo feſt an, daß ſie bebte, und Meluſine merkte es nicht. Vielleicht liebt ſie mich nicht mehr! ächzte mein gefoltertes Herz. Endlich fiel der Vorhang. Was wird nun geſchehen? fragt' ich mich. Sie nahm eine andre Stellung und ſetzte ſich mit dem Rücken nach der Bühne. Jezt ſah ich ihr Geſicht in der Nähe. Ach, die vier Jahre waren nicht ſpurlos daran vorüber gegangen. Schön war ſie immer! mit dieſem Auge, dieſer Stirn iſt man ſchön bis ins tiefe Alter; aber ihre

Frische war verschwunden, die Wangen mager, das Auge etwas eingesunken und mit dunklem Streif umzingelt. Sie sah nicht sowol krank aus, als fatiguirt; die flügelschlagende Seele üsirte den Körper. Es ging mir wieder wie sonst: ich glaubte nicht an eine Unvollkommenheit bei ihr; ich hatte die Ueberzeugung, ihre Schönheit werde in früherm Glanz erblühen, wenn sie unter den Augen und im Arm der Liebe leben dürfte. Für mich würde die Wange glühen, die Lippe brennen, das Auge stralen! für mich der Schmetterling im Sonnenglanz funkeln! für mich war sie ein anderes Weib, als wie sie vor Profanen stand. Mein Blick durchdrang den Flor, den Gram, Schmerz und Sehnsucht über sie geworfen — für mich war sie schöner denn je.

Ich weiß nicht, welche Frage meine Tante an mich richtete, noch was ich ihr antwortete; denn bei dem Klang meiner Stimme sah Melusine nach mir hin. Mit einer jauchzenden Bewegung erhob sie sich und streckte mir die Hand entgegen, und fiel dann todtenbleich mit einem schweren Seufzer besinnungslos zusammen. Wie ich in die Loge gekommen und sie über die Bänke hinweg gehoben — weiß Gott! In meinen Armen hielt ich sie, an mein Herz preßt' ich sie; zu dem Bedienten, der im Corridor vor ihrer Loge stand, sagte ich: „Den Wagen vor!" und langsam trug ich sie die Treppe hinab. Da kehrte ihr Leben wieder; sie that die Augen auf, sah mich mit unsäglicher Liebe an, mit einem Ausdruck, der Todte erwecken könnte, und so sagte sie auch:

„Hulderich, mein Vielliebes! seh' ich Dich doch noch einmal? und Du denkst noch an mich?"

Sie zitterte heftig; Thränen quollen aus ihren Augen. Ich küßte diese Augen, den lieblichen Mund .... es war

Niemand da; aber hätte die ganze Stadt Berlin zugesehen — dennoch hätt' ich sie geküßt. Am Ausgang nahm ich dem Diener ihren Mantel ab, hüllte sie ein, hob sie in den Wagen und sagte:

„Auf morgen, Melusine!" — Sie drückte mir die Hand und fuhr fort; ich aber ging wieder hinauf, selig, glückselig! denn ich hatte sie wieder! denn sie liebte mich! Die Raserei der Unruh hatte ausgetobt, die Spannung war beschwichtigt, mein Herz schlug leicht und frei, durch meine Adern floß Balsam. Dies war nicht mehr das Opernhaus, nicht mehr Berlin, nicht mehr die Welt — es war das Paradies und Melusine hatte mir dessen goldnes Thor wieder aufgethan.

„Mein guter Ulrich, flüsterte mir die Tante zu, als ich den Platz hinter ihr wieder eingenommen, das ganze Publikum starrt Dich an."

„Das erlaub' ich ihm," sagte ich unbefangen.

„Aber mein Himmel!" rief sie ungeduldig, weißt Du denn nicht, daß Du Dich mit der Mätresse des —ischen Ministers en spectacle gegeben hast?"

Ich sank um, wie zerschmettert. Ein Fieber war barmherzig genug, mir die Besinnung zu rauben. Neun Tage lang nannten die Aerzte mich rettungslos; dann brach sich das Nervenfieber oder was es war. Die Genesung kam langsam. Meine Tante pflegte mich treu. Als ich sie zum ersten Mal besuchte, war es ihnen Allen ein Fest — nur mir nicht. Mich schauerte, wenn mein Blick auf das Haus da drüben fiel.

„Heut sind es grade fünf Wochen, daß Du krank worden bist, Ulrich;". sagte Ida.

„Wie hast Du denn das so genau behalten?" fragte ich.

„An demſelben Tage warf der Wind meine ſchöne blaßrothe Erika vom Fenſter auf die Straße in tauſend Trümmer, und Tags darauf reiſte der —iſche Miniſter von da drüben nach Conſtantinopel ab.“

Ich war geknickt; ich bin es noch, Unica. Ich habe die Königin meiner Seele in der tiefſten, ſchmachvollſten Erniedrigung wiedergefunden — mein Götterbild iſt aus der Altarniſche in den Staub geſtürzt, der Fuß der Menſchen geht darüber hinweg — und dennoch hab' ich auf der Welt nichts, nichts gefunden, was ſo ſchön wäre, wie Meluſine! o warum durft' ich nicht ſterben in der vollen Glorie meiner Illuſionen! Wenn Engel fallen, ſo werden ſie Teufel; Meluſine war gefallen und doch ein Engel geblieben, und zwiſchen Verachtung und Vergötterung, zwiſchen Abſcheu und Sehnſucht, zwiſchen dem Bitterſten und Süßeſten, ſtehe ich mitten inne — thatlos, kraftlos, denn ein Leben ekelt mich an, in welchem nichts ſo ſchön war, als eine geſchminkte Lüge.“

Ulrich ſchwieg, ſein Kopf ſank auf die Bruſt, ſein Blick zu Boden. Unica ſaß ſtarr und mienenlos neben ihm; der letzte Theil ſeiner Erzählung hatte einen Strom von Eis durch ihre Adern gegoſſen, ſo vernichtet fühlte ſie ſich durch ſeine unerhörte Liebe für jene Frau, und beſonders ..... durch die Exiſtenz des Kindes. Ihr war zu Muth, als müſſe ſie ihn haſſen; ein namenloſes Weh überquoll ihr Herz, brannte und nagte in ihrem Buſen ..... aber es war zu weich für den Haß. Sie fühlte ſich nur auf einmal grenzenlos unglücklich! — Ein grauer Schleier flimmerte vor ihren Augen; ſie wollte aufſtehen und ans Fenſter gehen; aber letzteres war unmöglich, ihr ſchwindelte, ſie legte die Hand an die Stirn und ſeufzte: „O mein Gott!“

Ulrich ſprang auf, und als er ſie ſo blaß und verſtört ſah, rief er:

„Hab' ich Dich erſchüttert? vergieb, Unica! ich mußte Dir endlich einmal ſagen, wie mir zu Muth iſt.“

„Das iſt auch recht!“ ſagte ſie und ihre Hand glitt von der Stirn zu ihrem Herzen herab; und ſie wurde immer bleicher.

„Was fehlt Dir? was fehlt Dir?“ rief Ulrich ängſtlich.

Statt der Antwort brach ſie wie in ſich ſelbſt zuſammen, und er hatte nur Zeit, ſie in ſeinem Arm aufzufangen. Ihr ſchöner Kopf, in ſeiner Farbloſigkeit an die Antiken erinnernd, fiel an ſeine Bruſt, ihr Haar rollte ſich über ſeinen Arm herab, die heftige Gemüthsbewegung gab ihr einen ungewöhnlich weichen, ſanften Ausdruck, den jezt die Ohnmacht zu rührender feſter Trauer ausprägte. Es war nie ein ſolcher Reiz über ſie gebreitet geweſen! Aber Ulrich war gleichgültig gegen ſie geworden, er achtete nicht ihrer Schönheit, trug ſie zu einem Stuhl im Fenſter, holte Eau de Cologne und rieb ihr die Schläfen. Unica erholte ſich, und als ſie, ſich allmälig beſinnend, ihren Kopf auf Ulrichs Arm ruhend fand, erröthete ſie heiß und ſtand raſch auf.

„Ich danke.... danke Dir! ſagte ſie, und dann rief ſie plötzlich: Hör', Ulrich!“ Aber ſie verſtummte und erröthete noch tiefer. Ulrich nahm ihre Hand, er war gerührt durch die ungewöhnliche Theilnahme, die ſich in ihrem ganzen Weſen faſt gegen ihren Willen ausſprach.

„Ich habe Herz zu Dir gefaßt, Unica, ſagte er, thue Du desgleichen.“

„Ja! rief ſie, ſich zuſammennehmend, Ulrich ..... warum läßt Du Deinen Sohn in den Händen einer Frau, die Du nicht achteſt?"

„Weil ich mich ſeiner ſchäme," ſagte Ulrich mit dumpfer Troſtloſigkeit.

„Das iſt aber wol nicht recht?" ſagte ſie ganz, ganz leiſe.

„Und weiß ich denn, ob er wirklich mein Sohn iſt?" fragte Ulrich, und lachte.

Der Mann war in Verzweiflung, das fühlte Unica, und zugleich heimliche Freude über ſeine Zweifel. Was konnte ſie ihm ſagen? was wußte ſie? Ulrich hatte ſich ſchneller gefaßt als ſie. Er nahm ihre Hände und legte ſie auf ſeine Bruſt:

„Habe Dank! ſprach er und ſeine Augen glänzten in tiefer Rührung; Du haſt mir heute recht wol gethan. Zürne mir nicht, daß ich vor Deinem ſtillen Herzen den Strudel unmäßiger Leidenſchaft enthüllt habe; es war mir eine Nothwendigkeit, Dir den Schlüſſel zu meinem Sein zu geben — zu dieſer fürchterlichen Gleichgültigkeit, die da macht, daß mir das ganze Leben wie ein Sodomsapfel voll Moder und Staub vorkommt, ſo daß ich meine Lippen auch von der roſenrothen Außenſeite wegwende, die ja nichts — als bethörender Schein iſt."

„Und das Alles um eine einzige falſche Frau!" rief Unica bitter.

„O, entgegnete Ulrich, um einer einzigen Frau willen hat ſich oft das Schickſal von Ländern und Völkern geändert! und die uralte Geſchichte von unſern Voreltern im Paradieſe,

welches ihnen um des Weibes willen verloren ging — wiederholt ſich ewig neu bei jedem Einzelnen. — Nun gute Nacht! ich muß verſuchen, ob ich ein wenig ſchlafen kann. Habe Dank! Dank — liebe Unica."

Er küßte und drückte ihre Hände mit jener Freundlichkeit, die ſeinem ernſten Weſen den hohen Reiz des Sonnenlichts in einer Felſengegend gab. Unica fühlte ihr Herz zerſchmelzen; mit einer heftigen Bewegung drückte ſie ihre Stirn auf Ulrichs Hand. Er berührte ſchmeichelnd, wie man wol einem Kinde thut, dieſe Stirn und ihre Wange, dann ging er. Sie ſah ihm nach, ſie horchte ſeinen verhallenden Schritten nach, und als ſie nichts mehr hörte, ſank ſie auf die Knie und rief:

„Ulrich, Du liebſt mich nicht!.... wirſt Du mich denn aber nie lieben, da ich Dich doch ſo ſehr liebe und es Dir nur nicht ſagen kann?" — —

Am Abend dieſes Tages reiſte Ulrich zum Fürſten Anton Thierſtein nach Schloß Ambrach im Schwarzwald ab.

# Eine Perle.

Das Murgthal, welches bei Gernsbach ausläuft, und allen denen in guter Erinnerung ſein wird, welche Baden-Badens romantiſche Umgebungen kennen — iſt eine maleriſch ſchöne Partie des Schwarzwaldes. Weiter hinauf, nach Freudenſtadt zu, nimmt er den Charakter der deutſchen Gebirge — wenn man ſie ſo nennen darf — an, wird rauh und unwirthbar, und zeigt das Schroffe, Trübe, ohne die Großartigkeit des Hochgebirges. Ueber das Thal von St. Chriſtoph hinaus, welches in ſeinen Hochöfen, Eiſenſchmelzen, Poch- und Hammerwerken die ganze Thätigkeit des melancholiſchen Bergmannslebens entfaltet, erblickte Ulrich eine alte Burg mit Thürmen und ſpitzen Giebeln, ſchroff an dem Felsabhang ſtehend, faſt als wär' ſie aus der Felswand ſelbſt gehauen. Die altersgrauen Mauern, die unregelmäßigen Fenſter, die Höhe und Einſamkeit, der ſchwarze Tannenwald hinter ihr, der ebenſo, wie der tiefe Abhang vor ihr, eine Scheidewand zwiſchen ihr und der übrigen Welt zu ziehen ſchien — gab ihr ein Anſehen von tiefer Verlaſſenheit.

„Iſt die Burg da droben bewohnt?“ fragte Ulrich den Poſtillon.

„Das iſt ja Schloß Ambrach, antwortete der, und der Fürſt von Thierſtein wohnt da. Es giebt eine ſcharfe Auffahrt.“

Das war wirklich der Fall; auf ziemlich ſchlecht gehaltenen Wegen ging es mühſam bergan, es dauerte wol eine halbe Stunde, bis das Plateau erreicht war. Da war eine Avenue durch den Tannenwald gemacht, die grade auf das große Schloßthor zuführte. Der Poſtillon ſtieß ins Horn; ein helles Echo tönte von all dem unregelmäßigen Mauerwerk zurück, und drinnen im Schloßhof ſchlugen die Hunde an. Durch ein immenſes, niedriges, ſchräglaufendes Thor, über einen weitläuftigen Hof, den Wirthſchaftsgebäude umgaben, wie das eintönige Geklapper auf den Dreſchtennen verrieth — durch ein zweites, weniger befeſtigtes Thor, fuhr Ulrich in den innern, winkligen Hof hinein, wo die verſchiedenen Theile des Gebäudes ſich ſo kraus zuſammenſchoben, daß der Poſtillon Mühe hatte, mit den vier Pferden die gehörige Wendung zu machen, um an der großen Eingangsthür vorzufahren. Sie befand ſich in einem runden Thurm, und eine Wendeltreppe führte unmittelbar hinter ihr in die obern Stockwerke.

„Wen habe ich die Ehre zu melden bei Sr. Durchlaucht?“ fragte ein alter Diener in ſehr abgetragener Livree, von der letzten Treppenſtufe an den Wagen tretend.

Ulrich nannte ſeinen Namen, der Diener eilte hinauf, und als er nach wenig Augenblicken zurückkam und den Wagenſchlag öfnete, ſo hörte Ulrich auch ſchon oben auf der Treppe die Donnerſtimme des Fürſten Anton, der:

„Willkommen! willkommen Erberg! alter Junge, was führt Dich her?“ rief, und dann Ulrich an beiden Schultern faſſend, ihn rechts und links umarmte. Da ſie ſich in zehn Jahren nicht geſehen hatten, ſo war Ulrich durch dieſen ungemein cordialen Empfang ganz angenehm überraſcht, denn er hatte immer zwiſchen den verbindlich abwehrenden Formen

der großen Geſellſchaft gelebt und aus Gewohnheit und Neigung ihre leiſen, gleichgültigen Manieren angenommen. Er ging ſogleich auf den Ton ſeines ehemaligen Univerſitätsfreundes ein, und nach zehn Minuten war es, als hätten ſie ſich vor drei Wochen in Bonn getrennt, und Thierſtein hatte bereits den Grund von Ulrichs überraſchendem Beſuch erfragt. Er ſagte:

„Deine Abſicht wird meiner Schwiegermutter ſehr angenehm ſein, und mir noch mehr, denn ſie hat das Ding verpachtet und immerfort Schererei mit dem Pachter, der bald nicht bezahlen will, bald nicht kann, und den ich in Ordnung halten und controlliren ſoll — was platterdings bei dieſer Entfernung unmöglich iſt. Gieb ihr 50,000 Gulden, ſo iſt ſie froh, es los zu ſein.“

„Das glaub' ich! entgegnete Ulrich lachend, denn es iſt gewiß nicht über 35,000 werth.“

„Aber die Annehmlichkeit! es liegt als Enclave mitten in Deinen Beſitzungen. Rechneſt Du die Annehmlichkeit für nichts?“

„Ich kann ſie nicht für 15,000 Gulden anrechnen.“

„Bah! Du biſt enorm reich ſeit Deines Schwiegervaters Tod!“

„Meine Schwiegermutter hat die eine Hälfte des allerdings ſehr bedeutenden Vermögens bekommen, meine Frau die andre; ich bin nicht reich, wie Du weißt.“

„Nun, alter Junge, wozu ſind reiche Frauen und Schwiegermütter auf der Welt, als daß wir ihr Vermögen zu dem unſern machen? oder fürchteſt Du, die Frau Schwiegermama könne ſich wieder vermälen?.... wenn auch nur morganatiſch, wie das jezt Mode iſt für hohe Häupter in gewiſſen Jah-

ren?" — Er lachte laut und kurz. Dann fuhr er wieder ernſt fort: „Du kannſt mit meiner Schwiegermutter ſelbſt Dein Geſchäft abthun. Nun erzähle mir von Deinen Verhältniſſen, Deinen Ausſichten, Deiner Frau!.... haſt Du Söhne?"

„Ich habe keine Kinder" ſagte Ulrich kurz.

„Was Donner! Du auch nicht!.... freilich, Du biſt erſt im dritten Jahr verheirathet, und ich im ſechſten."

„Aber haſt Du nicht eine Tochter?" fragte Ulrich erſtaunt.

„O ja, eine Tochter allerdings... ich meinte aber Söhne. Unerklärbar iſt es mir, warum bei uns die Buben ſo ſelten ſind, während z. B. mein Kutſcher fünf hat! fünf Buben! warum nicht davon ich zwei, Du zwei, und er einen und meinethalben ſechs Mädchen dazu? Kannſt Du's erklären?"

„Keineswegs," ſagte Ulrich lachend.

„Du lachſt! rief Thierſtein vorwurfsvoll; Du haſt gut lachen!... aber wenn ich dieſe meine Augen im Tode ſchließe und hinterlaſſe keinen Sohn, ſo treten Graf Wilhelm und Graf Friedrich hinzu, nehmen Ambrach, und meine Frau und Tochter haben nichts! — Darum muß ich darauf bedacht ſein, aus den Einkünften ein Vermögen für ſie zurückzulegen. Darum kann ich nicht einen Winter in Paris, den andern in Neapel leben, nicht zur Saiſon in die Bäder und zu Wettrennen nach England gehen — wie ſo Viele das thun; und da ich gern zu Hauſe bei meiner Familie und meinen Geſchäften bin, ſo ſtreiten ſich Nothwendigkeit und Neigung nicht in mir. Ueberdas bin ich hier Herr von Ambrach und da draußen Fürſt Thierſtein, der mit Millionen um ſich werfen muß, wenn er mit in Reih und Glied treten will, wäh-

rend ich hier in meinem einfachen Leben immer die Hauptperſon bleibe. Hier fehlt mir nichts.... als Söhne! zwei muß ich haben, um einen würd' ich mich todt ängſtigen — wahrhaftig das würd' ich! Vollkommen iſt doch nichts in der Welt."

Er ſeufzte, ſtand auf und ſchellte, und befahl dem alten Diener, Frühſtück zu beſorgen. Er ſprach unaufhörlich. Die Gewohnheit, Hauptperſon, wie er es nannte, zu ſein, verlieh ihm und ſeinem ganzen Thun und Treiben eine ſo hohe Wichtigkeit in ſeinen Augen, daß er gar nicht begriff, wie man ſich für irgend etwas außerhalb Ambrachs Grenzen intereſſiren könne. Innerhalb derſelben waren ihm die geringſten Kleinigkeiten ſehr merkwürdige Ereigniſſe, die er alle ſelbſt ſehen, leiten, nicht blos anordnen, ſondern ausführen mußte. Daher war er immer beſchäftigt, immer in Bewegung. Zwanzig Mal in einer Stunde ſchellte er; jedesmal trat der alte Diener ein und jedesmal that er ihm die gleichgültigſte Frage oder machte ihm den gleichgültigſten Auftrag, z. B. „Hat die weißbunte Hündin geworfen?" — Oder: „Der Franz ſoll nicht vergeſſen, den Hengſt beſchlagen zu laſſen." Worauf denn nach fünf Minuten die Antwort kam: „Die Hündin hat ſieben Junge geworfen." Und: „Der Franz iſt ſchon vor einer Stunde zum Schmidt geritten." — Dies Alles unbeſchadet ſeiner Converſation mit Ulrich! „Wovon ſprachen wir doch? fragte er regelmäßig, wenn der Diener das Zimmer verlaſſen hatte; ja ſo, ich beſinne mich!" und dann nahm er den abgebrochnen Satz wieder auf. So ging das ein Paar Stunden fort. Endlich fragte er:

„Du willſt Dich wol umkleiden vor dem Eſſen? ich werde Dich auf Dein Zimmer führen."

Das war es nun. Ein großes, unbehagliches Zimmer nahm den verwöhnten Mann nun sehr einladend auf. In diesem Zimmer sah man es an, daß Stunden Aufenthalt seiner von Gästen besucht war, denn für deren Bequemlichkeit war am Innerlichsten dann nur bei der dürftigen Ausstattung nicht gesorgt, und die Asche, die Luft bewies, daß nur vielleicht in Jahresfrist kein Mensch gewohnt hatte. Ulrichs eigenem Kammerdiener stieß es fast das Herz ab, als seine Bemerkungen verstummen zu sehen. Ulrich mochte ihm zwar keine Gelegenheit außerhalb seines Berufs zu gestatten, aber Louis bildete sich ein, sein Herr müsse sich hier ebenso, wie er, auf eine wüste Insel verbannt glauben, und am Ende sei er hier wirklich noch die beste Gesellschaft für seinen Herrn, denn sein Rock habe gewiß mehr Aehnlichkeit mit Ulrichs Rock, als der des Fürsten. Darum hub er an:

„Befehlen gräfliche Gnaden vielleicht die braune Sammetweste? es ist kühl und rauh hier in den Bergen.“ Er rieb sich die Hände.

„Ja!“ sagte Ulrich.

„Das Leben ist hier auch ganz anders, als in Stockholm, Petersburg und Hochhausen“ fuhr Louis fort.

„So?“ sagte Ulrich und zog die braune Sammetweste an.

„So ländlich, so .... natürlich! — Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin spazieren selbst mit einem großen Schlüsselkorb am Arm im Schloß herum, haben Alles unter ihrem höchsteignen Verschluß“ .... —

„Was geht Sie das an?“ fragte Ulrich mit einem Blick, vor welchem Louis zitterte; und schweigend beendeten Herr und Diener die Toilette.

Ulrich ging zum Fürſten zurück. Der nahm ihn unter den Arm, ſprechend:

„Jezt ſtell' ich Dich meinen Damen vor, alter Junge!" — und führte ihn über einen weitläuftigen, unheimlichen Vorſaal in den Salon von Schloß Ambrach. Ein ungemein großes Gemach, etwas dunkel, weil es nur durch zwei Fenſter in tiefen Niſchen, die noch dazu in den engen Schloßhof ſahen, Licht empfing; aber ganz behaglich, wenn auch nichts weniger als elegant eingerichtet. Die beiden Fenſterniſchen, jede um zwei Stufen über dem Fußboden erhöht, bildeten zwei abgeſonderte Cabinetchen. In jedem ſtand ein kleines Sopha; in dem einen ein Tiſch mit einem Schachbrett, im andern ein Arbeitstiſch mit allerlei Körben und Käſtchen, wie die Frauen ſie zu ihren Arbeiten brauchen, und ein kleiner Kinderſtuhl, worauf eine Puppe und ein Bilderbuch lagen. An der einen langen Wand ſtand ein Flügel, an der andern Sopha, großer runder Tiſch, Chaise longue, Lehnſtühle; es ſah hier recht traulich und wohnlich aus, wie ein ächtes Familienzimmer. Von dem großen Sopha erhoben ſich bei Ulrichs Eintritt zwei Damen, und der Fürſt nannte ſie ſeine Mutter und ſeine Schwiegermutter. Beide waren im Anfang der Fünfzige, Beide hatten Spuren großer Schönheit, und Beide machten einen abſtoßenden Eindruck auf Ulrich. Die Fürſtin war eine kleine Figur mit einem ſehr markirten Geſicht, über ihrer feinen, ſcharfgebogenen Naſe, deren Spitze feuerroth und beweglich war, blitzten helle Augen aus tiefen, ſcharfen Höhlen, wie aus einem Gehäuſe, wachſam, ſpähend und neugierig hervor; das Kinn war aufwärts gebogen, der feine Mund immer zuckend und gekniffen. Es war eine Unruh in dem Geſicht, die den Beſchauer unruhig machte; Geiz

und Neugier hatten jede Spur von Würde weggewiſcht. Sie trug ein amaranthfarbenes Sammetkleid von dem Schnitt, der vor fünfundzwanzig Jahren Mode geweſen, als ſie mit ihrem verſtorbenen Gemal in Paris am Hof des Kaiſers geglänzt. Bald darauf ſtarb der Fürſt Aloys und hinterließ ein ganz zerrüttetes Vermögen. Das veranlaßte die Fürſtin, aus ihrer Neigung ihre Tugend zu machen, und der Sparſamkeit unglaubliche Opfer zu bringen. Die prächtigen Kleider wurden wolverwahrt, waren viele Jahre zu herrlich, um getragen zu werden, figurirten dann an großen Galatagen, Geburtsfeſten, Neujahrstagen auf Schloß Ambrach, und waren jezt die Toilette, in welcher Beſuch empfangen ward. Zwei Stadien abwärts warteten ihrer noch das Hauskleid und der Schlafrock; es iſt aber nicht zu vermuthen, daß der Stoff die Strapazen des Hauskleides überdauern wird. In dem faltenloſen Rock, der, wenn ſich die Fürſtin umkehrte, einen bedeutenden Spiegel präſentirte, in den enganſchließenden Ermeln, in der kurzen Taille, die hart unter den Achſeln mit einem fingerbreiten Gürtel bezeichnet wird, und mit einer gelblichen Spitzenhaube, ſah die Fürſtin ſeltſam dürftig und zugleich ſehr pretentiös aus.

Frau von Ringoltingens ſchwarzes Tafftkleid war allerdings ſehr anſpruchlos neben der amaranthfarbenen Sammetrobe; warum hätte aber auch Frau von Ringoltingen ſich die Mühe nehmen ſollen, auf ihren Anzug, oder ihre Unterhaltung, oder ihr Benehmen und Erſcheinen irgend eine Sorgfalt zu verwenden, da ſie ja die Freifrau von Ringoltingen war und, kraft ihres Namens, zwiſchen den übrigen Menſchen wie ein Braman zwiſchen Parias ſich fühlte? Sie ließ Andere ſich brüſten mit Vermögen und Schmuck, mit

Rang und Geiſt; ſie zuckte die Achſeln über dergleichen Armſeligkeiten. Sie hatte wirklich das ſehr geringe Einkommen von 1500 Gulden, welche die Verpachtung ihres Landgütchens einbrachte, und ſo lange Margaritas Erziehung gemacht werden mußte, war ſie zu den größeſten Einſchränkungen genöthigt geweſen. Sie ertrug das mit einem Gleichmuth, den man hätte bewundern müſſen, wenn er aus der Mutterliebe entſprungen wäre; aber ſie dachte nur: Fräulein von Ringoltingen muß erzogen werden, wie die Welt — und wie ihre Beſtimmung für eine große Partie es begehrt. — Und als dieſe Erziehung vollendet war, hatte ſie auch ſchon mit ihrer Jugendfreundin, der Fürſtin von Thierſtein, die Heirath ihrer Kinder abgemacht, und lebte jezt in der feſten Ueberzeugung, daß ſie Alles für ihre Tochter gethan habe, was die Mutterpflicht und die Würde ihres Namens erheiſche. Die Fürſtin hätte wol gern eine reiche Schwiegertochter gehabt; aber dies junge, fügſame, anſpruchloſe, einfache Geſchöpf hatte doch auch wieder den großen Vorzug, daß es — abhängig gehalten werden konnte, während eine reiche Frau Glanz und Prunk begehren und mit der Schwiegermama um die Herrſchaft über den Fürſten ringen dürfte. Beides wäre der Fürſtin unerträglich geweſen! ihre Hauptwünſche für die Frau ihres Sohnes waren: ein ſanfter Charakter, Schönheit genug, um ihm zu gefallen, und Geſundheit genug, um ihm eine zahlreiche Familie zu ſchenken. Als ſie Margarita bei ihrem Austritt aus der Penſion ſah — denn ſie war eigens mit ihrem Sohn zur Brautſchau nach Heidelberg gekommen — ſchien ihr das ſanfte, liebliche, jugendfriſche Mädchen die erforderlichen Qualitäten zu haben; und als der Sohn ein nach ſeiner Art ziemlich lebhaftes Wolgefallen an ihr fand: ſo

waren beide nach zwei Monaten verheirathet. Gleichſam in der erſten Ueberraſchung hatte Margarita auch ſo bald wie möglich eine Tochter; aber jezt war die Kleine bereits im fünften Jahr, und noch immer ohne Geſchwiſter. Das machte der Fürſtin böſe Laune: ſie nahm es der Schwiegertochter übel, ſie betrachtete es als eine Kränkung für ihren Sohn, ſie konnte ſogar die liebliche kleine Enkelin darum nicht leiden — weil ſie kein Knabe war oder keine Brüder hatte.

„Wo bleibt denn Margarita?“ wendete ſie ſich plötzlich an den Fürſten, nachdem ſie wol zehn Minuten eine lebhafte Converſation, die ganz und gar wie das bekannte Frage- und Antwortſpiel klang, mit Ulrich gemacht und nebenbei beängſtigend raſch und heftig geſtrickt hatte.

Frau von Ringoltingen ſaß in der andern Sophaecke, hielt ihr Wachtelhündchen auf dem Schooß, ſtreichelte deſſen zottige Ohren mit ihren ſchweren, weißen Händen und ließ einzelne Worte von ihren Lippen fallen, die zwar nicht ſo tiefſinnig — aber oft ſo unverſtändlich wie weiland die der Pythia waren.

Der Fürſt ſah nach der Uhr. „Wirklich, es iſt drei Minuten über zwei. Ich weiß nicht, was ſie treiben kann,“ ſprach er.

Ulrich dachte unwillkürlich an Louis Beſchreibung von der Fürſtin mit dem Schlüſſelkorbe. Da ging die Thür in der Tiefe des Zimmers auf. Heller Sonnenglanz ſtrömte aus dem eben geöfneten und nach Süden gelegenen Gemach in den Salon, und auf dieſem Sonnenſtreif trat, wie auf einem goldnen Teppich, mit ihrem Töchterchen an der Hand, Margarita ein. Sie wendete ſich ſogleich mit ſchüchterner Freundlichkeit an die Fürſtin und bat um Verzeihung, daß ſie

beim Spaziergang ſich verſpätet habe. Dann, nachdem der Fürſt ihr Graf Erberg genannt hatte, grüßte ſie ihn ſchweigend, und ſchweigend, athemlos, gedanken- und beſinnungslos ſtarrte Ulrich ſie an, denn Meluſine — aber Meluſine ohne die Schatten der Trauer und Sünde — Meluſine verjüngt, verklärt, ſtand vor ihm als Margarita, Fürſtin von Thierſtein. Er mußte ſich den Salon, die Familie, die Umgebungen, das Kind betrachten, um ſich zu vergewiſſern, daß es wirklich nicht Meluſine ſei; und als er zu dieſer unumſtößlichen Ueberzeugung gelangt war, murmelte er etwas von einer frappanten Aehnlichkeit mit einer Frau in Stockholm, und betrachtete dann, wahrhaft erleichtert, Margarita. Sie war von unbegreiflicher Schönheit; ich meine von einer ſolchen, bei der man nicht ſagen kann, ob Farbe, Form, Ausdruck, Züge oder ſonſt etwas ſchön ſei, und bei der jeder denkt: aber wie ſchön iſt ſie! — und er ſetzte noch hinzu: aber wie himmliſch iſt ſie! welch ein Blick und welch ein Lächeln! welch eine Wendung des Nackens und der Schultern, und welch eine Haltung des Kopfes! ganz wie jene Pſyche im Muſeum zu Neapel, die mehr von der Schönheit erzählt, als alle Venusſtatuen! aber doch ganz. .. ganz wie Meluſine! —

Der Fürſt ſagte zu ſeiner kleinen Tochter, die ſich zu ihrer Puppe geſetzt:

„Komm her, Tony, mach' dieſem Onkel ein anſtändiges Compliment."

Tony kam blöde geſchlichen und wollte ſich begnügen, dem fremden Mann ihr Händchen zu geben. Aber der Vater wiederholte ſein Gebot mit erhobener Stimme, und die fürſtliche Großmama klopfte mit ihrem harten Finger auf den Tiſch und ſprach:

„Hübſch artig, Tony!“

Das Kind wurde verlegen, that es nicht und ſah weinerlich die Mutter an.

„Mach' Dein Compliment, Tony!“ ſagte Margarita, und ihre Augen wickelten das verſchüchterte Kind in ſolche Liebe und Freundlichkeit ein, daß es des Vaters barſches und der Großmutter zankendes Wort vergaß, bereitwillig der lieben Stimme gehorchte und ſich dann ruhig von Ulrich auf den Schooß nehmen ließ. Sie ſah ihrer Mutter frappant ähnlich; nur die Züge waren abgerundeter, das Haar eine Nüance heller, das Wangenroth eine Nüance glänzender; ſie war eben ein Kinder-, jene ein Frauenkopf. Ulrich ſagte, ihre Wangen ſtreichelnd:

„Dies Geſichtchen liegt in den goldnen Haaren, wie die Engelsköpfchen auf goldenem Grund in den Gemälden von Fieſole.“

„Ich finde, ſie ſieht ganz aus wie meine Frau,“ ſagte der Fürſt.

„Das leugne ich nicht,“ ſprach Ulrich.

„Bei uns erbt die Aehnlichkeit von Mutter auf Tochter,“ ſagte Frau von Ringoltingen.

Margarita ſah Ulrich freundlich an, weil er Tony mit einem Engel verglichen, und Ulrich ſah Frau von Ringoltingen ganz verblüfft über ihre unerhörte Behauptung an, und ſuchte umſonſt in ihren ſtarren, regelmäßigen, unbeweglichen Zügen, die durch Geiſt- und Herzloſigkeit gleichſam zu Eis gefr[illegible] waren, eine Spur von Verwandtſchaft mit Tony und Margarita.

„Es iſt angerichtet,“ meldete der alte Diener, der Alles in Allem, Haushofmeiſter, Kammerdiener und Lakay zu ſein

schien. Nur hinter dem Stuhl der Fürstin stand ihr Kammerdiener, Monsieur Jean, ein Franzose, der in dem viertelhundertjährigen Dienste seiner Herrin ihr volles Vertrauen erworben hatte, indem er ihren Neigungen schmeichelte und sie sich dadurch allmälig zu eigen machte. Um Alles sich bekümmern und nichts thun — war Jeans Liebhaberei; der alte Johann mußte den ganzen Dienst des Hauses verrichten und er dirigirte ihn vornehm. Weder für den Fürsten noch die junge Fürstin rührte er den kleinen Finger. Diese Personage war wichtig auf Schloß Ambrach, weil sie das Factotum der Fürstin Mutter war. Gemeine Neigungen führen mit gemeinen Menschen zusammen. Der Plebs reicht sich ebensowol über die Kluft des Standes die Hand hin, wie die edlen Naturen es thun.

Als die Gesellschaft aus dem Salon ins Speisezimmer trat, trat von der andern Seite ein großer junger Mann herein, dem der Fürst nach seiner kordialen Weise zurief:

„Guten Morgen, Herr Severin, wo stecken Sie denn?"

„Ich hatte mich auf dem Spaziergang verspätet, Durchlaucht," antwortete der junge Mann mit einer tiefen, wolklingenden Stimme, die Ulrich angenehm berührte. Dies schien der einzige Mensch auf Schloß Ambrach außer Margarita, der nicht etwas von einer Caricatur hätte.

„Auch auf dem Spaziergang?" inquirirte die Fürstin Mutter aufs Gerathewol, und Margarita antwortete sogleich:

„Herr Severin hat uns begleitet, liebe Mama."

„Uns?" fragte die Fürstin weiter.

„Ja! mich, Tony und Minchen; wir sind unten beim Müller gewesen."

„Und was machtet Ihr beim Müller?"

„Tony wollte gern ſehen, wie das Mehl gemahlen wird."

Dieſe armen, einfachen Worte rührten Ulrich unbeſchreiblich. Die ganze Exiſtenz dieſer Frau wickelte ſich um ihr Kind, wie die Frucht um den Kern; das ſah er, und ſo war es wirklich. In ihren beengenden Verhältniſſen, zwiſchen ihrer verſteinerten Mutter, ihrem unentwickelten Gemal, ihrer verſchrumpften Schwiegermutter, ohne Freunde, ohne Geſchwiſter, ohne irgend einen ermunternden Zuruf aus der Welt; liebebedürftig, wie eine ſo weiche, tiefe Seele nur ſein kann, und liebeentbehrend; — war dennoch ihr junges Herz weder erkaltet, noch abgeſtumpft, noch zerdrückt. Die Mutterliebe hatte ihre Taubenflügel darüber gebreitet und es warm gehalten. In ihrer Stellung als Hausfrau und Gattin beeinträchtigt, ohne Aufforderung, in der Geſellſchaft als ſchöne und vornehme Frau ihren glänzenden Platz einzunehmen — alſo ohne irgend einen Erſatz für die Lücken und Mängel ihrer Lage — fühlte ſich Margarita dennoch keineswegs unglücklich. Einen Platz hatte ſie, den Niemand ihr ſtreitig machen — eine Ehre, die Niemand ihr rauben — ein Glück, das Niemand ihr nachempfinden konnte: ſie war Tonys Mutter. Und Tony war nicht blos ihr Kind, ſondern ihre Freundin, ihre Vertraute, ihre Gefährtin — Alles, was andre Frauen in verſchiedenen Perſonen finden. Hatte ſie auch das unſchuldigſte, reinſte Gemüth, ſo war dennoch die Intelligenz des Kindes nicht fähig, die Mutter zu verſtehen; aber ſo reich und ſo einfach war Margarita, daß ſie nicht daran dachte, verſtanden zu werden, ſondern nur, ſich hinzugeben, ſich zu verſchwenden an das Kind. Denn einfach war ſie — ſo einfach, daß Oberflächliche ſie dumm nannten; als

ob die Dummheit je einfach wäre! als ob sie nicht durch tausend Prätensionen und Albernheiten verschroben wäre! Kam aber die Gräfin Friedrich — in der zahlreichen Familie wurden Alle nach den Vornamen der Männer genannt — aus Stuttgart geschwirrt, wußte Margarita nicht mit ihr über die neuesten Moden und scandalösen Begebenheiten zu plaudern, redete sie ohne Agacerie mit dem schönen stupiden Graf Lazar, sprach sie, ohne zu minaudiren, benahm sie sich, ohne zu kokettiren: so ermangelte die Gräfin Friedrich nicht, jedesmal, sobald sie aus dem großen Thor von Ambrach herausfuhr, zu sagen:

„Hilf Himmel! wie dumm ist die Fürstin Anton! 't is a bore."

Mit dieser kleinen englischen Phrase machte sie ihrem Schwager, dem schönen stupiden Grafen Lazar den Hof, den sie wie einen Schooßhund am Bande mit sich herumführte und ihm keine andre Passion, als die Anglomanie gestattete. Er antwortete auch jedesmal:

„It is a bore, indeed!" und zeigte seine weißen Zähne, indem er den Mund zu einer Grimasse verzog, die Lächeln bedeuten sollte. Es giebt nichts Widerlicheres in der Natur, als Einfältige lächeln zu sehen! Feinheit und Anmuth, Güte und Schalkhaftigkeit, Geist und Grazie, der ganze Zauber einer Persönlichkeit schwebt in dem feinsten Ausdruck derselben, in dem Lächeln, wie der Duft um eine Blume! und nun kommen die Einfältigen und lächeln — wenn sie nichts zu sagen wissen! lächeln — wenn sie nicht verstehen! lächeln — wenn sie sich selbst bewundern! Ist das nicht, um ihnen auf der Stelle den Rücken zu kehren? Die Gräfin Friedrich war,

wenigſtens ihrem Schwager gegenüber, nicht meiner Meinung. Nun, dieſe Frau erklärte Margarita für dumm! und ihr erſchien Margarita armſelig, Margarita, die ſo reich war, daß ihre innere Welt, wie ein wogendes Meer, die dürftige Inſel der äußern Welt nicht nur trug — ſondern den dürren Boden ſchmückte, und an dem öden Strand Bilder und Geſtalten auftauchen ließ, mit denen ſie im tiefen Verſtändniß war. Wie Unica geſagt hatte: klug und geſchickt war Margarita nicht; ſie lernte nicht ſo leicht wie Unica und andre Penſionsgefährtinnen Alles, was die Lehrer ihr vortrugen; ſie brachte es nicht zu ungewöhnlicher Fertigkeit in der Muſik, Malerei und Sprachen; ſie hatte eben keine Talente. Aber wenn ein homogener Gedanke, in welcher Form es ſei, ſie berührte, ſo flog ein elektriſcher Funke in ihr auf, und die ſtille, tiefe, unlöſchbare Flamme, die er entzündete, die den Gegenſtand von allen Seiten beleuchtete und durchglühte, die ihn zu vernichten ſtrebte, um ihn neu zu geſtalten — die verrieth, daß in ihr die Elemente des Genies waren. So kam es, daß ſie die Lieder tanzte, welche ihre Gefährtinnen zu ſingen gelernt hatten. In der Penſion hätte man nicht Muße, dies zu beachten, wenn auch der eine oder der andre Lehrer es bemerkte; dem allgemeinen Schulplan mußten Lehrer und Schüler ſich fügen. Später hatte Niemand ein Auge dafür. Dazu kam noch, daß Margarita von jener träumeriſchen Seelenſtimmung war, welche manche Naturen ſo lange verhüllt, bis ſie zu ihrer Erkenntniß und ſomit zur Klarheit über ihr Wollen und Streben gelangt ſind; es iſt der Frühnebel, der in einem Thal liegt und erſt dann verſchwindet, wenn die Sonne über die Berge ins Thal blickt. Sie war ſtill, wie Unica ſagte. Sie blieb auch ſtill; mit wem hätte ſie in den lebhaften Ver-

kehr der Mittheilſamkeit treten ſollen? ihr Mann hatte nie Zeit für ſie, ihre Schwiegermutter immer alle Hände voll Arbeit; er war überladen mit Geſchäften, ſie mit den Sorgen des Hausweſens. Bot Margarita ihre Dienſte, ihre Hülfe an, ſo hieß es: „Das verſtehſt Du nicht!“ — Frau von Ringoltingens vegetabiliſche Exiſtenz, die ſich damit begnügte, ſtumpfes Behagen über ihren Platz auf der Welt zu äußern und ſich darin zu verſenken — konnte keinen Anklang in Margarita wecken, um ſo mehr, da Frau von Ringoltingen nur pflichtſchuldige Aufmerkſamkeit von ihrer Tochter begehrte. Margarita, ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, mußte allein für Beſchäftigung und Vergnügen ſorgen, und Beides fand ſie in der Bibliothek von Schloß Ambrach, die der Vater und der Großvater des Fürſten Anton mit Liebe und Sorgfalt geſammelt hatten. Sie beſtand meiſtens aus den Philoſophen, Dichtern und Geſchichtſchreibern, welche im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des gegenwärtigen in England, Frankreich und Deutſchland glänzten. Kupferſtichwerke, Reiſebeſchreibungen, Landkarten fehlten nicht, auch nicht manches Oberflächliche und Leichtfertige, welches der Strom der Literatur als Schaum ans Ufer ſpült und was zur Zeit gefällt, weil es eben lockrer Schaum iſt. Die Bibliothek füllte einen großen Saal im zweiten Stockwerk, deſſen fünf Fenſter ins Thal hinab ſahen und einen großen Horizont vor ſich hatten. Da ſaß Margarita, wenn ſie nicht an Tonys Wiege ſaß, und las Montaigne und Montesquieu, Johannes Müller und Winckelmann, Schiller und Shakſpeare. Später nahm Margarita die Kleine mit herauf, zeigte ihr Bilder, jagte ſich mit ihr in dem großen Saal umher und ſetzte ſich dann zu ihren Büchern, wenn Tony, des Laufens müde, ſich zu ihren Pup-

pen ſetzte. Margarita hatte keinen andern Umgang, als die Unſchuld und das Genie.

Wäre nicht ihre beängſtigende Aehnlichkeit mit Meluſine geweſen, ſo würde Ulrich ſie ſchwerlich gleich mit ſo lebhaftem Intereſſe beachtet haben. Wenn wir uns aus irgend einem oder keinem Grunde gewöhnt haben, an der Maſſe der Menſchen mit ſtumpfem Blick vorüber zu gehen, ſo verliert dieſer allmälig die Schärfe, um Einzelne herauszukennen und zu ſondern; nichts macht uns ſo ungerecht, als die Gleichgültigkeit. Aber dieſe Aehnlichkeit weckte Ulrich aus ſeiner Apathie; ſie zog ihn an, ſie ſtieß ihn ab; er wünſchte und er fürchtete innere Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten zu finden. Je mehr er, bei Tiſch ihr gegenüber ſitzend, ſie betrachtete, um deſto mehr verſchwammen Margarita und Meluſine zu einer Perſon. Gewöhnlich finden wir die Menſchen, die wir am meiſten lieben, ohne irgend eine Aehnlichkeit, mit wem es auch ſei; die Augen, die Züge, die wir mit Entzücken angeblickt, ſind für uns einzig in der Welt; und wenn unſer Auge, voll des geliebten Bildes, bei einer fremden Erſcheinung deſſen Spur wahrzunehmen glaubt, ſo verſchwindet ſie bei näherer Betrachtung. Daß dies nicht ſtatt fand, befremdete Ulrich im höchſten Grad und trieb ihn an, ſich mehr und mehr mit Margarita zu beſchäftigen.

Das Diner war übrigens ſo ſchlecht, wie man es nach der Sammetrobe der Fürſtin folgern durfte, nämlich mit hohlen Anſprüchen auf Elegance. Beim Kaffee bot der Fürſt Ulrich eine Schachpartie an, die dieſer ablehnte, worauf der Fürſt ſagte:

„Meine Schachpartie muß ich haben, um die Verdauung zu unterſtützen. Spiel' ich nicht, ſo hab' ich keine Ruh im

Zimmer, geh' oder reite umher, oder vergrabe mich in Schreibereien, was Alles ſchädlich iſt gleich nach dem Eſſen. Aber die Schachpartie feſſelt mich. Alſo, Herr Severin, an unſer Tagewerk!"

Beide Herren ſetzten ſich in die eine Fenſterniſche. Margarita ſaß in der andern vor einem Stickrahmen, in welchen ein weißes Kinderkleidchen eingeſpannt war, auf welches ſie zierliche Blumen in bunter Wolle ſtickte.

Die Fürſtin ſagte zu Ulrich: „Sie ſcheinen kein Freund des Spiels zu ſein, da Sie ſogar die Schachpartie ablehnen, Herr Graf."

„Ich liebe nur Hazardſpiel," antwortete Ulrich.

„Das iſt aber eine gefährliche Liebhaberei!" entgegnete die Fürſtin halb hofmeiſternd, halb erſchrocken.

„Man ſagt es! erwiderte Ulrich. Da aber ein Spiel doch etwas ſein ſoll, was uns unterhält, und da es mir unmöglich iſt, mich zu unterhalten, ſobald ich zählen und rechnen muß, ſo bin ich auf das Hazardſpiel angewieſen."

Frau von Ringoltingen, die ſtundenlang in tiefem Schweigen verharrt war, hob überraſchend an:

„Iſt das alte Sprichwort bei Ihnen wahr, daß, wer Glück in der Liebe hat, Unglück im Spiel hat?"

„Gnädigſte Frau, antwortete Ulrich lächelnd, es würde nicht ritterlich ſein, ſich jenes Glücks zu rühmen und über dies Unglück zu klagen; Beides gebietet uns Schweigen."

„Ja ſo," ſagte Frau von Ringoltingen gleichmüthig, und die Fürſtin nahm wieder das Wort:

„Wir ſpielen Piquet, meine gute Ringoltingen und ich! wird Ihnen nicht bange, Graf Erberg, zwiſchen all' den gezählten und berechneten Amüſements?"

„Haben Sie Nachsicht mit meinem Ungeschick, gnädigste Fürstin," bat Ulrich mit gefalteten Händen, verbeugte sich gegen die beiden Damen und ging zu Margarita.

„Als er die zwei Stufen zu ihrer Fensternische emporstieg, sah sie von der Arbeit auf und ihm grade in die Augen. Zum ersten Mal war er ihr so nah, daß ihr kurzsichtiger Blick seine ganze Persönlichkeit aufzufassen vermogte. Sie schien es thun zu wollen, wissen zu wollen, wie er eigentlich aussähe; dann, nachdem sie es wußte, arbeitete sie gelassen weiter und sagte:

„Wollen Sie sich zu mir setzen und mir von Unica recht viel Schönes erzählen?"

Der ersten Hälfte dieser Auffoderung folgte Ulrich lieber, als der zweiten. Er hatte so geringes Interesse für Unica, daß ihm gar nichts Erzählenswerthes einfallen wollte. Darum sagte er:

„Vor Allem hat meine Frau mir aufgetragen, Ihnen den herzlichsten Wunsch auszusprechen, Sie einmal wiederzusehen."

„Hat sie wirklich den Wunsch? das freut mich doch sehr!" sagte sie, und ihr großes gedankenvolles Auge überglänzte helle Freundlichkeit, als sie es lebhaft aufschlug, um ihm gleichsam den Dank zu gönnen für die willkommne Botschaft.

Unwillkürlich machte Ulrich die Bewegung, sich aus dem Brennpunkt dieser Augen zurückzuziehen. Aber dazu war im Fenster kein Raum, sein Stuhl stand bereits an der Wand; er hätte grabezu den Platz verlassen müssen. Margarita stickte auch schon wieder fort. Ulrich betrachtete sie schweigend. Wenn es schon großes Vergnügen gewährt, ein recht fein ausgearbeitetes Gemälde oder eine recht fein zusammen-

geſetzte Blume zu ſehen, bei denen man wahrzunehmen glaubt, daß der Künſtler und die Natur ſie mit beſondrer Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet und nicht fabrikmäßig behandelt haben: um wie viel erfreulicher iſt dies bei Menſchen. Wir bringen immer mit der ſchön ausgearbeiteten Form ein edles Weſen in Verbindung. Lebte der Apoll von Belvedere oder die Pſyche aus dem Neapolitaniſchen Muſeum, ſo würden wir in dieſen Geſtalten die höchſten, reinſten Seelen ſuchen. Bei einer Vitellius-Geſtalt erſchrecken wir vor der gemeinen Seele, die ſich's darin bequem gemacht hat. Darum iſt uns die Schönheit ſo angenehm, weil ſie uns Zuverſicht zu der innern Sonne giebt, aus der ſie wie der Stral aus dem Licht geboren wird. Darum giebt es unglaublich wenig ſchöne Menſchen: die innere Sonne iſt in den Stürmen unſrer Leidenſchaften untergegangen, und verwirrt und umdüſtert, zergraben und zerſtört wie unſre Seele iſt unſer Antlitz, oder auch flach, abgemattet und charakterlos wie ſie.

Margarita war eine von den fein ausgearbeiteten Geſtalten, die ſelten aus der Hand des alten ewigen Meiſters hervorgehen; nicht als ob ſie jenen Regeln entſpräche, welche man die der Schönheit zu nennen pflegt und bei denen man häufig ſo viel vermißt! aber ihre Züge hatten unter einander jene wunderſame Harmonie, die den Stempel der höchſten Schönheit trägt, nämlich Vollendung. Und damit war die Geſtalt im Einklang, Hände und Füße, Schultern und Nacken. „Welch eine ſchöne Figur!" ſpricht man, wenn eine Frau um die Taille weſpenhaft zuſammengeſchnürt und durch allerlei Toilettenmittel einer Figur aus dem Modejournal ſo ähnlich wie möglich iſt. Es iſt ſehr angenehm für uns, durch funfzig Ellen Taffet oder Muſſelin, Draht, Watte und einen ge-

ſchickten Schneider zu einer ſchönen Figur kommen zu können. Sollte es je Mode werden, bei einer ſolchen auf Nacken und Schultern, Hände und Füße Rückſicht zu nehmen, ſo würden die meiſten Frauen kläglich beſtehen. Margarita nicht. Wie ihre Schultern ſich bogen, wie ihr Nacken ſich ſenkte, wie der Hals mit ihnen ſich vereinte und den Kopf trug — das Alles hatte Ulrich nur ein einziges Mal bei einem lebenden Weſen zuvor geſehen, und zwar bei Meluſinen. Margarita trug ein blaues Merinokleid, das bis zum Hals hinaufging und ihn feſt umſchloß, und eine kleine Collerette von geſticktem Muſſelin. Dieſer einfarbige Anzug hatte etwas Züchtiges, Ruhiges, das vollkommen mit ihrer Perſönlichkeit harmonirte. Die Frauen ſollten doch ums Himmels willen ihre Kleider ein bischen mehr auf die Schultern heraufziehen! von Allem abgeſehen, was ſich für eine ſolche Tracht ſagen läßt, ſollte doch Etwas entſcheidend ſein, nämlich: ſie ſteht ihnen beſſer und ſie verlieren dabei keine Bewunderung, denn die ſchöne Form verräth ſich hinlänglich durch Bewegung und Haltung des Körpers, und gewinnt den unſäglichen Reiz des Geheimniſſes. Unbegreiflich, daß ſie das nicht einſehen!

Während Ulrich Margarita gegenüber ähnliche Bemerkungen machte, führte er ein Geſpräch mit ihr fort, um den dunkeln Punkt in ihrer Seele ausfindig zu machen, ſei es Unzufriedenheit oder Sehnſucht, Mißbehagen oder Trauer. Doch ſo unbefangen und klar ſprach ſie über ihr Leben und ihre Verhältniſſe, daß Ulrich erſtaunt wahrnahm, wie ſie eben ſo fern davon ſei, ſie zu idealiſiren, als ſie drückend zu finden. Im erſten Augenblick ſucht man das Unbegreifliche immer durch etwas Begreifliches zu erklären. Ob ſie nicht eine Neigung für dieſen Herrn Severin haben mag? dachte Ulrich,

und nach einigen Kreuz- und Querfragen fragte er, ob Herr Severin eine beſtimmte Stellung im Hauſe einnähme.

„Nicht eigentlich .... oder wenigſtens nur augenblicklich, antwortete Margarita. Er iſt der Sohn des Erziehers meines Mannes, hat ſich in jene troſtloſen politiſchen Verbindungen verwickelt, welche von den Einen hirnlos, von den Andern verbrecheriſch genannt werden, kam in Unterſuchung, wurde zwar freigeſprochen, jedoch mit der Weiſung, nie auf eine Anſtellung rechnen zu dürfen; und da mein Mann ihn damals bei ſeinem alten troſtloſen Vater traf, ſo bot er ihm einſtweilen die Stelle ſeines Secretärs an, und der arme junge Menſch, niedergeſchlagen in überkühnen Hofnungen und mittellos für die Gegenwart — kam in unſer Haus, das ihm wol ſehr mißfallen mag bei ſeinem Haß gegen die Ariſtokraten.“

„Dann hätte er es nicht betreten müſſen,“ ſagte Ulrich.

„Vielleicht wird er davon geheilt, entgegnete Margarita. Er iſt ein ſchwacher Menſch und ich gebe mir viel Mühe mit ihm, d. h. ich wiederhole ihm unermüdlich: vague Träumereien ſchickten ſich nicht für einen Mann, und bei zwanzig Jahren dürfe man nicht die Schickſale Deutſchlands lenken wollen, ſondern ſich ſelbſt ſtark und tüchtig machen, um dem eigenen gewachſen zu ſein. Wie Könige und Fürſten ſich benehmen ſollten — darüber denkt er nach, aber nie, wie er ſich zu benehmen habe. Wie es in Rußland zugeht und wie in Spanien — das nimmt er ſich zu Herzen, aber in ſich iſt er nicht zu Haus. Damit hab' ich großes Mitleid. Zum Unglück hat er hier wenig zu thun! mein Mann beſorgt faſt alle Geſchäfte ſelbſt, und Tony iſt zu jung, um von dem Unterricht zu vortheilen, den er ihr geben könnte. Ach,

Graf Erberg, nehmen Sie ſich ſeiner an und ihn fort von hier.“

Sie hatte halblaut geſprochen und glaubte ſämtliche Spieler vertieft in ihre Plane. Fürſt Anton hatte jedoch, zwar nicht ihre Worte, aber ihren Ton bemerkt und fragte:

„Um was bitteſt Du denn ſo beweglich, Ita?“

„Wenn Graf Erberg die Bitte erfüllt, werd' ich es Dir ſagen, lieber Anton,“ entgegnete Margarita unbefangen.

Die Fürſtin ward aufmerkſam und rief der Schwiegertochter zu: „Spanne nicht unſre Neugier! Graf Erberg erfüllt gewiß ächt ritterlich Deine Bitte, ſo wie Du ſie ausgeſprochen haſt.“

Da aber Margarita ihre vorige Antwort ſanft wiederholte, ſo wandte ſie ſich ärgerlich an Frau von Ringoltingen und ſagte:

„Ich habe wirklich allzu viel Unglück! allzu ſchlechte Karten! — Eine elende Terz Major!“

„Die gilt nicht, ich habe die Quart Major,“ ſagte ihre gelaſſene Mitſpielerin.“

„Und drei Könige und drei Damen“....—

„Die gelten nicht, ich habe drei Aß.“

„Liebe Ringoltingen, Ihr Glück iſt unbegreiflich!“ rief die Fürſtin ſehr verdrießlich.

Frau von Ringoltingen lächelte zufrieden, als habe ſie ein Compliment gehört, und die Partie ging ihren Gang. Nach anderthalb Stunden ungefähr ſagte der Fürſt:

„So! jeder von uns hat die Satisfaction, den Andern matt gemacht zu haben; genug für jezt! nicht wahr, Herr Severin!“

Er verließ ſeinen Platz und kam in das Fenſter ſeiner Frau.

„Hübſch fleißig geweſen, gute Ita?“ fragte er und klopfte ſie in einer Weiſe auf die Schulter, von der Ulrich meinte, ſie ſchicke ſich um den Hals eines Pferdes zu klopfen. Margarita machte eine rührende Bewegung: ſie deckte eine Sekunde lang ganz ſanft ihre Augen mit ihren breiten Augenlidern zu, als wolle ſie ihr Unbehagen über dieſe plumpe Liebkoſung zurückdrängen, und antwortete mit ihrer lieblichen Stimme:

„Ja, lieber Anton.“

„Das iſt brav! ja, Du biſt ein gutes Kind!“ ſagte er und wiederholte, verſtärkt, dies Zeichen ſeiner Freundlichkeit. Dann wendete er ſich zu Tony, die mäuschenſtill auf ihrem Stühlchen neben der Mutter ſaß und ſich ſehr abmühete, mit Stramin und Wolle etwas zu Stande zu bringen, was ausſähe wie Tapiſſerie.“

„Und was biſt Du denn? fragte er die Kleine, die immer zitterte, ſo wie der Vater ſie anredete; biſt Du auch ein gutes Kind? das wollen wir ſehen .... gelt?“

Mit größter Haſt nahm er ihr Stramin, Wolle, Bilderbuch, all' ihre kleinen Habſeligkeiten fort, ergriff die Puppe, warf ſie einige Mal wie einen Ball zur Decke des Zimmers empor und ließ ſie zuletzt ſo zu Boden fallen, daß ſie ſich die Naſe zerſchlug. Mit immer größer werdenden Augen und immer röther werdenden Backen ſah Tony den traurigen Schickſalen ihrer Puppe zu, und als ſie niederfiel, ſtahl ſich ein Thränchen aus ihren Augen.

„Nimm Deine Puppe auf, Tony!“ kommandirte der Vater.

Sie ſtand auf und wollte es thun. Allein ehe ſie dazu kam, ergriff er ſie, ſchwenkte ſie ſich auf die Schulter und ſagte:

„Halt' Dich feſt, Tony, denn Du wirſt ſonſt fallen — ich laſſe Dich los."

Er ließ ſie zwar nicht los, aber das Kind ſchwebte doch in der Angſt des Fallens. Manchen Kindern iſt es ſehr angenehm, auf alle Art geneckt und geplagt zu werden. Sie wehren und vertheidigen ſich, wie ſie können, und üben dadurch ihre Kräfte, und das iſt's eben, was ihnen Spaß macht; Andre hingegen kann man auf immer dadurch verſchüchtern, und das war eben der Fall bei der ſtillen, weichen, durch einen Blick ihrer Mutter zu lenkenden Tony. Nachdem der Vater ſie hatte hinuntergleiten laſſen und ihr kleines Geſichtchen eben ſo geklopft hatte, wie die Schultern ſeiner Frau, lief ſie zur Mutter zurück, kroch behend unter den Stickrahmen, als ſei ſie dort geſichert, und lehnte ihr heißes Köpfchen an Margaritas Knie.

„Wie ein kleiner Hund liegſt Du da!" rief der Fürſt laut lachend.

„Du wirſt Tonys Nerven ganz ruiniren, lieber Anton!" ſagte Margarita, bei der ſich der peinliche Antheil an dieſer Szene nur durch die heftige Bewegung des Buſens ausgeſprochen hatte.

„Bah! was weiß ein Kind von Nerven! ſagte er; es muß aber Spaß verſtehen lernen; daran kann man es nicht früh genug gewöhnen." Wieder lachte er kurz und laut.

Dies war die anmuthige Manier, mit der Fürſt Anton Liebkoſung und Scherz vertheilte.

Darauf ſchlug er Ulrich einen Spazierritt vor, und die Geſellſchaft trennte ſich. Während des Rittes fuhr der Fürſt fort, Ulrich von ſeinen Verhältniſſen zu unterhalten und Alles zu preiſen, was die Ehre hatte, fürſtlich Thierſteiniſch zu ſein;

nur die Perle ſeines Glücks wußte er nicht zu ſchätzen, und ſobald nur eine Anſpielung auf ſein eheliches Verhältniß möglich war, ſo ſprach er immer ein dumpfes Mißvergnügen aus.

„Du biſt außerordentlich exigent, wie es ſcheint! erwiderte Ulrich auf eine ſeiner Klagen. Schön, anmuthig, ſanft und gut, wie Deine Frau iſt“....—

„Ach! unterbrach ihn der Fürſt ſehr ungeduldig, was hilft mir Schönheit und Güte! ich will einen Sohn haben! darum hab' ich geheirathet, nicht um grade dieſe Frau zu haben, denn es giebt Hunderte, die ebenſo hübſch und gut ſind — obgleich ich zugeben muß, daß Margarita recht brav iſt.“

Als die beiden Herren Abends zurückkamen, hatte eine große Begebenheit ſtatt gefunden: Graf Friedrich Thierſtein hatte ſich mit ſeiner Familie zum andern Tage angemeldet.

„Wie geht das zu?“ rief Fürſt Anton ſehr erſtaunt; „er pflegt ja erſt Anfang November nach Wildingen zu kommen; warum denn mit einem Mal vierzehn Tage früher, als ſonſt?“

„Er will uns den kleinen Henri vorſtellen, antwortete die Fürſtin, der nächſtens wieder nach Paris zurückgeht — das iſt der Grund.“

„Ach Mama! warum nennſt Du den Jungen nicht Heinrich?“ ſagte der Fürſt verdrießlich. Er war ſeit einer Reihe von Jahren daran gewöhnt, den November mit Graf Friedrich zuzubringen. Daß es jezt im Oktober geſchehen ſolle, machte ihn mißmuthig.

Die Fürſtin wendete ſich an Ulrich: „Sie werden morgen einige unſrer Verwandten kennen lernen — ſehr artige und

geſcheidte Leute!.... Gräfin Friedrich freilich ein bischen zu eitel.... Graf Lazar ein bischen einfältig.... aber charmant!“

Ulrich pries pflichtſchuldigſt ſein Glück. Margarita ſagte zu dem Allen kein Wort; ſie beſorgte ſchweigend den Thee, und Ulrich ſah ihr an, daß ſie nicht aus Zerſtreuung oder Langeweile — ſondern aus Aufmerkſamkeit für ihr Geſchäft ſo ſchweigſam war. Eine ſeltſame Frau! dachte er; iſt das himmliſcher Heroismus oder Apathie. — Die Unterhaltung blieb bei dem morgenden Tage und den Verwandten. Fürſt Anton ſprach halblaut mit Severin, wie es ſchien, von Geſchäften. Endlich rief er:

„Nun, Ita! wirſt Du heute nicht ſingen?“

„Lieben Sie die Muſik, Graf Erberg?“ fragte Margarita, erröthend über ihres Mannes gar zu patriarchaliſche Gewohnheiten.

„Was ſoll denn Erberg anders als Ja! antworten, da er gehört hat, daß Du ſingſt?“ ſagte Fürſt Anton wieder ganz verdrießlich und in dem Ton, mit dem man einem Kinde ſeine Ungeſchicklichkeit vorwirft.

„Die Wahrheit kann man doch ſagen,“ erwiderte ſie unbefangen.

„Wer hörte nicht gern ſingen,“ ſagte Ulrich, ſtand auf und öfnete den Flügel. Dann nahm er eins von den Büchern, die auf demſelben lagen; aber es fiel ihm aus der Hand. Es war ein großes in braunen Saffian gebundenes Buch mit einem goldenen M. auf dem Deckel. Meluſinens Album! ächzte ſein Herz.

„Was ſoll ich ſingen?“ fragte Margarita, am Flügel ſitzend.

„Etwas aus dem braunen Buch," antwortete ihr Mann. Er kannte kein Lieblingslied, ſondern nur das braune Buch.

„Ich bitte, Graf Erberg, es liegt unter Ihrer Hand," ſprach Margarita.

Zitternd legte Ulrich es auf das Pulpet und ſah mit Freuden, daß es eine abgeſchriebene Sammlung von Liedern und Romanzen enthielt. Aber warum muß ſie mich immerfort an Meluſine erinnern? fragte er ſich heimlich, während ſie mit einer äußerſt weichen, reinen Stimme und vollkommen kunſtlos einige Lieder ſang. Er dachte ſo tief darüber nach, daß er vergaß, ihr die hergebrachten Complimente zu machen, nachdem ſie geendet. Die Fürſtin ſprach:

„Gewiß zieht Graf Erberg Opernarien dieſem kleinen Gezwitſcher vor."

„Nur in der Oper! rief er, zur Beſinnung kommend. Gewiß übt ſolcher einfach lieblicher Geſang über Niemand mehr Gewalt, als über mich, und der Beweis davon iſt, daß ich mich ſo eben habe durch ihn in Träumereien wiegen laſſen."

Die letzten Worte richteten ſich an Margarita. Sie ſah ihn mit einem allerliebſt ſpöttiſchen Lächeln an, worin er deutlich leſen konnte, daß ſie nicht eine Sylbe davon glaubte. Das machte ihn wieder ganz beſtürzt. Hat ſie denn auch Meluſinens Blick, der in meiner Seele leſen konnte? fragte er ſich. Margarita ſang noch etwas, dann Severin, dann beide zuſammen, und dadurch kam Ulrich wieder auf ſeinen erſten Verdacht zurück, ob ſie nicht etwa eine Neigung für den jungen Menſchen hege. Sie hatte ihn freilich gebeten, irgend eine Anſtellung für Severin fern von Ambrach auszumitteln; allein ſelbſt dieſe Bitte an einen ganz fremden Mann gerich-

tet, zeugte von tiefem Intereſſe, von mehr als bloßer Menſchenliebe. Ulrich wünſchte ſo lebhaft, wie er lange nichts gewünſcht hatte, dies Geheimniß zu durchdringen. Sie ſieht ihr zu ähnlich, um nicht auch ein wenig den Engel heucheln zu können: das war der Schluß des Selbſtgeſprächs, das er bereits im Bett und halb im Schlaf hielt.

Am nächſten Morgen kam der Fürſt zu ihm, ehe er aufgeſtanden war.

„Alter Junge, ſagte er, Du nimmſt mirs nicht übel, wenn ich Dich für mehre Stunden verlaſſe. Ich hatte zu heute Nachmittag ein nothwendiges Geſpräch mit einem meiner Förſter angeſetzt, der zwei Stunden von hier wohnt. Nun kommt aber der Graf Friedrich zum Diner, ich kann unmöglich deshalb einen wichtigen Holzhandel verlieren und reite auf der Stelle fort, um mein Ultimatum zu ertheilen. Nicht wahr, Du nimmſt es nicht übel?"

„Wollteſt Du Dich meinetwegen geniren, ſo müßte ich auf der Stelle Ambrach verlaſſen, erwiderte Ulrich, und dazu hab' ich gar keine Luſt."

„Nun das iſt brav! ich habe befohlen, daß Dir ein Pferd geſattelt werde, ſobald Du zu einem Spazierritt Luſt haben ſollteſt;.... denn Du wirſt wol allein bleiben müſſen — meine Mutter macht ſich viel zu ſchaffen wegen des Beſuchs." Damit ging er.

Erlaubt er mir nicht die Geſellſchaft ſeiner Frau aus Eiferſucht? oder was iſt das ſonſt? dachte Ulrich. Die Wahrheit konnte ihm nicht einfallen: Fürſt Anton glaubte ganz ernſtlich, Margarita könne keine Unterhaltung machen. Nachdem er gefrühſtückt, ging Ulrich in den Hof hinab, um

ein Pferd zu begehren. Auf dem Wege dahin ſah er die Fürſtin mit dem Schlüſſelkorb am Arm in ſo tiefem Negligee und mit ſolcher Haſt den wirthſchaftlichen Regionen zuſchreiten, daß er es nicht für rathſam hielt, ihr in dieſem Augenblick ſein Compliment zu machen. Er ritt ſpazieren, aber — obzwar ihm die wilde Gegend gefiel — die Zeit wurde ihm lang. Er glaubte, es ſei zwölf Uhr, als er zurückkam, und es war kaum eilf. Er ſetzte ſich in ſein Fenſter und blickte in den Garten hinab. Die volle Sonne beſchien ihn warm, daher öfnete er es. Dabei fiel ihm ein, daß er wahrſcheinlich ein Zimmer über Margaritas bewohne. Er bog ſich über die Brüſtung, ſah die Fenſter unter dem ſeinen geöfnet und hörte Tonys helles Stimmchen. Erſchrocken zog er ſich zurück; ihm war, als ſei er auf Diebſtahl ertappt. Da knarrte unten eine Thür, und aus dem Thurm, der hier die Ecke des Schloſſes flankirte und auch an ſein Zimmer ſtieß, trat erſt Tony, dann Margarita. Eine Kammerjungfer folgte ihr mit einem Feldſtuhl, den ſie aufſchlug und an die Mauer des Schloſſes lehnte. Margarita hatte ein Buch in der Hand, ſetzte ſich und las, während Tony im Garten umherſprang. Ab und an blickte ſie vom Buch auf und nach der Kleinen hin, und wenn ſich Beider Blicke begegneten, ſo riefen ſie ſich gegenſeitig ein Schmeichelwort zu. Die ſtille, abgeſchiedene Exiſtenz dieſer Frau, die ſich um nichts kümmerte, als um ihre Tochter, und um die ſich auch Niemand bekümmerte, frappirte Ulrich ſo, daß er ſeine Gedanken nicht von ihr losmachen konnte. Ihre Schwiegermutter beherrſchte das Haus; bei ſeiner Rückkehr hatte er ſie wieder geſehen, wie ſie das Arrangement der Prunkzimmer leitete. Der Fürſt rechnete ſeine Frau für ſo wenig, daß er ihr nicht ſeinen Gaſt empfahl.

tet, [illegible] den Kopf in die Hand
schen. [illegible] unaufhaltsam Tonys Sprüngen und
gewi[illegible] Ihn überfiel eine herzzerschneidende
ihr [illegible] Margaritas und Tonys Gestalten zer-
zu fi[illegible] Platz machten .... Melusinen und
bere[illegible] für sein Auge faßte, überfiel ihn
[illegible] er schüttelte heftig den Kopf, wie
gesta[illegible] Dann sagte er leise: Unica? — O nur
[illegible] unwillkürlich ganz laut. Er fürch-
ich [illegible] den Ausruf gehört haben; er bog sich
Nach[illegible] für diese nichts gehört: Tony lag auf
Förste[illegible] glühend, mit feuchter Stirn, woran
komm[illegible] Kinder präludiren ihrer Zukunft:
lich [illegible] wenn sie sich leiblich zerarbeiten; dereinst
auf der [illegible] aber zerarbeiten muß sich der Mensch
wahr, [illegible] Margarita hielt die Kleine auf dem
„Wi[illegible] Polstern lag auf ihrem rechten Arm, mit
auf der [illegible] für ihr die Haare auf der Stirn wie-
hab' ich [illegible] wurde Tony schläfrig von dieser
„Nun [illegible] ung; genug, Margarita hielt plötzlich
gesattelt [illegible] fingen: „Ueber Dich gebeuget, —
sollteſt; .. [illegible] Sang, — Der um meine Wiege —
meine Mu[illegible] Klang." — Es war eine melancholische
Damit ging [illegible] nem alten Volksliede; Ulrich kannte sie
[illegible] ihm in die Seele samt der Stimme.

Erlaub[illegible] so deutlich aus, daß er jedes Wort ver-
Eifersucht? [illegible] war ziemlich lang und ihm fiel auf, daß sie
Wahrheit [illegible] variirte. Nachdem sie es beendet, erwachte
ganz ernstlich [illegible] leichten Schlummer und sprang vom Schooß
Nachdem er [illegible] chen Augenblick trat durch die große Gar-

tenthür der junge Severin ein, grüßte Margarita, und Ulrich hörte, wie sie sagte:

„Ich werde heute nur eine kurze Promenade machen können."

Sie legte ihr Buch auf den Feldstuhl, nahm Tonys Hand, und alle drei verschwanden in einem halbentlaubten Berceau von Hagebuchen. Da erschien plötzlich Monsieur Jean mit einem großen Strauß von Astern, die er im Garten gepflückt, um die Tafel zu schmücken. Er wollte in die untere Thurmthür eintreten, als sein Auge auf das halboffne Buch fiel. Wie durch eine plötzliche Ideenverbindung aufmerksam gemacht, warf er rasch einen Blick rund um sich her, wie Jemand, der nicht gern bemerkt sein mögte; und als er Niemand wahrnahm — denn er vergaß, zum zweiten Stockwerk herauf zu sehen — ging er mit langen, leisen Schritten in der Richtung, die Margarita genommen. Vor dem Eingang ins Berceau blieb er stehen: wahrscheinlich so lange, als er die Spaziergänger wahrnehmen konnte; dann nickte er ein Paarmal rasch mit dem Kopf, wie zur Bejahung einer unausgesprochenen Frage, kehrte zurück und verschwand in der Thür des Thurms.

Unbeweglich hatte Ulrich diesen beiden Szenen zugeschaut, und ein ganzes Drama entwickelte sich vor ihm, wie durch second sight. Die Unvorsichtige! man muß sie warnen! war sein erster Gedanke. Aber kann sie nicht unschuldig und daher unbefangen sein? der zweite. Die Stellung dieser Frau kam ihm so unglückselig vor, so hülflos und verlassen mitten in ihrer Familie, daß es ihm grausam schien, sie nicht auf ihr eigenes und das fremde Benehmen aufmerksam zu machen. Eine Gelegenheit mußte sich finden; durchaus! — Um die

Zeit hinzubringen, wollte er in den Garten hinabgehen. Er rüttelte ſo lange an der Thür, die aus ſeinem Zimmer in den Garten führte, bis das halbverroſtete Schloß aufſprang, und er auf eine Wendeltreppe hinaustrat, die den ganzen Thurm einnahm. Er ſtieg hinunter, und an einer Thür vorbei, die zu Margaritas Zimmer führen mußte. Am Fuß der Treppe waren zwei Thüren; die eine ging in den Garten, die andre in einen Corridor des Erdgeſchoſſes, aus welchem laute Stimmen ertönten, und das Departement der Küchen und Dienſtboten verriethen. Ulrich ſetzte ſich auf Margaritas Stuhl und nahm das Buch, worin ſie geleſen. Er erſtaunte, Mignets Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu finden — eine ungewöhnliche Lectüre für eine junge Frau. Er las ſo lange darin, bis Margarita zurückkam, immer von Tony und Severin begleitet. Ulrich ging ihr entgegen, und ſie wechſelten gleichgültige Worte über das ſelten ſchöne Oktoberwetter. Dann nahm Margarita ihren Weg nach dem Thurm und Ulrich begleitete ſie. Vor der Thür ihres Zimmers blieb ſie ſtehen und ſagte:

„Sie müſſen hier wieder umkehren, Graf Erberg. Ihr Zimmer wird nach dieſer Treppe zu wahrſcheinlich verſchloſſen ſein.“

„Der Weg ſchien mir ſo viel kürzer und bequemer, entgegnete er, daß ich mir erlaubt habe, etwas Gewalt bei meiner Thür zu brauchen.“

Da grüßte ſie ihn und verſchwand.

Eine Stunde ſpäter war Ulrich mit den fürſtlich und gräflich Thierſteinſchen Familien im Prunkgemach verſammelt, welches zu dieſer Gelegenheit aus den zahlreichen Hüllen und

Decken herausgeſchält war, die gewöhnlich Sopha und Stühle, Tiſche und Kronleuchter verbargen. Gräfin Friedrich, die ſich für eine Elegante vom suprême bon genre hielt, weil ſie ſich genau ſo kleidete, wie die Figuren im Pariſer Modenjournal, übrigens ihr Leben lang grundhäßlich geweſen, und jezt wenigſtens ſechsunddreißig Jahr alt war — lag ſchon nach den erſten zehn Minuten ganz gelangweilt im Sopha, und klagte, daß man zwei volle Stunden brauche, um von Wildingen nach Ambrach zu fahren. Die Fürſtin, in einer Marie-Louiſe-farbenen Sammetrobe kerzengrade neben ihr ſitzend, fragte ſie über die diesjährige Saiſon in Baden-Baden aus, und fand im Stillen die Manieren der lieben Couſine vom allerſchlecht'ſten Ton. Frau von Ringoltingen in ihrem ſchwarzſeidenen Kleide auf einem Fauteuil neben der Fürſtin ſitzend, bekümmerte ſich um Niemand, und ſtreichelte ihren Hund. Margarita ſaß neben Gräfin Friedrich; die Herren ſchloſſen den Kreis, der ganz ſo ſteif und ungeſellig ausſah, wie es ſich für ein Prunkgemach ſchickt. Graf Friedrich, ein Vierziger mit einem recht geſcheidten Geſicht, ſprach mit dem Fürſten von Landesverhältniſſen. Sein ſchöner und viel jüngerer Bruder Lazar war nicht gewohnt, viel zu ſprechen; er antwortete höchſtens, und ſein Neffe, Graf Heinrich, ein Pariſer Dandy von zwanzig Jahren, war dermaßen aus dem Häuſel hier in Deutſchland, im Schwarzwald, zwiſchen ſo uneleganten Frauen, daß er ſich gleich in die tiefſte Schweigſamkeit vergraben hatte. Der Fürſtin und der Frau von Ringoltingen hatte er natürlich nur einen Blick der unausſprechlichſten Gleichgültigkeit geſchenkt; Margariten einen der Neugier, denn ſie war hübſch und jung. Doch dieſe Neugier verwandelte ſich in Geringſchätzung, nachdem er zwei Dinge wahrgenommen: ſie

trug ihr Haar geſcheitelt, ohne es durch Salben und Oele zu einer feſten Maſſe zu machen, die mehr Aehnlichkeit mit einem Seidenſtoff, als mit Haar hat; aber das war ganz unmodiſch. Ferner fehlte ihrem Anzug der geſtickte Batiſtſtreif, der ſich am Handgelenk über den Ermel zurückſchlägt; das war ganz unelegant. Graf Heinrich ängſtigte ſich, ob es ſeiner Reputation der Elegance nicht ſchaden werde, wenn man in Paris erführe, daß er eine Couſine habe, die ohne Pommaden und Manſchetten ihre Toilette mache. Aus Conſternation ſchlug er die Augen nieder. Da fiel ſein Blick auf ſeine eignen wunderſchönen Hände und ſeine elegante Chauſſüre, und der Gedanke tröſtete ihn, daß er eine zu hübſche Figur habe und ſich zu gut zu kleiden wiſſe, um jemals für unelegant zu gelten. Auf Ulrich blickte er, wie ein Gefangener zwiſchen Barbaren auf ſeinen Mitgefangenen blicken mag.

Das Diner war ſehr recherchirt; dafür waren denn manche Speiſen nicht ſehr wolſchmeckend; ſie ſchienen nach einem Kochbuch verſucht zu ſein. Indeſſen wurde doch die Converſation etwas lebhafter. Ulrich merkte bald, in welcher Weiſe man mit der Gräfin Friedrich reden müſſe, um ſie zu amüſiren. Er ſagte ihr eine Fadaiſe über die andre, und ſie wurde ungemein heiter und ſprach ſehr viel. Der Himmel hatte ihr eine äußerſt geringe Gabe von Verſtand beſcheert. Wäre ſie ſchön geweſen, ſo hätte das nichts zu bedeuten gehabt! ſchöne Frauen haben ſeit undenklichen Zeiten das Vorrecht, dumm ſein zu dürfen! Nun aber verlor ihr Mann zuweilen die Geduld mit ihrem Geplapper und machte ſich darüber luſtig, ſo daß es zu kleinen ehelichen Szenen kam, die für einen gleichgültigen Dritten ſehr unterhaltend waren. Indeſſen war Graf Friedrich ſeiner Frau zu gleichgültig, als

daß ſie ſich ſeine Spöttereien zu Herzen genommen hätte. Jezt war ſie guter Laune, und kokettirte daher mit allen Männern — ihren eignen und Fürſt Anton ausgenommen —; mit Ulrich und Lazar für ihre eigene Rechnung, mit Heinrich auf Rechnung ihrer älteſten Tochter, der zehnjährigen Lili, die allenfalls ſchon ſelbſt dies Geſchäft hätte übernehmen können. Heinrich war ſehr reich, und ſein Vormund, Graf Friedrich, verwaltete vortreflich ſein Vermögen; ſein Vater war ſeit zwölf Jahren todt, und ſeine Mutter, eine geborne Rohan, lebte ſeitdem in Paris mit ihm. Gräfin Friedrich wünſchte ihn ſehnlichſt zum Schwiegerſohn. Um ihn zu captiviren, ſprach ſie beſtändig franzöſiſch mit ihm und nannte ihn Henri.

„Haſt Du die „Giorgiona" ausgeleſen, lieber Engel? wandte ſie ſich an Margarita; und wie gefällt ſie Dir?"

Ulrich horchte geſpannt. Endlich einmal ſollte er ein Urtheil aus Margaritas Munde hören. Sie antwortete:

„Es gefällt mir gut; Gräfin Schönholm iſt zu Hauſe in den Seelen."

„Und in der Geſellſchaft," ſezte die Fürſtin hinzu, die ſich immer berufen fand, jedes Wort ihrer Schwiegertochter entweder zu tadeln, oder zu verbeſſern.

„Und weißt Du wol, daß die Giorgiona ihr eigenes Portrait ſein ſoll?" fuhr Gräfin Friedrich fort.

„Ich wußt' es nicht und ich glaub' es auch nicht, ſagte Margarita; der Charakter iſt zu natürlich, um copirt zu ſein."

„Ich verſichere Dich, ſie hat ſich ſelbſt und ihre Schickſale copirt."

„Aber man kann die Natur nicht copiren, man muß ſie auffaſſen, um ſie natürlich darzuſtellen.... glaub' ich," ſagte Margarita lebhaft anfangend, ſchüchtern endend.

„Gräfin Schönholm ſoll Giorgiena ſein, ſo wie Lord Byron Child Harold und Frau von Staël Corinna, ſagte Ulrich. Das iſt nun einmal hergebracht: ſchreibt ein Autor mit tiefer innerer Wahrhaftigkeit, ſo ſollen auch die äußeren Umſtände ſeines Buches wahr ſein, und was er innerlich empfunden und gelebt, ſoll er auch äußerlich durchgemacht haben."

„Aber wäre das Unrecht von der Gräfin Schönholm?" fragte Gräfin Friedrich, die nur mit Fragen zu ſprechen verſtand. „Von Unrecht kann nicht die Rede ſein, entgegnete Ulrich lächelnd; das Genie ſo wie die Schönheit haben ihr eigenes Recht."

„Ich find' es ein Unrecht gegen den Schriftſteller, ſagte Margarita; er muß ſich beſchränkt und eingeengt fühlen, wenn das Publikum beſtimmte Perſonen in ſeinen Charakteren ſucht." Sie blieb feſt bei ihrer Meinung, denn ſie nahm ſie aus ihrem Herzen, friſch, klar, beſtimmt, und man fühlte, daß eine Ueberzeugung ſie diktire.

„Sie kennen nicht die Gräfin Schönholm, liebe Couſine, ſagte Graf Friedrich, wenn Sie glauben, daß ſie ſich durch ein Urtheil des Publikums einſchüchtern läßt. Lazar, erzähle doch die hübſche Antwort, die ſie Dir gegeben hat."

„Lazar iſt dieſen Sommer mit ihr in Interlachen zuſammen geweſen," bevorwortete Gräfin Friedrich ihren ſchweigſamen Schwager, der mit automatiſcher Unbeweglichkeit anhub:

„Ich fragte ſie, ob es wahr ſei, was die Leute ſagten, nämlich, daß ſie alle Perſonen, mit denen ſie umginge, in ihren Büchern auftreten ließe. Sie antwortete mit einer merveilleuſen Impertinenz: Ich verſichre Sie, Graf Thierſtein, daß ich nicht im Stande bin, all' die dummen Menſchen in meinen klugen Büchern zu brauchen."

Fürſt Anton lachte laut und hell; Graf Friedrich lachte ſpöttiſch; die Uebrigen lächelten, Gräfin Friedrich ausgenommen, die lebhaft ſagte:

„Und es iſt dennoch wahr! ſie braucht ſie! zu ihrem neueſten Roman „Der Freiherr" hat mir Frau von Dauer eine ganze Liſte von Perſonen aus der Geſellſchaft verſprochen, die darin unter verändertem Namen vorkommen."

„Kennt Frau von Dauer ſo genau die Gräfin Schönholm?" fragte Margarita.

„Sie hat ſie einmal während der Leipziger Meſſe in Auerbachs Hof geſehen," antwortete Graf Friedrich.

Gräfin Friedrich zuckte die Achſeln und ſagte: „Frau von Dauer hat ſie vor einigen Jahren mehrmals in Schleſien geſehen und kennt genau ihre Verhältniſſe."

Jezt zuckte Graf Friedrich die Achſeln und, ohne weiter auf ſeine Frau Rückſicht zu nehmen, ſprach er:

„Die Romane der Gräfin Schönholm haben in meinen Augen einen Vorzug, der zwar negativ, aber dennoch immens iſt: es ſind keine hiſtoriſchen Romane. Nur die lateiniſche Grammatik hat mich als Knabe ſo gelangweilt, wie dieſe unglückſeligen Romane mit ihren endloſen Beſchreibungen von Schlachten und Turnieren, von Peſt und Hungersnoth, von Juden und Hexen, von Hunden und Pferden! Was man faſt gar nicht darin findet, ſind Menſchen, ſind Charaktere.

Marionetten irren ſeelenlos zwiſchen all' den Beſchreibungen umher, und tragen ihr geſchichtliches Coſtüm ebenſo ungeſchickt, wie auf einem Maskenball Perſonen aus der Geſellſchaft den Harniſch des Ritters, oder den Schleier der Nonne. Es flimmert mir vor den Augen von all' dem Bilderwuſt, der ohne innere Nothwendigkeit an einander gereiht wird."

„Das amüſirt die meiſten Leſer! ſagte Ulrich; es iſt ihnen dabei zu Muth, als ſähen ſie einen Guckkaſten oder ein Kaleidoſkop, deren Bilder man nicht zu durchdenken braucht, um ſie hübſch oder häßlich zu finden. Und die Schriftſteller liefern bereitwillig dergleichen Bücher, weil es leichter iſt, ſie aus Aktion und Dekoration zuſammen zu ſetzen, als aus pſychologiſcher Entwickelung. Dazu muß man nicht blos Geiſt, Urtheil, Geſchichtskenntniß und eine gewandte Feder haben; man muß zu Hauſe in den Seelen ſein.... — wie Fürſtin Margarita vorhin von der „Giorgiona" ſagte."

Graf Friedrich, wie alle Männer, die nur geſcheut, aber ohne Superiorität ſind — empfand eine große Geringſchätzung für Alles, was Frauen in geiſtiger Beziehung leiſteten, und ſagte:

„Ich kenne, außer den alten, engliſchen Romanen, nur die von Hippel, die ich pſychologiſch nennen mögte; und die kennt vermuthlich Niemand ſonſt von der Geſellſchaft, denn ſie ſind ſchwerer, als die Modelektüre es erlaubt."

„Halten Sie uns für frivol, weil wir das Gute zu ſchätzen wiſſen, was die neueſte Zeit bietet? ich verehre, wie Sie, den Hippel ſo ſehr, daß ich geſtern ganz ſtolz war, die „Lebensläufe" in dem Arbeitskörbchen der Fürſtin Margarita zu erblicken" — entgegnete Ulrich.

Margarita erröthete leicht; Gräfin Friedrich unterdrückte ein Gähnen, das ſie immer anwandelte, wenn die Unterhaltung ernſt wurde; die Fürſtin nahm das Wort:

„Ich freue mich, daß endlich einmal eine vornehme Frau in Deutſchland Verſtand genug hat, um einige gute Romane zu ſchreiben. Die Franzöſinnen ſind uns längſt mit dieſem Beiſpiel vorangegangen — bei den „Cent Contes de la Reine Marguerite“ zu beginnen.“

„Die gnädige Tante haben alſo les Cent Contes geleſen?“ fragte Graf Friedrich mit ſeinem ſarkaſtiſchen Lächeln.

Die Fürſtin ſah ihn kalt an und fuhr fort, als habe er gar nichts gefragt:

„Und bei den intereſſanten Romanen der Herzogin von Duras und der Prinzeſſin von Craon zu enden. Im Briefſtyl hat Frau von Sévigné keine deutſche Rivalin, und was die Memoiren betrifft, ſo denke ich, daß meine Freundin, die Herzogin von Abrantès, eben ſo wol ohne Nachfolgerin in Deutſchland iſt, als die Herzogin von Orleans, geborne Prinzeſſin von der Pfalz.“

„Die gnädige Tante haben alſo auch die Memoiren der Herzogin von Orleans geleſen?“ fragte Graf Friedrich in demſelben Ton.

„Was Fürſtinnen ſchreiben, dürfen Fürſtinnen leſen, mein' ich,“ entgegnete die Fürſtin impoſant.

Höchſt gelaſſen antwortete er: „Wenn die gnädige Tante dergleichen Memoiren lieben, ſo finden Sie etwas Aehnliches in denen der Markgräfin von Anſpach, Schweſter Friedrichs II., nur vielleicht nicht dieſelbe.... Perfektion.“

„Sie ſind hier in der Bibliothek, liebe Mama,“ ſagte Margarita.

Graf Friedrichs Lächeln wurde noch ſarkaſtiſcher, und Ulrich hatte große Luſt, eine Querfrage zu thun, als Jener ſagte: „Sie kennen die Bibliothek recht genau, liebe Couſine.“

„Nicht ſo genau, wie ich wünſchte, Couſin! erwiderte ſie unbefangen; ich bin noch nicht bis zu den Memoiren gekommen. Die Geſchichte der Völker geht ihnen vor.“

„Margarita iſt liberal“ ſprach der Fürſt, der beim Diner immer ſtumm zu ſein und ſtark zu ſpeiſen pflegte.

Die Fürſtin, ſehr zufrieden mit ihrer Tirade zum Lobe der Franzöſinnen, gab das Signal, die Tafel aufzuheben.

Später wünſchte Gräfin Friedrich ins Familienzimmer zu gehen, wo der Flügel ſtand, und etwas Muſik zu machen. Sie hatte die Manie mancher Perſonen, mit Paſſion dasjenige zu treiben, was ſie nicht verſtand: ſie ſpielte ſehr hübſch das Piano, aber das machte ihr kein Vergnügen; hingegen ließ ſie, wo ſie nur konnte, ihren Geſang ertönen, obgleich ſie nur drittehalb falſche Töne in der Kehle hatte. Lazar, mit ſeinem etwas dünnen Tenor, mußte natürlich mitſingen, und Margarita that es auch mit ihrer gewohnten Freundlichkeit. Heinrich, der eine prächtige Stimme beſaß, hatte ſich gleich auf den entfernteſten Sopha hinter Margaritas Stickrahmen retirirt, und ſetzte allen Bitten der Gräfin Friedrich eine Entſchuldigung durch Heiſerkeit entgegen, der ſein klingendes Organ widerſprach. Sie bat und ſchmeichelte: „Henri! mon cher Henri! mon bel amour!“ Er wiederholte lakoniſch: „Impossible, ma tante!“ feſt entſchloſſen, ſein Talent hier nicht zu profaniren.

Nachdem Ulrich mit großer Geduld den muſikaliſchen Verbrechen der Gräfin Friedrich zugehört, wendete er ſich an

Margarita und bat ſie, das Lied zu ſingen, welches ſie heute früh im Garten geſungen.

„Heute früh im Garten? ich erinnre mich nicht“.... — ſagte ſie.

„Was war das für ein Lied, Graf Erberg? rief Gräfin Friedrich; vielleicht ſinge ich es auch.“

„Ich glaube, es war „Da ging ich ans Brünneli“.... rief Margarita lebhaft und erröthete.

Sie erröthete aber ſo häufig, daß Ulrich es diesmal nicht beachtete, ſondern ſprach:

„O nein! es fing an: „Ueber Dich gebeuget!“ — Erinnern Sie ſich nicht? eine weiche, klagende Melodie! Sie ſangen es Ihrer kleinen Tochter vor.“

Margarita ſaß mit einem Muſikbuch auf dem Schooß neben Gräfin Friedrich, aber etwas hinter ihr, am Flügel; Ulrich ſtand auf der andern Seite neben der Gräfin; dieſe konnte folglich nicht Margaritas Bewegung ſehen, die dunkelroth vor Schreck oder Verlegenheit mit der Hand über die Stirn fuhr, als ob ſie ſich beſinnen wolle, und dann den Zeigefinger über ihre Lippen gleiten ließ, indem ſie Ulrich bittend anſah. Ohne eine Miene zu verändern, ſagte er:

„Es war gewiß ein Wiegenlied.... vielleicht nach einer alten Volksmelodie; und wenn die Gräfin einige ſingen wollte, ſo würde ich es vielleicht herausfinden.“

Gräfin Friedrich ſang ſehr bereitwillig fünf oder ſechs Liederanfänge, und fragte zwiſchen jedem:

„War es das?“

Und Ulrich ſagte immer „Nein!“ bis er zuletzt lachend ſagte:

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung! aber mein unmuſikaliſches Ohr iſt ganz confus worden.... ich unterſcheide keine Melodie mehr.“

Beide Damen lachten ihn aus.

Am Abend trennte ſich die Geſellſchaft, und Graf und Gräfin Friedrich luden Ulrich dringend nach Wildingen ein. Beide fanden in ihm ein Mittel, um die Langeweile etwas zu mildern, die ſie im Umgang mit der fürſtlichen Familie empfanden. Kaum waren ſie fort, ſo warf ſich Fürſt Anton in einen Lehnſtuhl, gähnte ein Paar Mal hinter einander recht herzhaft, rieb ſich dann vergnügt die Hände und ſagte:

„Nun kommt eine angenehme Zeit! die Jagd iſt vortrefflich in Wildingen und Graf Friedrichs Koch auch! Es freut mich, daß Du grade jezt hier biſt, mein alter Erberg. Du wirſt doch die Jagden mitmachen? Das verſteht ſich von ſelbſt!.... — Wenn nur die lieben Leute nicht ſo erſchrecklich langweilig wären! man weiß nie, ob ſich Graf Friedrich über einen luſtig macht, oder nicht.... und ſie geziert wie eine Weihnachtspuppe! und dieſer kleine Heinrich mit ſeinen großen airs! und Lazar, ſtumm wie ein Fiſch! ich langweile mich mit ihnen, wie die Karpfe auf dem Trocknen; aber freilich die Jagden machen das gut.“

Fürſt Anton hatte während des ganzen Tages nicht ſo viel geſprochen. Das war ſeine Gewohnheit: er ſprach nur, wenn an keine Unterbrechung von Seiten ſeiner Zuhörer zu denken war. Wurde durch einander geredet, ſo ſchwieg er, machte ſich heimlich über Alles luſtig, was geſagt wurde, fand aber nie die Gelegenheit, ſeine äußerſt ſimple Satyre zum Beſten zu geben, ausgenommen dann und wann auf *Koſten ſeiner* Frau.

Ulrich machte die banalen Lobeserhebungen, die man zu machen pflegt, wenn man die Absicht hat, eine Zeit lang mit Personen umzugehen, die uns im Grunde lächerlich oder gleichgültig sind. Wär' er morgen von Ambrach abgereist, so würde er schwerlich die Toilette der Gräfin Friedrich sehr geschmackvoll und Graf Heinrichs Haltung sehr comme il faut gefunden haben.

Die Fürstin ergoß sich in Lob über Heinrich, der in ihren Augen den unerhörten Vorzug hatte, in Paris zu leben. Sie schmückte Paris und Alles, was von dort kam, mit der Glorie, die sie selbst vormals dort getragen, als sie jung und schön gewesen war. Da sie sich im Stillen gekränkt fühlte, daß ihr Sohn nicht Ulrichs guten Ton und Manieren hatte, so freute sie sich — wie die Neidischen thun — daß sie einen Dritten zu loben hatte; sie wähnte, dadurch den Beneideten zu kränken und herab zu setzen.

Margarita schwieg. Sobald ihr Mann und ihre Schwiegermutter die Conversation beherrschten, sprach sie nur grade, was nöthig war, um weder zerstreut noch untheilnehmend zu erscheinen. Dann war es umsonst, ein Urtheil, eine Meinung von ihr zu erwarten. Mit dem Instinkt jener Blume, die ruhig in der Tiefe des Meeres bleibt und nur zur Blütezeit auf die Oberfläche kommt, ließ sie ihre Gedanken in der Tiefe der Seele ruhen, unbekümmert, ob je der Moment kommen werde, der sie herauslocken könne. Es war ein sublimer Instinkt bei ihr: sie wollte sich nicht aus dem Gleichgewicht zu ihrer Umgebung setzen; aber es war nur Instinkt, nicht Ueberlegung; sie raisonnirte nie mit sich selbst. Daher werden Manche sagen: „so war es denn auch kein Ver-

dienſt.“ — Nein, gewiß nicht! es war nur eine Seelenſchönheit.

Ulrich erkannte das. Sie iſt wie eine Muſchel, dachte er; auswendig unſcheinbar, inwendig voll Perlmutter und Perlen! Sie ſelbſt iſt eine Perle! Margarita bedeutet Perle!..... doch warum wollte ſie das Lied nicht ſingen? ſollte der Severin es für ſie gedichtet haben? und wo war er denn heute? ganz unſichtbar! nur mit ihr ging er ſpazieren. — — Er nahm ſich vor, um jeden Preis das Räthſel zu löſen.

Als der Fürſt ihn am nächſten Morgen auf ſeinem Zimmer beſuchte, ſagte Ulrich:

„Du haſt mir Dein Haus mit ſolcher Gaſtfreiheit geöfnet, daß ich ſie mißbrauchen würde, wenn ich nicht Dir, dem Wirthe, dieſelbe Freiheit ließe. Geh' Du Deinen Geſchäften nach, wie Du es gewohnt biſt. Ich finde Unterhaltung genug — Deine Damen, die Bibliothek, ein Pferd .... was brauch' ich mehr in Deiner Abweſenheit, lieber Thierſtein.“

Der Fürſt war ſehr vergnügt über dieſen Vorſchlag, und Ulrich blieb fortan ſich ſelbſt überlaſſen. Um nicht ganz ſein eigentliches Geſchäft in Ambrach zu vergeſſen, hatte er den Fürſten gefragt, ob er mit Frau von Ringoltingen über den Verkauf ihres Gütchens ſprechen ſolle, oder ob der Fürſt ihre Geſchäfte beſorge. Der antwortete:

„Gott behüte mich vor Geſchäften mit Frauen! ſie haben nicht eine Idee von gründlicher Sachkenntniß, daher bilden ſie ſich beſtändig ein, daß man ihre Geſchäfte ſchlecht beſorgt. Steht der Zinsfuß auf 3½ Prozent, ſo begehren ſie 5, und nennen es ein himmelſchreiendes Unrecht, einen empörenden Betrug, wenn man ſie ihnen nicht ſchafft. Nein, Frau von *Ringoltingen* ſteht ſelbſt ihren Geſchäften vor, die ſo gering

ſind, daß ſie wirklich genug Verſtand dazu hat. — Er lachte laut und kurz; dann ſetzte er hinzu: Nur bei hochwichtigen Gelegenheiten werde ich zu Rath gezogen, d. h. ſie begehrt meine Meinung, und die muß genau mit der ihren übereinſtimmen, ſonſt wird ſie verworfen."

„Wir Alle machen es ſo," entgegnete Ulrich.

Einige Stunden ſpäter ließ ſich Ulrich bei Frau von Ringoltingen melden. Sie nahm ihn an. Er fand ſie in einem enormen Fauteuil ſitzend und mit unbegreiflicher Langſamkeit weiße Baumwolle von einer kleinen Winde abwickelnd, die vor ihr an einem Tiſchchen feſtgeſchraubt war. Ihre Füße ſtanden auf einer hochgepolſterten Fußbank, und auf ihren hochheraufgezogenen Knien lag ihr Hund, der giftig bellte und die Zähne zeigte, als Ulrich eintrat. Nachdem das Thier beruhigt war, trug er ihr ſogleich ſein Anliegen vor und ſie ging gern darauf ein. Sie ſagte:

„Ehedem, als ich es ſelbſt bewirthſchaftete, machte mir das Landgütchen viel Vergnügen, jezt nur Verdruß, denn die Pächter ſind nie pünktlich mit den Zahlungen."

Ulrich fragte, welchen Preis ſie begehre, und ſie entgegnete:

„Es iſt freilich nur auf 30,000 Gulden taxirt, aber ich kann es nicht unter 36,000 verkaufen. Ich lebe nur von den Renten des Gütchens und Sie wiſſen, der Zinsfuß iſt nicht mehr fünf Prozent."

Fürſt Anton hatte das Gut für ihn auf 50,000 Gulden taxirt. Ulrich fand, daß die arme Frau von Ringoltingen weniger habſüchtig ſei, als der reiche Fürſt Thierſtein, und zu beiderſeitiger Zufriedenheit ward der Handel geſchloſſen.

Als der Fürſt ſpäter den Kaufpreis erfuhr, ſagte er achſelzuckend zu ſeiner Schwiegermutter:

„Sie haben das Gut um 10,000 Gulden zu wolfeil verkauft.“

„Keineswegs! ſagte ſie mit einem Stolz, der vielleicht zum erſten Mal in ihrem Leben am rechten Ort war; ich hab' es ungefähr nach dem Werth verkauft, denn wenn es beſſer bewirthſchaftet wird, als ſolch ein Pachter es thut, ſo wird es im Preiſe ſteigen; aber Wucher mag ich nicht mit meinem Eigenthum treiben — das iſt kein Geſchäft für den Adel.“

Ulrich war in ſein Zimmer zurückgekehrt, um an Unica über dies wolgelungene Geſchäft und die bevorſtehenden Jagden zu ſchreiben; aber Tonys Stimme im Garten lockte ihn ans Fenſter, und als er Margarita unten ſitzen ſah, dachte er: Auf heut Abend den Brief! — nahm den Hut und ging die Thurmtreppe hinab. Unten ſtieß er auf Jean, der eilig aus dem Corridor herauskam, als er Männerſchritte auf der Treppe hörte, und ſich dann mit einer tiefen Verbeugung vor Ulrich zurückzog. Daraus ſchloß dieſer, daß die Thurmtreppe eigentlich nur für Margaritas Gebrauch da ſei. Sie ſaß wieder auf ihrem kleinen Feldſtuhl und legte ihr Buch fort, als Ulrich ſich neben ſie auf eine Gartenbank ſetzte, und froh des kleinen Einverſtändniſſes, das er mit ihr hatte, anhub:

„Werden Sie heute die Gnade haben, mir das liebliche Lied zu ſingen, welches Sie mir geſtern ſo unbarmherzig verweigerten?“

„Ach Gott, entgegnete ſie ohne alle Verwirrung, hören Sie auf, nach dem Liede zu forſchen; es verdient nicht Ihre *Theilnahme*.“

Ulrich ſah ſie erſtaunt an; er begriff nicht, weshalb ſie geſtern ſo verlegen und heute ſo ruhig bei ſeiner Frage war.

„Nicht meine Theilnahme! rief er; und Sie haben das Lied ſo lieb, daß Sie es nur Ihrer Tochter vorſingen!“

„O, ſagte Margarita, lieb hab' ich es gewiß nicht, denn ... ich hab' es ſelbſt gemacht — und wer mögte ſo etwas anhören, als Tony?“

„Wer nicht!“ ſagte Ulrich überraſcht.

„Gräfin Friedrich gewiß nicht, denn wenn ſie auch keine gute Stimme hat, ſo verſteht ſie doch leicht mehr von der Muſik, als ich.“

„Alſo auch die Compoſition iſt von Ihnen? Unica hat mir von Ihrem bewundernswerthen Talent für den Tanz erzählt — hiervon nichts.“

„Es ſind nur Launen und Einfälle — keine Talente! und wenn ſie es wären, was würd' es mir helfen? ich mögte lieber ein ſchönes Talent für Muſik oder Malerei haben, dann könnt' ich doch meiner Tochter nützlich ſein.“

„Wie beneidenswerth glücklich ſind Sie durch dies Kind!“ rief er wehmüthig.

„Ja! es iſt meine Welt!“ ſagte ſie mit jenem Glanz des Angeſichts, den Meluſine in ihren großen Momenten hatte.

„Und werd' ich nicht das Lied hören? fragte er, in dieſem Augenblick auf ihre Milde rechnend; — ich bin ein ebenſo großer Laie in der Muſik, als Tony, und ich verſichre Sie, daß ich geſtern, da oben in meinem Zimmer, mit wahrer Freude auf jeden Ton gehorcht habe.“

„Wenn es ſich einmal ſo trift, ſollen Sie es hören. Jezt aber gehen wir ſpazieren .... und Sie gehen vielleicht mit. Im Walde ſind manche hübſche Ausſichten — ſo wie wir ſie

hier haben, etwas einförmig und dürftig, nichts von Heidelbergs maleriſcher Schönheit oder von der Ueppigkeit Ihres Rheingaues."

Severin war dazu gekommen; Margarita rief Tony, und Alle gingen durch das lange Berceau in den Wald. Ulrich bemerkte ſogleich, daß Severin nicht ſehr erfreut über ſeine Geſellſchaft war und nicht am Geſpräch Theil nahm, obwol Margarita ihn zweimal dazu aufforderte. Er blieb zurück, immer mehr und mehr, und als ſie nach einer halben Stunde um eine Waldecke bogen und vor einem Ausſichtspunkte ſtanden, warteten ſie auf ihn, aber er kam ihnen nicht nach. Ulrich wollte den Augenblick nicht vorüber gehen laſſen, ohne Margarita aufmerkſam zu machen, daß wenigſtens Severins Betragen durchaus unpaſſend ſei.

„Wie ſchade, hub er an, daß ein ſo hübſcher junger Menſch ſo burſchikoſe Manieren beibehalten hat, daß ihm der geringſte Zwang läſtig fällt."

„Das hängt mit ſeinen verſchrobenen Ideen von der Gleichheit zuſammen, erwiderte Margarita. Er findet ſich jezt ſehr gekränkt, weil ich mich mit Ihnen, dem Grafen Erberg, mehr unterhalte, als mit ihm."

„Gnädige Fürſtin, ſagte Ulrich ſanft, wie haben Sie den Herrn Severin ſo verwöhnen können! ſehen Sie denn nicht, daß er Ihre himmliſche Güte mißbraucht?"

Sie ſah ihn verwundert an und blieb vor ihm ſtehen. Er blieb auch ſtehen und fuhr fort:

„Vergeben Sie mir! ich bin kaum drei Tage in Ihrem Hauſe und bin Ihnen ganz fremd; allein Sie ſind ſo jun, ſo fremd in der Welt, ſo ..... unerfahren, (eigentlich wollte

er sagen: rathlos) daß Sie Manches nicht ahnen können, was wir Andern deutlich sehen."

„Sehen Sie nicht vielleicht Gespenster?" fragte sie lächelnd und ging weiter.

Ulrich dachte an Jean, den er schon zweimal listig umherlauschend gesehen, und sagte gelassen und bestimmt:

„Das Benehmen des Herrn Severin compromittirt Sie."

„Sie brauchen seltsame Ausdrücke," sagte sie mit einem prächtigen Blick.

„O nehmen Sie keinen Anstoß an den Ausdrücken, sagte Ulrich bittend; was ich thue, ist so gänzlich aus der Regel, daß Sie Nachsicht mit meinen Worten haben müssen ... und vielleicht noch mehr mit mir selbst, dem unaufgeforderten Rathgeber."

„Aber was rathen Sie mir denn eigentlich?" fragte Margarita gespannt.

„Wenn Sie dem Herrn Severin die Erlaubniß ertheilt haben, Sie ein für alle Mal auf Ihrem Spaziergang begleiten zu dürfen — was gewiß Jeder von uns für eine große Ehre halten wird — warum schließt er sich heute von Ihrer Gesellschaft aus, da sich grade heute eine Person mehr dabei befindet? warum bleibt er zurück mit einem unverhehlten Ausdruck von Mißbehagen und Unmuth? wenn man ihn mit diesem verfinsterten Antlitz allein zurückkehren sieht, was kann man nicht Alles daraus schließen?"

Margarita dachte an die spionirende Neugier ihrer Schwiegermutter und an die Möglichkeit, daß Severins ungeschicktes Betragen von ihr bemerkt und scharf oder plump gerügt werden könne; daher sprach sie mit leichtem Ton, aber mit schwerem Herzen:

„Um verkehrte oder richtige Schlüſſe zu ziehen, müßte man ihn auf jeden Fall genauer beobachten, als es geſchieht.“

„Glauben Sie nicht, daß die Perſonen, die eine Königin umgeben, ſich unter einander aufs Allergenaueſte beobachten?..... Jede Frau iſt Königin in ihrem Kreiſe.“

„Aber Sie ängſtigen mich! rief Margarita beklemmt; ſagen Sie doch lieber grade heraus, was Sie wiſſen .... oder meinen.“

„Ich meine, ſagte Ulrich beſtimmt, daß Sie ſich gar nicht um den Herrn Severin bekümmern ſollten.“

„Glauben Sie denn, daß ich es zu meinem Vergnügen thue? rief ſie. Der Menſch war ja faſt geiſteskrank, als er vor einigen Monaten herkam, durch ſeinen fanatiſchen Haß gegen die Ariſtokraten, und mir ſcheint die Atmoſphäre von Ambrach nicht dazu geeignet, um ein ſolches Gefühl zu mildern, obgleich mein Mann gewiß von ſeltener Güte für ihn iſt. Sein muſikaliſches Talent ließ mich zuerſt ſein ungeſchicktes Benehmen überſehen — denn wir haben hier häufiger dieſes als jenes — ich ſprach mit ihm, ich erkannte bald ſeine Manie, die er auch gar nicht zu verbergen ſtrebt, ich ſuchte ſie zu bekämpfen, und ſo iſt es mir denn gelungen, ihn bedeutend menſchlicher zu machen, als er war. Wenn es mir gelänge, ihn zu einfachen, natürlichen Anſichten zu bringen, in Königen und Fürſten Menſchen zu ſehen und keine Ungeheuer, im Staat zu dienen, wenn er auch nicht eingerichtet iſt wie Sparta: ſo hätte ich gewiß etwas Gutes gethan. Sobald ich mich nicht um ihn bekümmere, iſt er hier in der allertiefſten Einſamkeit, und die nährt den Fanatismus, ſteigert ihn wol gar bis zum Wahnſinn. Können Sie mir das rathen?“

Ihre Worte waren so einfach, ihre Stimme so süß und ihr Ausdruck so bestimmt, es war ein solcher Contrast: die Erscheinung zart, wie ein Thautropfen, die Wesenheit fest wie ein Diamant, daß Ulrich nichts zu antworten wußte. Er ärgerte sich über sich selbst, wie er hatte wähnen können, daß die Ungezogenheit eines Studenten und die gemeine Neugier eines Bedienten irgendwie üblen Einfluß auf ein solches Geschöpf haben dürften. Indessen fiel ihm doch Margaritas Bitte ein, Severin eine Anstellung zu verschaffen. Er sagte:

„Wünschten Sie nicht selbst vor ein Paar Tagen seine Entfernung?"

„Freilich! erwiderte sie eifrig; er ist ein blutarmer Mensch, hat vier unversorgte Schwestern und einen noch unerzogenen Bruder, kann nicht bei seinem Vater leben, weil Beider politische Ansichten sich kreuzen wie zwei Schwerter, und hier im Lande auf keine Anstellung rechnen. Ich weiß nicht einmal, ob er irgend etwas Tüchtiges gelernt hat."

„Da müßte er vor Allem wieder auf eine Universität."

„Das sag' ich ihm täglich, aber er will nicht; er behauptet, es sei ihm unmöglich, unter dem Zwang einer Aufsicht zu leben, wie sie gegenwärtig auf den Universitäten eingeführt sei! Indessen, wenn mein Mann nur wollte"....—

„Nun?" fragte Ulrich erwartungsvoll, als sie stockte.

„O Graf Erberg! rief sie plötzlich entschlossen, Sie können vielleicht meinen Mann überzeugen, denn Sie haben Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß, Alles, was mir fehlt, leider! leider! denn er sagt, ich hätte keine Idee von den Realitäten, und er mag wol bei vielen Gelegenheiten Recht haben mit dieser Behauptung."

„Und ich ſoll ihn von ſeinem Unrecht überzeugen?“ fragte Ulrich lächelnd.

Sie machte mit der Hand eine allerliebſte, ſchweigengebietende Bewegung und ſagte: „Mein Mann hat dem alten, troſtloſen Vater, der nichts von dem ungerathnen Sohn wiſſen wollte, verſprochen, ſich deſſelben anzunehmen, und deshalb iſt er hier. Könnte ſich aber mein Mann dazu entſchließen, ihm eine andre Unterſtützung zu geben und darauf zu beſtehen, daß er ſeine Studien fortſetze, ſo würde er doch wol gehen und das wäre ſeiner Zukunft erſprießlicher, als hier die nichtsthueriſche Exiſtenz. Aber Anton behauptet, Severin würde dort von Neuem intriguiren und conſpiriren, und bleibt meinen Bitten unzugänglich, die freilich immer ſehr ſchüchtern ſind, weil er ſie nicht gern hört. Aber Sie — ja, Sie könnten ihn gewiß überzeugen! — Und iſt es denn nicht im Grunde ſehr unbehaglich, einen Menſchen mit ſo feindſeligen Geſinnungen unter unſerm Dach zu beherbergen? ..... Glauben Sie nicht, daß Sie meinen Mann überzeugen werden?“

„Wenn er der Wahrheit ſelbſt nicht Gehör ſchenken mag, entgegnete Ulrich, was kann ich ihm denn ſagen?“

Sie waren wieder durch das **Berceau** in den Garten zurückgekehrt und Margarita ſagte, als ſie die Thurmtreppe hinaufſtiegen:

„Bitte, denken Sie etwas darüber nach.“

Und ſie verſchwand, wie ein Traum, wie eine Morgenwolke, wie ein Sonnenſtral, wie eine ferne Muſik, wie Alles, was lieblich iſt, leicht verſchwindet, und unvergänglich in der Erinnerung bleibt.

Am Abend begann Ulrich in der That den Brief an Unica, und der Anfang gelang ihm vortreflich. Erſt der Handel

mit Frau von Ringoltingen, dann eine flüchtige Skizze der Gesellschaft, dann die Aussicht auf amüsante Jagden. Zum Schluß fühlte er die Nothwendigkeit, irgend etwas über Margarita zu sagen, und da fand er nichts Passendes. Ganz flüchtig hätte er sie nennen können: damit wäre aber Unica nicht zufrieden gewesen; versuchte er auf Einzelheiten ihres Wesens einzugehen, so jagten und rankten sich seine Gedanken wie Wolkenzüge, und was er niederschrieb, verstand nur er allein. Er verbrannte drei Briefe, warf sich todtmüde um zwei Uhr Nachts zu Bett und dachte: Es ist mir ebenso unmöglich, an Unica zu schreiben, als mit ihr zu leben! — Diesmal war es aber nicht Unicas Schuld. „Denken Sie darüber nach" hatte Margarita gesagt. Diese Bitte erfüllte er so pünktlich, daß er nur an das dachte, was sie und wie sie es gesagt hatte. Es waren darin die unverkennbarsten Aehnlichkeiten mit Melusinen und doch die vollkommenste Eigenthümlichkeit. „Und, allmächtiger Gott! wie hätte Margarita wol je Melusine gekannt! rief er heftig in seinen Selbstgesprächen; die eine auf der höchsten, die andre auf der tiefsten Stufe in der menschlichen Gesellschaft! Beide getrennt durch eine Welt, und geheimnißvoll vereint für mein Auge, für mein".... — — Er dachte den Gedanken nicht aus, sondern: „Und weshalb war für Beide Mitleid mein erstes Gefühl? Melusine bedurfte es, sie erlag unter ihrem Leid, ihre Erscheinung verrieth es hinlänglich; aber Margarita? sie ist glücklich! — wird sie es auch bleiben? Gott behüte den Engel!"

Schloß Ambrach war ein ungeselliges Haus. Alle Familienmitglieder frühstückten allein. Fürst Anton auf seinem Schreibtisch; die Fürstin, indem sie an Jean Befehle für den

Tag ertheilte, die darauf in Aufträge, in Fragen, in ein vollständiges Gespräch übergingen; Frau von Ringoltingen, indem sie ihren Hund und ihre Voliere voll Gimpel und Stieglitze besorgte; Margarita und Tony zusammen. Bei ihrem Frühstück erfuhr die Fürstin Alles aufs Genaueste, was sich Tags zuvor im Hause begeben, und so erfuhr sie denn auch, daß Margarita mit Ulrich eine Promenade gemacht, und daß Severin, der sich zuerst ihr angeschlossen, allein und sehr verdrießlich zurückgekehrt sei. Sie sagte geärgert:

„Der impertinente Mensch! die Fürstin ist viel zu gütig gegen ihn."

„Durchlaucht erinnern Sich vielleicht, daß ich das schon lange gesagt habe," entgegnete Jean in respektvoller Entfernung stehend.

„Der Mensch muß fort, er ist hier ganz überflüssig. Vielleicht ist er gar ein Spion dieser nichtswürdigen Demagogen .... wer kann das wissen? — Bekommt er viel Briefe, Jean? schreibt er viel?"

„Gar nicht, Durchlaucht."

„Jean! wenn Briefe für ihn kommen sollten, so merken Sie sich doch das Postzeichen. Man muß immer Achtung geben auf solche verdächtige Leute. — Nun Jean! haben Sie Freundschaft geschlossen mit dem Kammerdiener von Graf Erberg?"

„Freundschaft! sagte Jean so giftig, wie der Respekt es erlaubte; nein, Ihro Durchlaucht, das ist mir unmöglich, mit einem so leichtsinnigen Hasenfuß, der sich über ganz Ambrach lustig macht, Mamsell Minchen ausgenommen."

„Ich hoffe, daß sich Minchen nicht mit einem solchen Menschen abgeben wird."

„Ach Ihro Durchlaucht! ſie iſt von demſelben Schlage! ſie ſtimmt mit ein und läßt ſich gar zu gern den Hof machen.“

„Nur nicht von Ihnen?“ fragte die Fürſtin, ſelbſt gegen ihren Schützling boshaft.

Jean wurde gelb vor Aerger und verneinte ſchweigend.

„Tröſten Sie ſich, Jean! wenn dieſer Kammerdiener .... wie heißt er?“

„Louis, Ihro Durchlaucht.“

„Wenn dieſer Louis wirklich ſo leichtſinnig iſt, wie Sie ihn beſchreiben, ſo macht er ſich auch über eine ſo dumme Perſon wie Minchen luſtig.“

Damit verabſchiedete ſie ihn.

Heute ging Margarita nicht ſpazieren; ſie blieb auf ihrem Platz im Garten, und ſagte, als Severin zur gewohnten Stunde kam, Tony habe ſich ſchon zu ſehr durch Umherlaufen ermüdet.

„Wenn Sie mir aus dem Mignet vorleſen wollen, ſo wird es mir lieb ſein,“ fügte ſie hinzu.

Severin murmelte etwas von nicht zudringlich ſein, und empfahl ſich. Margarita dachte, daß Ulrich wirklich Recht habe, Severin unerträglich zu finden. Sie wünſchte, Ulrich mögte kommen; ſie wollte ihn wieder bitten, mit ihrem Mann über Severin zu ſprechen; allein er kam nicht. Er hatte ſich die Aufgabe geſtellt, heute Morgen den Brief an Unica zu ſchreiben, und obgleich dieſer mit der höchſten Trockenheit abgefaßt wurde — damit aus keinem Punkt zu viel oder zu wenig Leben hervorleuchte — ſo koſtete er doch ein langes Studium.

„Aber wo waren Sie denn heute den ganzen Morgen?“ fragte ſie ihn beim Eſſen.

„Ich ſchrieb an Unica," antwortete Ulrich faſt verlegen.

„Das iſt ein zärtlicher Gatte! rief der Fürſt. Nein! ſollt' ich den ganzen Morgen an meine Frau ſchreiben, ich käme um."

Mit jener langſamen, faſt tragiſchen Bewegung der Augenlider, die ſchon am erſten Tag Ulrich gerührt, deckte Margarita momentan ihre ſchönen Augen zu, und öfnete ſie dann wieder lieblich und ſanft.

Die Schach- und Piquetpartie, die Muſik am Abend — Alles blieb ſich gleich, Tag für Tag. Ein Andrer würde ſich tödtlich gelangweilt haben in dieſer Monotonie; Ulrich nicht. Er hatte in den letzten Jahren zu ſehr außer dem Leben gelebt, als daß jede Form des Lebens, geſellig oder einſam, bunt oder grau, bewegt oder ſtarr, wechſelnd oder monoton, ihm nicht vollkommen gleichgültig ſein ſollte; denn was es bot, mogte er nicht, was es verſagte, bedauerte er nicht, und was er ehedem begehrt hatte — fand er nicht. Nun hatte er auch lange nicht mehr danach geſucht; aber hier wachten wie durch Zauber alte Erinnerungen und alte Sehnſucht auf; alte undenkbare und unbeſtimmte Wünſche ſprangen leuchtend aus ſeiner Seele heraus, wie Sternſchnuppen, und er dachte: „ich will doch ſehen, was auf der Stelle entſtehen wird, wo ſie niederfallen." — Vielleicht iſt kein Zuſtand angenehmer, als dieſer voll ſüßer unbeſtimmter Erwartung. Leider pflegt er ſehr kurz zu ſein! die Anregung geht ſchnell in Aufregung über, und dieſe in Qual. Seit zwei Jahren hatte Ulrich keine ſolche Anwandlung von Heiterkeit, von Theilnahme empfunden, als jezt.

Eingedenk Margaritas Bitte, brachte er bei einem Spazierritt mit Fürſt Anton das Geſpräch auf Severin und ſagte:

„Der hübſche junge Menſch ſcheint einen ebenſo guten Kopf zu haben, als ein angenehmes Aeußere, und gewiß würde er irgend eine gute Carriere machen können, wenn er ſich in einem beſtimmten Fach gründliche Kenntniſſe zu erwerben ſuchte.“

Fürſt Anton erwiderte achſelzuckend: „Es hilft ihm Alles nichts! er iſt nun einmal als Demagog übel angeſchrieben.“

„Er brauchte ja nicht im Lande zu bleiben.“

„Ich bin für das alte Sprichwort: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Er iſt hier bei mir gut aufgehoben, fern von allen Verlockungen der böſen demagogiſchen Buben, ohne Aufforderung zu Hambacher Feſten, Frankfurter Attentaten und dergleichen Teufeleien. Ich werde ihm nicht die Hand dazu bieten, um wieder ein ſolches Leben anzufangen.“

„Er kann ja aber die Poſſen aufgeben, lieber Thierſtein, tüchtig ſtudiren und ſich eine Zukunft gründen.“

„Lieber alter Junge! Du brauchſt verwünſcht theoretiſche Ausdrücke! eine Zukunft gründen! dazu gehört Geld. Man wird nicht gleich von Hauſe aus Profeſſor oder Arzt oder Pfarrer, man muß warten, ſechs, acht, zehn Jahr — wovon lebt man einſtweilen, wenn man kein Geld hat? und was erlangt er am Ende für eine Zukunft? ..... kaum das liebe Brot.“

„Aber Unabhängigkeit.“

„Warum nicht gar! all dieſe Leute ſtehen unter ſcharfer Controlle und ſind abhängig von tauſend Rückſichten. Glaube mir, Severin hat es bei mir beſſer, als er es irgendwo in der Welt haben würde.“

Dies war in einem Ton geſagt, der für immer dem Geſpräch über dieſen Gegenſtand ein Ende machte, und Ulrich

theilte Margarita den ſchlechten Erfolg mit, den ſeine Unterhandlung gehabt. Er ſetzte hinzu:

„Ich würde glücklich ſein, Severin Mittel anzubieten, die ihm erlaubten, Ambrach zu verlaſſen, aber er wird ſie nicht von mir annehmen.“

„Ach nein, gewiß nicht!“ ſagte Margarita niedergeſchlagen.

„Vielleicht ... wenn Sie in Ihrem Namen ſie ihm anbieten würden“ ..... —

„In meinem Namen? ſagte ſie verlegen; das muß ich mir ein wenig überlegen.“

## Die Jagdzeit.

Ein Bote aus Wildingen brachte die Nachricht, daß ſich einige Jagdfreunde eingeſtellt, und daß man mit Ungeduld die Ambracher Geſellſchaft erwarte. Die Fürſtin und Frau von Ringoltingen ſchliefen nie außer dem Hauſe; ſie fuhren nur zum Diner nach Wildingen und Abends zurück, der Fürſt blieb aber immer einige Tage mit Margarita und Tony dort. Ulrich war ſehr froh über dieſes Arrangement, denn Margarita war viel freier, ſobald ſie nicht mit ihrer Schwiegermutter

zuſammen war. Die Gewohnheit, ſcharf und ungünſtig von derſelben beobachtet zu werden, machte ſie in deren Gegenwart zwar nicht befangen, aber ſchüchtern.

Wildingen war ein hübſches, bequem eingerichtetes Landhaus, ohne Prunkgemächer, aber mit allem häuslichen Comfort. Die Diners waren nicht zugleich recherchirt und ungenießbar, ſondern immer ganz gleich gut. Es war genug Dienerſchaft, um den Dienſt pünktlich, raſch und ſtill zu thun, und Gärtner und Reitknechte wurden nicht bei großen Gelegenheiten in ungeſchickte Lakaien verwandelt. Graf Friedrich verſtand ſein Haus auf dem Fuß zu halten, wie es mit ſeinem Vermögen und ſeiner Stellung in der Welt übereinſtimmte. Er beſaß bei weitem nicht Fürſt Antons großes Vermögen, aber er lebte wie ein vornehmer Mann, Tag für Tag gleich. — Molière hat ſich luſtig gemacht über den prahleriſchen unbeholfenen Bourgeois gentilhomme. Unſre Zeit liefert ein Seitenſtück in dem Gentilhomme bourgeois, der heimlich ängſtlich knauſert und vor der Welt eine glänzende Stellung zu behaupten ſucht. Die alten Thorheiten und Lächerlichkeiten ſind noch da; aber wo iſt ein Molière, um ſie darzuſtellen.

Für Frauen giebt's auf dem Lande keine langweiligere Zeit, als die der Jagden. Sie ſind allein vom Morgen bis zum Abend, und kehren die Männer endlich zurück, ſo ſind ſie reißend hungrig und todtmüde. Was iſt mit ihnen in dieſem troſtloſen Doppelzuſtand anzufangen, da ſie ohne denſelben ſchon ſelten genug amüſant ſind? Gräfin Friedrich geſtattete nie dem Grafen Lazar, auf die Jagd zu gehen; ſie hatte ihn überzeugt, daß es ſeiner koſtbaren Geſundheit ſchaden würde, und behielt ihn zu ihrer Unterhaltung. Da aber

die Unterhaltung zwiſchen drei Perſonen ebenſo ſchwer, als ſie zwiſchen zwei leicht iſt, ſo ſtockte ſie häufig in Margaritas Gegenwart, und Gräfin Friedrich hatte dagegen ein Auskunftsmittel gefunden: Lazar mußte vorleſen, vier bis fünf Stunden, engliſche Romane. Die übrige Zeit brachten ſie damit hin, Terzetts einzuüben und ſpazieren zu fahren, wenn das Wetter es erlaubte. Ulrich, der nichts weniger als ein leidenſchaftlicher Jäger war, erklärte Lazar in Beſitz eines zu glänzenden Vorrechts und bat Gräfin Friedrich ſchon am zweiten Tage um die Erlaubniß, die wilde Jagd ohne ihn durch Wald und Flur ziehen zu laſſen. Nichts war ihr lieber! Vier Perſonen bilden zwei Paare; da macht ſich das Geſpräch von ſelbſt. Die Lektüre wurde vernachläſſigt. Ulrich war Margarita gegenüber ſo liebenswürdig, wie er ſich nie einer Frau gezeigt. Bei Meluſinen war er zu ſtürmiſch, bei Unica zu gleichgültig geweſen. Hier konnte er nichts erlangen, aber alles erſehnen; dadurch blieb er in vollkommner äußerer Haltung, indeſſen er unbefangen ſeine Weſenheit ausſprach. Gräfin Friedrich verſtand ihn meiſtentheils gar nicht, erſtens, weil Lazar ſie zu ausſchließend beſchäftigte, zweitens, weil ſie nur für Aeußerlichkeiten ein Ohr hatte. Aber Margarita hörte ihm zu, und nicht blos mit dem Ohr; ſie antwortete ihm, und nicht blos mit den Lippen. Zum erſten Mal in ihrem Leben trat ſie unter das Brennglas einer männlichen Perſönlichkeit voll Geiſt, Anmuth und Bildung, voll Adel der Geſinnung und Grazie im Umgang. Zum erſten Mal in ihrem Leben fühlte ſie, daß bis jezt nie eine menſchliche Seele ſich die Mühe genommen habe, ihre Seele kennen, ihre Gedanken wiſſen, ihre Empfindungen auffaſſen zu wollen. Zum erſten Mal in ihrem Leben ward ſie ge-

wahr, daß ſie in unbegrenzter Verödung lebe ..... oder eigentlich ..... gelebt habe; denn kaum hatte ſie die Einſamkeit erkannt, in welcher ihre nächſten Verhältniſſe ſie ließen, ſo ſah ſie auch ſchon aus dieſer Wüſte eine Oaſe emporkeimen, in deren Mitte Ulrich ſtand. Nicht ihre Eitelkeit noch ihre Phantaſie wurden getroffen, ſondern geradezu ihr Herz. Dies Herz, feſt und ganz wie es war, hatte ſie bisher einzig ihrem Kinde zugewendet; es ging in Blüte auf vor dem erſten ächten, warmen Gefühl in einer fremden Bruſt. Trotz ihrer Jugend und Einſamkeit hatte ihre Phantaſie keinen romantiſchen Schwung genommen; er war zum Glück unterdrückt durch ihre ernſten Lektüren und durch die beſtändig rege Zärtlichkeit für ihr Kind, deſſen Zukunft jeden Moment ihrer Gegenwart regelte. Sie hatte nie gewünſcht, mehr oder anders zu lieben, als ſie Tony liebte. So kam es denn, daß ſie wirklich auch nicht aus Sehnſucht nach Liebe — ſondern aus Liebe liebte. Mit einer ſolchen Liebe iſt verbunden: Glaube ohne Wanken, Treue ohne Grenzen, Kraft ohne Trotz, Hingebung ohne Schwäche. Ob viele Menſchen ſo lieben? Ich denke nicht. Die Meiſten lieben aus Sehnſucht nach — oder Erinnerung an Liebe, und ſchleppen all ihre Kämpfe und Schwankungen, oder all ihre Erfahrungen und Befürchtungen mit ſich. Ulrich auch. Das eherne Piedeſtal der Liebe: göttliche Gewißheit, hatte Meluſine im Fundament erſchüttert.

Uebrigens war die Hinneigung Margaritas und Ulrichs zu einander ſo leiſe, ſo zartauftretend, und von ſeiner Seite ſo ganz ohne die hergebrachten Formen der Huldigung, daß ſich z. B. Gräfin Friedrich heimlich verwunderte, warum er nicht Margariten den Hof mache, wenn auch nur aus Langer-

weile. Eine ſolche banale Huldigung würde aber Margarita tödtlich gelangweilt haben; ſie begehrte weder erheuchelte noch aufrichtige Bewunderung, ſondern wünſchte nur Theilnahme. Sie plauderte mit Ulrich über Alles, was ſie intereſſirte, und da ſie im Grunde nichts kannte, nicht die Kunſt, nicht die Geſellſchaft, nicht das Leben, ſo intereſſirte ſie ſich für Alles. Es contraſtirte wunderbar mit dieſer tiefen Unerfahrenheit in dem, was man die Welt nennt, daß ſie außerordentlich unterrichtet war, nicht ſowol weil ſie viel ernſte Bücher geleſen — die bringen häufig große Confuſion in junge Köpfe — ſondern weil ſie ein gutes Gedächtniß, ein klares Urtheil und beſonders den Hauptzweck hatte, ſich für die Erziehung und den Unterricht ihrer Tochter auszubilden.

Ulrich fragte ſie einmal, ob ſie den Mignet mit Intereſſe läſe. Sie erwiderte:

„Severin hat ihn mir gegeben, um mir eine Idee von der Größe der Revolutionsmänner beizubringen. Ich liebe aber nicht, wenn die Geſchichte wie ein Syſtem von Nothwendigkeiten dargeſtellt wird, aus denen die Menſchen wie Kryſtalliſationen herausſchießen. Ich weiß wol, daß der Wille des Menſchen wenig gilt und noch weniger ſeine That vor dem Auge Gottes: wenn aber der Geſchichtſchreiber ſo vollkommen die Handlungen von den Conſequenzen trennt, daß er gelaſſen ſagen mag: Die Terroriſten mußten Tauſende von Unſchuldigen hinrichten, damit Frankreich gerettet würde; — ſo ſchreibt er gleichſam eine Geſchichte der Vorſehung, und die kann leicht ein wenig lächerlich werden, weil der geiſtreichſte Geſchichtſchreiber dazu immer zu kurzſichtig ſein wird. Als ich dieſe Anſicht gegen Severin ausſprach, antwortete er mir: Mignet ſei von ſublimer Unpartheilichkeit.“

Zufällig hatte Gräfin Friedrich zugehört und rief verwundert aus:

„Liebe Margarita, es ist erstaunenswerth, wie Du so trockne Bücher lesen magst!“

„Bedenke, daß ich keine andre Zerstreuung und überhaupt wenig Beschäftigung habe, liebe Lory. Ich meine, es ist doch schon besser, die trocknen Bücher zu lesen, als den ganzen Tag zu sticken oder Tapisserie zu machen. Hätte ich immer amüsante Romane, wie Du sie hast, so würd' ich sie auch lieber lesen — oder gar ein buntes Gesellschaftsleben, so würd' ich vermuthlich gar nicht lesen.“

„Und mögtest Du nicht gern das gesellige Leben etwas von seiner glänzenden Seite kennen lernen?“

„O sehr gern! rief Margarita lebhaft. Als Sie vorhin von den kolossalen Bällen in Petersburg erzählten, Graf Erberg, wünschte ich sehnlichst einmal solchem Feste beizuwohnen. Auf einem glänzenden Ball bin ich nie gewesen, denn meine Heidelberger Pensionsbälle verdienen wol kaum den Namen — nicht wahr, Lory?“

„Es ist im Grunde sehr Unrecht vom Fürsten Anton, seine Frau in dieser tiefen Abgeschiedenheit zu halten; sagte Gräfin Friedrich zu Ulrich, wichtig wie Jemand, der nicht die Gewohnheit des eignen Urtheils hat; woher soll sie Menschenkenntniß bekommen? wie soll sie ihre Tochter für die Welt erziehen?“

„Vielleicht findet er, daß die Fürstin durch Bekanntschaft mit der Welt innerlich nichts gewinnt, äußerlich nichts verliert, entgegnete Ulrich. Ist man auf drei Bällen gewesen, so kommt man um vor Langerweile.“

„Ja ja!“ ſagte Margarita, ſo ſpricht man, wenn man das Alles kennt! man mag nicht mehr die Leckerbiſſen, weil man ſatt iſt. Wer nie etwas Andres als Hausmannskoſt aß, wird doch wünſchen, jene einmal zu verſuchen — zum Spaß, aus Neugier. Ich mögte für mein Leben gern auf einen Ball!“

„Und warum denn?“ fragte Ulrich ganz verwundert über dieſen lebhaften Wunſch.

„Um zu tanzen,“ ſagte ſie.

„Dein Mann muß mit Dir zum nächſten Carneval in irgend eine große Stadt gehen! ſagte Gräfin Friedrich; wir wollen ihn hernach dazu bereden, nicht wahr, Graf Erberg?“

„Das iſt verlorne Mühe!“ ſprach Margarita faſt traurig.

Sie brach das Geſpräch ab, indem ſie ihre Tapiſſerie fortlegte, zum Flügel ging und ein Paar Walzer ſpielte. Dann fing ſie an zu ſingen. Sogleich ſtand Ulrich hinter ihrem Stuhl, und Gräfin Friedrich vertiefte ſich in ein angelegentliches Geſpräch mit Lazar, denn die Muſik hat dieſe zwei unausbleiblichen Folgen: die Theilnehmenden verſammeln ſich um's Piano, die Untheilnehmenden beginnen zu reden. Plötzlich ſang Margarita:

Ueber Dich gebeuget
Sing' ich Dir den Sang,
Der um meine Wiege
Sanft und traurig klang:

„Feuers raſche Flammen,
Waſſers Sehnſuchtsdrang,
Sollen glüh'n und wogen
In Dir lebenslang.

Blumiger Erde Ketten,
Aetherflügel kühn,
Sollen bald nach unten,
Bald empor Dich ziehn.

Zu den Sternen heben
Sollst Du Deine Hand,
Doch sie nicht erreichen,
Weil kein Mensch sie band.

In die Sonne sollst Du
Trunknen Blickes sehn,
Darauf nachtumgeben
Und geblendet stehn.

Lieb'- und glückesdurstig
Schlage heiß Dein Herz,
Doch in Glück und Liebe
Finde heißen Schmerz.

Stralen soll Dein Wesen,
Doch wie Mondenlicht,
Dem die Glut der Sonne
Und ihr Glanz gebricht."

Also sangen Stimmen
Unsichtbar gehört;
Daß sie recht gesungen,
Hat mein Leben bewährt.

Was ich habe, theil' ich
In zwei Hälften ein:
Deiner Mutter Schicksal
Wird nun Deins auch sein."

Athemlos hatte Ulrich zugehört. Nachdem sie geendet, setzte er sich neben sie und fragte:

„Waren das die nämlichen Worte, die Sie damals im Garten sangen?"

„Ach! rief sie, wie unaussprechlich beklag' ich Unica, die ich für so glücklich hielt."

„Warum sollte Unica so besonders glücklich sein?" fragte er unbarmherzig.

„Weil ich Sie für besser hielt, als Sie wirklich sind," entgegnete Margarita lächelnd, obzwar ein wenig verlegen.

„So hart werde ich gestraft für meine ehrliche Aufrichtigkeit! rief er. Künftig mal' ich mich rosenroth — vielleicht urtheilen Sie dann gnädiger über mich. Uebrigens, fuhr er ernster fort, denk' ich nicht, daß Unicas Loos sehr verschieden von dem allgemeinen Ihres Geschlechtes ist."

„Ich denk' es auch nicht mehr! eine Frau ist um desto glücklicher, je höher sie ihren Mann achten kann," sagte sie neckend, um durch die Munterkeit aus dieser Wendung des Gesprächs heraus zu schlüpfen.

Er aber hörte nur den muntern Ton, der in sein trauriges Herz hineinfiel, wie Lerchengesang in das Ohr des Gefangenen. Er antwortete nicht, stützte seinen Arm auf den Flügel und legte den Kopf in die Hand, ohne Margarita anzusehen. Sie war nicht an sein Schweigen gewöhnt, hielt inne mit ihren Modulationen und sah ihn erwartungsvoll an. Aber die Erwartung ging über in Theilnahme und diese in Trauer; sie fürchtete, durch eine ihrer allzu unbefangenen Aeußerungen ihn verletzt zu haben, denn er sah finster aus, wie sie ihn nie gesehen (obgleich das sein gewöhnlicher Ausdruck zu sein pflegte, wenn er nicht sprach) und ganz beklommen sagte sie endlich:

„Worüber sinnen Sie denn so tief nach?"

„Darüber, daß Sie mich nicht achten, weil ich nicht glücklich bin," sagte er sanft.

Sie machte eine lebhafte Bewegung des Unwillens. Er fuhr gelassen fort:

„Ja doch! die rechte Sphäre gefunden zu haben ist Glück. Verdient das Glück Achtung?"

„Die rechte Sphäre suchen, unermüdlich, eisern, tapfer, das schickt sich für den Mann, das achtet die Frau an ihm, und das hab' ich sagen wollen, und Sie hätten es verstehen und aus meinen vielleicht ungeschickten Worten heraushören sollen", antwortete Margarita ruhig.

Dankbar sah er sie an; ihn erquickte ihre wundervolle Klarheit des Blicks, des Wortes, der Seele. Er fühlte sich geneigt, ihrem Wink zu folgen, sich unter ihren Schutz zu stellen, wie manche Schiffer ihr Fahrzeug unter den Schutz des Heiligenbildes stellen, welches über dem Kiel prangt. Nicht aus Liebe, dachte er heimlich, nur aus Zuversicht. Als ob eine solche Zuversicht nicht die tiefste Liebe verhüllte.

Als die Jäger Abends heimgekehrt waren, überstürzte Gräfin Friedrich den Fürsten mit einem Schwall von Vorstellungen, daß er und warum er mit seiner Frau Winters in einer großen Stadt leben müsse.

„Gnädige Cousine, antwortete Fürst Anton gelassen, wenn ein Mann allen Einfällen seiner Frau Gehör geben wollte, so würde er bald nicht mehr Herr seiner Zeit, seines Vermögens und seiner fünf Sinne sein. Heute soll ich mit meiner Frau nach Petersburg reisen, damit sie einen Ball von 20,000 Personen sieht. Morgen erzählt ihr irgend Jemand von den Tänzen der amerikanischen Wilden; sie will auch die kennen lernen. Wo ist die Grenze meiner Nachgiebigkeit?"

„Da wo der Unverſtand beginnt!“ ſagte Graf Friedrich, denn die Gräfin beſann ſich etwas zu lange.

Und Alle fuhren fort, ſich gegen des Fürſten Meinung auszuſprechen.

„Es iſt ja gar nicht Ida's aufrichtiger Wunſch,“ verſicherte er endlich.

„Doch, lieber Anton! mein ganz aufrichtiger Wunſch,“ ſagte ſie.

„Das iſt merkwürdig! rief er. Winters in einer großen Stadt leben zu wollen! Du haſt ihn aber nie geäußert, gutes Kind!“

„Es iſt nie die Rede davon geweſen, lieber Anton, aber ich habe wol bisweilen daran gedacht.“

„Das iſt merkwürdig!“ wiederholte der Fürſt, und ein Ausdruck von Verwunderung machte ſich wirklich auf ſeinem ausdrucksloſen Geſicht Platz.

Alle lachten, denn man fand in Margaritas Stellung dieſen Wunſch höchſt natürlich. Er aber wiederholte zum dritten Mal:

„Das iſt merkwürdig! und fügte erläuternd hinzu: Ich bin jezt fünf und ein halbes Jahr mit meiner Frau verheirathet und dies iſt der erſte Wunſch, den ſie ausſpricht.“

„Das iſt mir allerdings unbegreiflich!“ rief Gräfin Friedrich, und ihr Mann fragte:

„Sie befiehlt wol immer?“

Fürſt Anton hörte nicht den Spott heraus und ſagte zu Ulrich im Gefühl ſeiner ehelichen Ueberlegenheit:

„Biſt Du auch der Meinung, daß meine Frau mir befiehlt?“

„Ich meine, daß ſie es zuweilen thun ſollte,“ erwiderte Ulrich.

„Dazu bin ich nicht geſchickt genug, ſagte Margarita munter; aber wünſchen — das iſt nicht ſchwer! ich weiß wol, daß es deshalb nicht geſchehen wird, lieber Anton, doch ſage ich Dir, es wäre gewiß gut, wenn wir in eine Stadt gingen“... —

„Damit Du tanzen und Dich putzen könnteſt, nicht wahr?“

„Das auch!..... aber damit ich dies und jenes lernen oder ausbilden könnte.... Tonys wegen.“

„Bis Tony ſo weit ſein wird, die ſieben freien Künſte zu treiben, haben wir noch lange Zeit.“

„Ich nicht, lieber Anton! Was man lehren will, muß man gut verſtehen, und dazu gehört lange Uebung.“

„Ich ſage Dir, lieber Freund, hub Graf Friedrich an, Du mußt dieſen Winter nach Wien oder Paris gehen, um der Welt das Mirakel einer Frau zu produziren, die den Carneval zum Vorwand nimmt, um Sprach- und Muſikunterricht zu nehmen.“

„Die Reiſe iſt mir zu weit,“ ſagte Fürſt Anton, dem der Gedanke gefiel, dereinſt keine andern Lehrer für Tony zu brauchen, als ſeine Frau.

„So komm nach Stuttgart, das iſt ganz nah.“

„Ja ja nach Stuttgart, das wäre deliziös!“ rief Gräfin Friedrich.

„Auf keinen Fall, ſagte Fürſt Anton, da iſt ein Hof. Wenn ich mich zu einem ſolchen Aufenthalt entſchlöſſe, ſo müßt' ich wenigſtens völlig ungenirt und zwiſchen meines Gleichen ſein. In eine fix und fertige Hofgeſellſchaft hinein zu platzen, wie eine Bombe — dazu hab' ich durchaus keine Luſt.“

„Komm nach Frankfurt, lieber Thierſtein! rief Ulrich, da iſt kein Hof und doch ein diplomatiſches Corps; da leben Fremde aller Nationen; dahin kommen alle künſtleriſchen Sommitäten, da findet die Fürſtin in meiner Frau eine Jugendfreundin. Von mir wag' ich nicht zu ſprechen! mein Vorſchlag würde alsdann zu egoiſtiſch klingen."

„Frankfurt würde mir am Beſten gefallen! ſagte der Fürſt nachdenkend; wenn nur ein ſolcher Aufenthalt nicht ſo unerhört koſtbar wäre."

„Du haſt von uns allen am wenigſten Urſach darauf Rückſicht zu nehmen," erwiderte Ulrich.

„Wenn ich nur die Toilette der Damen bedenke — was iſt das für eine Ausgabe! rief der Fürſt. Meine Mutter hat mir von ihren Toiletten-Extravaganzen in Paris erzählt und wie ſie unvermeidlich ſind, wenn man einmal in dem Tumult lebt — wahrhaftig, da rollen die Gulden zu Hunderten durch die Finger."

„Das hat ſich gänzlich geändert, ſprach Graf Friedrich trocken. Heutzutag koſtet der Anzug der Frauen nichts, aber gar nichts, ein für alle Mal! Meine Frau erzählt mir bisweilen von den herrlichſten Hüten, Kleidern, Shawls, die gar nichts koſten — fünfzig, hundert, fünfhundert Gulden! ſo gut wie geſchenkt! es iſt höchſt vortheilhaft, dergleichen zu kaufen!.... nicht wahr, Lory?"

„Fünfzig Gulden!..... ein Hut!" ſagte der Fürſt erſtarrt.

„Aber wenn er aus Paris kommt!" belehrte ihn Gräfin Friedrich.

„In Ambrach brauchen wir keine Hüte zu fünfzig Gulden," entgegnete er.

„Ich würde ſie nirgends brauchen," ſagte Margarita.

„Tralalalala! rief der Fürſt; das wird mir zu bunt und zu hoch! ich bleibe in Ambrach.“

Er brach hier zwar das Geſpräch ab; als er jedoch mit ſeiner Frau allein war, fragte er:

„Glaubſt Du wirklich, gutes Kind, daß Du genug Muſik und was weiß ich! erlernen könnteſt, um ſpäter Tony Unterricht zu geben, wenn wir einen Winter nach Frankfurt gingen?“

„Ja, ich glaube, daß ein Lehrmeiſter für den Geſang und für die engliſche Sprache mir ſehr gute Dienſte leiſten würde; denn ich ſinge wol, aber nur nach dem Gehör, und das genügt nicht, um Unterricht zu geben; und ich leſe und verſtehe wol engliſch, aber die Geläufigkeit des Sprechens hab' ich nicht.“

„Sag' mir, was haſt Du denn eigentlich in Deiner Penſion gelernt!“ ſprach er verdrießlich.

„Sehr wenig! nur die oberflächlichen Elemente.“

„Und iſt es jezt nicht zu ſpät, um ſie auszubilden? ich mögte doch nicht mein Geld ſo gradezu zum Fenſter hinauswerfen!“

„O nein! jezt hab' ich Luſt und einen Sporn, um mir Mühe zu geben.“

„Ich muß mit Erberg darüber reden,“ beſchloß der Fürſt.

Am andern Tage flutete der Regen in ſolchen Strömen vom Himmel, daß die Jagd ausgeſetzt werden mußte. Die Männer ſpielten Billard, die Frauen ſahen zu. Das iſt ein Spiel, wobei die Männer ihre Figur und ihre Geſchicklichkeit geltend machen können, ſo gut wie zu Pferd; drum ſpielen ſie auch immer gern, wenn Frauen zuſehen. Ein junger Mann aus der Nachbarſchaft gab ſich viel Mühe, ſich glänzend

zu präſentiren und gut zu ſpielen, um einen theilnehmenden Blick Margaritas zu erobern; aber Heinrich ecraſirte ihn unbarmherzig und gewann eine Partie über die andre. Heinrich war beſſerer Laune, weil er ſich in Wildingen nicht ſo unheimiſch fühlte, wie in Ambrach, und hatte ſich halb und halb mit Margaritas Mangel an Elegance verſöhnt, und zwar deshalb: Das Geſpräch war auf die Vornamen gekommen und Gräfin Friedrich hatte, nach ihrer etwas ungeſchickten Weiſe, zu Heinrich geſagt:

„Ich wette darauf, daß Sie ſich deshalb lieber Henri nennen hören, weil Sie von ſchönen Lippen ſo genannt worden ſind.“

„Das wäre ein Grund, um mich von keinen andern ſo nennen zu laſſen,“ antwortete er kalt.

„Ich weiß den Grund! rief Fürſt Anton; der Name Heinrich klingt ihm zu gemein; es heißen ſo viel Kutſcher ſo.“

„Und ſo viel Könige und Helden,“ ſagte Margarita ſchnell und bedeckte mit einem bezaubernden Lächeln die Plumpheit ihres Mannes.

Von dem Augenblicke an ſchob Heinrich alle Mängel ihrer Toilette auf die Rohheit des Fürſten und widmete ihr einige Aufmerkſamkeit. Daß dieſer junge Schwarzwalder Billardſpieler neben ihm die Augen einer Frau zu beſchäftigen ſuchte, kam ihm ſo lächerlich vor, daß er die Sache großartig, von oben herab, behandelte, und ſo hatte denn Margarita Gelegenheit, ſich ſehr über des Einen affectirte Nachläſſigkeit und des Andern gezwungene Grazie zu amüſiren.

Da trat Ulrich in den Saal und ans Billard. Heinrich hatte vier Partien gewonnen, und ſein Gegner ſagte entmuthigt zu Ulrich:

„Wollen Sie meine Niederlage an Graf Thierſtein rächen, ſo überlaſſe ich Ihnen meinen Platz.“

„Vielleicht geht es mir nicht beſſer, als Ihnen,“ erwiderte Ulrich.

Wie er ſprach, wie er ſich hinſtellte, wie er ſich bewegte, war ſo ganz von den Manieren der Uebrigen verſchieden, daß Margarita zu ſich ſelbſt ſagte: Die andern Männer ſehen wirklich wie Affen und Bären neben ihm aus; — und dann tief erröthete, als ob man ihre Gedanken hätte hören können. Sie wünſchte ſo lebhaft, Ulrich möge die Partie gewinnen, daß ſie, um nicht ihr Intereſſe zu verrathen, aufſtand und ins Nebenzimmer ging. Da prallte ihr Mann ihr entgegen, nahm ſie unter den Arm und ſagte ganz vergnügt:

„Gutes Kind, wir gehen nach Frankfurt.“

„Ach Gott!“ rief Margarita und ſank auf einen Stuhl. War es Freude, war es Schreck? ſie hätte es ſchwerlich unterſcheiden können.

„Nun, was ſoll denn das heißen! wirſt Du ohnmächtig vor Freude, oder meinſt Du, ich wolle Dich nur necken? Nein, nein! wir gehen hin, auf Ehre! Ich habe ſo eben gründlich Alles mit Erberg überlegt, er hat mir freundſchaftlich ſein Haus angeboten, und ſo iſt die Sache arrangirt.“

„Sein Haus?“ fragte Margarita.

„Ja, ſeine Schwiegermutter hat ein großes Haus in Frankfurt, ein wahres Palais! ſie leben immer zuſammen und im Winter dort. Eine Etage des vollkommen eingerichteten Hauſes ſteht ganz leer und für uns bereit“.... —

„Lieber Anton, ſagte Margarita gefaßt, das wird nicht gehen. Graf Erbergs Familie iſt Dir völlig — und mir ſo

gut wie fremd. Man beſucht nicht Fremde auf einen ganzen Winter."

„Fremd? rief der Fürſt; und er iſt mein guter alter Freund, und ſeine Frau iſt Deine Penſionsfreundin! — Fremd? aber iſt er denn nicht zuerſt zu mir gekommen, hat geſucht die Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen, und ich ſoll ſie nicht fortſpinnen, obgleich ſie mir grade jezt ſolche große Annehmlichkeit verſpricht! — Fremd? es würde mir ja ſehr angenehm ſein, wenn er den ganzen Winter in Ambrach zubringen mögte! er iſt ja ein charmanter Mann".... —

„Wenn er aber mit ſeiner Frau ſich bei Dir etablirte".... —

„Nun warum nicht mit ſeiner Frau.... vorausgeſetzt, daß ſie ebenſo einfach iſt, wie er," ſagte Fürſt Anton tapfer, obzwar ihm innerlich vor der Idee graute, eine ganze Familie Monate lang zu beherbergen.

„Mir ſcheint, lieber Anton, daß Du, wenn Du den Winter in Frankfurt zubringen willſt, Dich da ſo einrichten mußt, wie es ſich für Dich ſchickt." —

„Und wie ſchickt es ſich denn für mich?" fragte er ſpöttiſch.

„Du mußt Deine eigene Wohnung haben, Deine eigene".... —

„Gutes Kind! ſagte der Fürſt mit dem Gefühl großer Ueberlegenheit, ich ſehe ein, wie nothwendig es für Dich — für Dich ganz allein, ohne Rückſicht auf Tony iſt, daß Du in die Welt hinauskommſt und richtige Anſichten erhältſt über das, was ſich ſchickt und nicht ſchickt. Sei jezt ſo gut, Dich zu freuen — denn wir gehen zum neuen Jahr auf drei Monat nach Frankfurt und Dein Wunſch von geſtern Abend

wird erfüllt — Du wirſt tanzen, ſingen, engliſch ſprechen, Dich amüſiren — ich dächte, Du könnteſt zufrieden ſein."

Er führte ſie ins Billardzimmer zurück, wo Ulrich ſo eben die Partie gewonnen hatte, und ſagte zu Heinrich:

„Geſchlagen, mein Junge? Das hätte ich Dir prophezeihen wollen. Erberg ſpielt excellent. Wollen wir eine Partie machen?"

„Ich bitte um Verzeihung, ich bin ganz müde," ſagte Heinrich, der ſo viel wie möglich jede Gemeinſchaft mit Fürſt Anton vermied.

„Nun, Baron Wabern, dann werden wir uns an einander machen müſſen," ſagte der Fürſt zu einem der andern Herren, und beide ſpielten mühſelig und ſchwerfällig, aber mit großem Vergnügen zuſammen.

Ulrich wünſchte Margariten guten Morgen; ſie dankte ſchweigend und ſah ihn ſo ernſthaft an, daß er ſagte:

„Hab' ich es etwa nicht recht gemacht, daß ich Ihren Herrn Gemal auf das Mittel aufmerkſam machte, um Ihren erſten Wunſch mit großer Leichtigkeit für ihn und zu unſrer großen Freude zu erfüllen?"

„Ich weiß noch nicht, entgegnete ſie, ob wir Ihrer Frau willkommen ſein werden. Prahlen Sie nicht ein wenig, indem Sie Sich als unumſchränkten Herrn Ihres Hauſes darſtellen? — Ich mögte mich ſehr gern freuen, aber ich kann wirklich noch nicht. Ich brauche zu Allem Zeit, auch um mich von einer angenehmen Ueberraſchung zu erholen."

„O freuen Sie ſich immerhin ein wenig! Soviel ſollte Ihnen doch die Erfüllung eines Lieblingswunſches gelten."

Halb lächelnd, halb gedankenvoll ſagte Margarita: „Wird Unica ſich freuen?"

„Ja," erwiderte Ulrich. Unicas Aeußerungen über Margarita und Margaritas Erſcheinung ſelbſt, ſo ganz geſchaffen, um Theilnahme zu wecken und den täglichen Umgang lieblich zu machen — berechtigten ihn zu dieſer Ueberzeugung.

„Nun dann will ich mich herzlich freuen!" rief ſie heiter und ihre Augen funkelten wie bei einem Kinde, dem man vom Weihnachtsbaum erzählt. Ulrich ward zu Muth, als ob in dieſem Moment ſeine ewige Seligkeit ihren Anfang nehme. Er verkündete triumphirend der Geſellſchaft ſeinen Sieg über den Widerſtand von Fürſt Anton; und Gräfin Friedrich ſagte zu Margarita:

„Da ſiehſt Du, liebes Seelchen, wie gut es iſt, wenn Frauen ihre Wünſche ausſprechen! es macht ſich immer ſo, daß ſie erfüllt werden."

„Ce que femme veut Dieu le veut, heißt es ſeit uralten Zeiten in Frankreich, ſagte Graf Friedrich, ich weiß nicht, ob es ein Troſt oder eine Aufmunterung für uns ſein ſoll."

„Eine Aufmunterung! das hört ſich gleich heraus!" rief Margarita.

„Ja, für ein Frauenohr," entgegnete er.

Heinrich flüſterte Lazar zu: „Würdeſt Du Dich pour ces beaux yeux zum Cornak dieſes Elephanten in der Geſellſchaft machen mögen?" Er winkte mit den Augenwimpern bedeutſam nach dem Fürſten hin.

„Zum Cornak?" fragte Lazar verwundert; er kannte den Ausdruck nicht.

Nichts iſt demüthigender, als wenn man ſeinen eignen Witz erklären ſoll. Heinrich ergriff die Partie, Lazar den Rücken zu wenden.

Gräfin Friedrich wußte mit großer Geſchicklichkeit aus allen Ereigniſſen eine Unterhaltung für ſich heraus zu preſſen.

„Kannſt Du denn einen Contretanz tanzen, lieber Engel?“ fragte ſie Margarita.

„Ich weiß nicht! antwortete ſie lachend, aber ich meine, das lernt ſich ſchnell.“

„Wir wollen ſehen, ob Du Talent haſt.“

„Wir werden vielmehr Gelegenheit haben, das Talent zu bewundern, mit dem Du einen Contretanz organiſiren wirſt, Lory, ſagte Graf Friedrich, denn ich ſehe nur zwei Tänzerinnen.“

Statt der Antwort ließ Gräfin Friedrich ihre Tochter Lili und deren Gouvernante rufen, Graf Friedrich mußte Contretänze ſpielen und Lazar, Heinrich, der junge Billardſpieler und der dicke Herr von Wabern mußten tanzen — letzterer mit der Gouvernante, und Gräfin Friedrich wollte ſich todtlachen, daß beide die zierlichſten Pas von der Welt machten, da die Mode doch nur ein nonchalantes Gehen erheiſcht. Ulrich tanzte nicht. Seit mehren Jahren hatte er ſo bittre Langeweile in den Ballſälen gefunden, daß er mit Recht auf die Auffoderung der Gräfin Friedrich erwidern durfte:

„Ich bin mehr aus der Uebung, als die Fürſtin, und ſchwerlich ſo gelehrig wie ſie.“

Aber als er Margarita tanzen ſah, fand er ſich ſelbſt unbegreiflich albern und ſchwerfällig, bis dahin kein Vergnügen an einer ſo allerliebſten Unterhaltung gefunden zu haben. Dazwiſchen kam es ihm wieder vor, als würde er ſich in ſeinem Alter lächerlich machen, wenn er tanzte. In ſeinem Alter! und er war einunddreißig Jahr alt. Aber ſeine Jahre hatten alle mehr als zwölf Monat gehabt.

„Was fangen Sie denn auf einem Ball an, wenn Sie nicht tanzen? fragte Margarita; oder gehen Sie gar nicht hin?“

„Ich gehe hin und ſpiele Ecarté.“

„Ecarté? ein Hazardſpiel!“ rief ſie mit einem ſeraphiſchen Erſtaunen, worin ein unwillkürlicher Vorwurf lag.

„Ich werde künftig nicht mehr ſpielen und auch tanzen,“ ſagte Ulrich leicht; aber er gab ſich ſelbſt dabei das Verſprechen, die erſte Hälfte des Wortes ganz und für immer zu halten, die zweite ſo lange er Gelegenheit haben würde, mit Margarita zu tanzen. „Das Spiel iſt nur gut, wenn man gar kein Intereſſe an der Geſellſchaft nimmt.“

„Gut iſt es nie, erwiderte ſie, denn man kann ſein Vermögen verſpielen und dabei um Ehre und Anſehen kommen; und das gleichgültigſte Menſchengeſicht iſt doch immer noch intereſſanter, als die Phyſiognomien von Coeur König und Carreau Dame.“

„O! rief Ulrich, Sie wiſſen nicht, durch welche innere Convulſionen, durch welchen Scheintod der Seele, durch welche Lethargie aller Wünſche, aller Hofnungen, aller Ausſichten derjenige gegangen iſt, der im Spiel nicht eine flüchtige Zerſtreuung ſucht, oder den gemeinen Gewinn, oder die Neuheit der Zufälligkeiten, oder den Reiz der Schwankungen — ſondern das, was ihm ſein Schickſal verſagt: den Kampf um das Glück! — Um das Glück ſelbſt zu erfaſſen, dazu gehören Bedingungen, die vielleicht zu rein, zu ſublim, zu einfach oder zu complizirt ſind für unſre unſicheren, unklaren und gleichſam beſtaubten menſchlichen Verhältniſſe; jedoch der Kampf um das Glück ſollte uns geſtattet ſein.“

Margarita verstand ihn nur halb, denn sie kannte nicht seine Verhältnisse und überhaupt keine leidenschaftlichen Zustände aus Erfahrung, und sie aus Büchern oder Erzählungen Anderer kennen, ist ungefähr so wie in die Sonne durch ein geschwärztes Glas gesehen zu haben: man findet sie gar nicht blendend; — aber was sie verstand, das war sein Ausdruck von unüberwindlicher Entmuthigung, das war der Abgrund von Traurigkeit, aus dem seine Stimme heraufklang. Die Abgründe üben einen gefährlichen Magnetismus! Ich denke, es lebt Keiner, der nicht wenigstens einmal vor dem Abgrund eines Auges, einer Seele, einer Leidenschaft gestanden, ohne das zitternde brausende Verlangen zu hegen, bis in die allerletzte Tiefe sich hinein zu wagen und um jeden Preis auszumessen, wie tief sie ist. Ja, sogar in der Natur, über einem Wasserfall, vor einem Felsenspalt, auf dem Meer, wirft man sich plötzlich zurück, unwillkürlich, schaudernd, gewarnt vom Instinkt des Lebens, denn noch eine Sekunde, noch ein Schritt, noch eine halbe Bewegung — und man ließe sich hinabgleiten in die lockende Tiefe, die uns anzieht, weil wir sie nicht ermessen können. Bei jedem Blick in uns selbst hinein begegnen wir dem unstillbaren Durst nach dem Unendlichen, der dem Menschen seine Glorie und sein Märtyrthum giebt, sobald der Mensch nicht versucht, ihn in trüben Fluten zu löschen; versucht er es aber, so ist es ein Trank, der auf den Lippen süß und im Nachgeschmack bitter ist. Ach, und Jeder versucht's, läßt davon ab, versucht wieder — und wenn er aufhört, ist es ein Sieg? ist es Ermattung?

Margarita hörte ihm zu und eine Thräne stieg langsam in ihr Auge hinein und verstilberte es, wie der Mond die Nacht. Dann legte sie ihre Wimper darüber, vielleicht mehr

um dieſe Thräne vor ſich ſelbſt als vor Ulrich zu verbergen. Sie wußte nicht, was ſie ihm antworten ſollte, darum ſchwieg ſie lieber ganz. Da trat Lazar zu ihr und ſagte:

„Gnädige Couſine, erzeigen Sie mir die Ehre, den Galopp mit mir zu tanzen.“

Sie ſtand auf und ging, ohne Ulrich anzuſehen, und ſie tanzte; aber während des Tanzes fühlte ſie ſeinen Blick, und als ſie auf ihren Platz zurückkehrte, ſagte ſie ganz überwältigt:

„Sie haben mich für den Abend traurig gemacht, Graf Erberg.“

Und das war ſo wahr, daß ſie zu einer etwas gezwungenen Munterkeit ihre Zuflucht nahm und, als ſie ſich endlich ſpät und einſam auf ihrem Zimmer befand, tief Athem holte, wie Jemand, der ſeine unbequeme Maske abnimmt. Sie ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl und ſuchte Ulrichs Worten einen beſtimmten Sinn zu geben. Ob Unica ihn nicht liebt? dachte ſie; ach, das iſt unmöglich, denn er iſt Alles, was gut und edel iſt .... glaub' ich. Oder ob er ſie nicht liebt? nicht ſie .... ſondern eine Andre? .... — Sie ſtand raſch auf und ging durch das Zimmer, ſie hatte Herzklopfen. Da fiel ihr Blick auf Tony, die in einem kleinen Bett neben dem ihren ſchlafend wie ein Röschen lag. Margarita kniete davor nieder, legte ihren Kopf auf den Rand und ſagte halblaut:

„O mein Engel, Dich hab' ich vergeſſen können!“

So lange Tony lebte, geſchah es zum erſten Mal, daß Margaritas erſter Blick Abends in ihrem Zimmer nicht auf ihre Tochter fiel, ihr erſter Gedanke nicht die kleine Schläferin ſuchte und bewunderte.

„Was läufſt Du denn auf und ab, Ita! geh ſchlafen, es iſt zwölf Uhr! rief Fürſt Anton ihr aus ſeinem Zimmer zu. Du ſtörſt mich, und ich muß morgen um ſechs Uhr aufſtehen.“

Ein ganz leiſer Schauer von eiſiger Kälte überrieſelte Margarita vom Scheitel zur Sohle. Sie ſtand auf und ſchellte ihrer Kammerjungfer.

Der Beſuch in Wildingen dauerte ungewöhnlich lange, nämlich volle acht Tage. Der Regentag und eine Jagd bei Herrn von Wabern hatte ihn ſo ausgedehnt. Nun kamen die Jagden in Ambrach an die Reihe. Ulrich fand in Ambrach einen Brief von Unica ganz voll Liebenswürdigkeit für ihn und voll Grüße für Margarita: ſo froh war ſie, daß er ihr geſchrieben. Ulrich antwortete ſogleich, er würde noch acht Tage in Ambrach zubringen, und er habe, ihrer Zuſtimmung gewiß, für den Winter den Fürſten und die Fürſtin nach Frankfurt eingeladen. Als Unica dieſen Brief empfing, erſtaunte ſie zwar, daß Ulrich plötzlich aus ſeiner paſſiven Gaſtfreiheit in die aktive gerathen war; indeſſen war ſie doch ſehr froh darüber, denn er hatte ſich durch dieſe Einladung in die Nothwendigkeit verſetzt, mit ſeinen Gäſten — und folglich in ſeinem Hauſe leben und von ſeinen einſiedleriſchen Gewohnheiten laſſen zu müſſen.

Der Fürſt theilte ſehr vergnügt ſeiner Mutter den Winterplan mit. Sie gönnte ihrem Sohn die Zerſtreuung, die er auf eine ſo wenig koſtbare Weiſe finden würde; aber nicht ihrer Schwiegertochter, um ſo mehr, da ſie einſah, daß die ganze Sache Margaritas wegen gemacht ſei.

„Du kannſt Dir vorſtellen, mein lieber Sohn, daß ich Euch alles Vergnügen von der Welt wünſche — ſagte ſie in

einem Ton, der ihre Worte Lügen ſtrafte — aber bedenke wol, was Du thuſt, denn die Hin- und Herreiſe, die Trinkgelder, Eure Toilette wird doch immer noch koſtbar genug ſein .... beſonders Margaritas."

Der Eindruck des letzten Geſprächs mit Ulrich hatte ſich nicht in Margarita verwiſcht. Sie fühlte ſich beklemmt durch dieſe fremde Gewalt, welche ſich nicht bemeiſtern, kaum unterdrücken ließ. Sie hatte ſchon daran gedacht, ob es nicht beſſer für ſie ſein würde, in ihrem einſamen, regelmäßigen Gleiſe zu bleiben, als ſich in eine Welt hinaus zu wagen, wo ſtörende, unvermeidliche Vergleichungen ſie bei jedem Schritt umdrängen würden; daher ſagte ſie raſch:

„Ja, lieber Anton, bedenke das, und wenn es Dir zu koſtbar ſcheint, ſo könnteſt Du ja allein von Graf Erbergs Einladung Gebrauch machen."

„Du biſt nicht geſcheidt, Ita! rief er brüsk. Will ich denn etwa Lektionen nehmen? Du ſollſt es."

„Lektionen nehmen! ſagte die Fürſtin achſelzuckend; als ob man dazu die Zeit des Carnevals wählte."

„Wir haben nicht die Wahl, Mama! rief er. Erberg iſt nur dann in Frankfurt."

„Dann hab' ich auch gedacht, fuhr Margarita ſchüchtern fort, daß Du hier Jemand haben müßteſt, dem Du in Deiner Abweſenheit einen Theil Deiner Geſchäfte anvertrauen könnteſt. Mama iſt ohnehin ſo beſchäftigt" .... —

„Dazu würd' ich immer Zeit haben!" unterbrach die Fürſtin, voll Entſetzen über den Gedanken, daß ihre Schwiegertochter irgend eine Gewalt im Hauſe erlangen dürfte, während der Abweſenheit des Fürſten.

„Und du meinſt, mich erſetzen zu können? rief der Fürſt lachend; das iſt ein excellenter Einfall, Ita! nein, gutes Kind, das geht nicht an! wär' ich eine Null, ſo wär' ich zu erſetzen; aber ich bin eine Zahl! nimmt man die fort, ſo bleibt eine Lücke. Das thut aber nichts! Ich habe jezt Gelegenheit, zu ſehen, ob es mir nicht gelungen iſt, in dieſen acht Jahren meiner Selbſtändigkeit meine Geſchäfte mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks einzurichten, das nicht nöthig hat, täglich geſtellt zu werden. Weil ich mir dieſen kleinen Triumph, dieſen Lohn meiner großen Anſtrengungen verſpreche, ſo hab' ich Erbergs Einladung angenommen. Ich will mein Verwaltungsſyſtem prüfen; verſtehſt Du das, gutes Kind?... Uebrigens bleibt ja Severin hier, der bis jezt faſt nichts für mich gethan hat. Nun kann er ſich nützlich machen, und ich habe bis zum Januar alle Zeit, um ihn etwas einzuexerciren."

„Vergiß nicht, mein Sohn, ſprach die Fürſtin pathetiſch, daß ich immer bereit bin, Dir mit Rath und That behülflich zu ſein, mögeſt Du nah oder fern ſein. Und was die Toilettenkoſten betrift, ſo hoffe ich das Beſte von Margaritas Vernunft."

Sie gönnte der Schwiegertochter doch ſchon lieber die Unterhaltung in der Welt, als die Herrſchaft im Hauſe. Als ächter Despot duldete ſie ſich gegenüber nicht den Schatten von Rivalität, und es war ja möglich, daß ſie durch Margaritas Abweſenheit zu noch höherem Anſehen und größerem Einfluß gelangen könne — obgleich ſie ſelbſt noch nicht einſah, auf welche Weiſe. Aber Vortheil wollte ſie davon haben; dazu war ſie entſchloſſen. Umſonſt ſollte die Schwiegertochter ſich nicht amüſiren! — Margarita ſchwieg, ſobald ſie erkannte, daß die Meinung der Fürſtin umgeſprun en war. Ich bin

auch allzu furchtsam, sprach sie beruhigend zu sich selbst; ich habe mir in meinem engen Kreise angewöhnt, mir die Schicksale des Einzelnen zu Herzen zu nehmen. Graf Erberg hat mir bewiesen, wie ungeschickt das bei Severin gewesen ist, und ich muß von jezt an diese Lehre auf alle ferneren Bekanntschaften anwenden. — Die innere Befangenheit, von der sie die beiden letzten Tage in Wildingen gequält worden war, verschwand, um wieder ihrer früheren heitern Stille Platz zu machen, und Ulrich, der jene wol bemerkt und auf Rechnung seiner etwas brüsken Einladung geschoben hatte, glaubte, sie habe sich jezt mit dem Gedanken vertraut gemacht, für Unica ein willkommener Gast zu sein.

Severin verfiel in die tiefste Niedergeschlagenheit, als er den Winterplan erfuhr. Er nahm sich gewaltig zusammen, um in Gegenwart der Gesellschaft keine Ungeschicklichkeit zu begehen; allein er war schweigsam beim Speisen, kam im Gesang aus dem Takt und spielte unbeschreiblich schlecht Schach, zur großen Freude des Fürsten, der seine Siege seiner Geschicklichkeit zuschrieb.

„Jean! sagte die Fürstin eines Morgens, nachdem die Tagesbefehle ertheilt waren — haben Sie auf die Beschäftigungen des Herrn Severin geachtet? ich traue ihm allerlei conspiratorische Projecte zu, er sieht gar zu tiefsinnig aus."

„Durchlaucht, er beschäftigt sich mit gar nichts, als mit dem Wenigen, was seine Durchlaucht der Fürst ihm auftragen. Er schreibt keine Briefe und erhält keine. Er geht im Walde, trotz Wind und Wetter, spazieren. Er hat sich in dieser letzten Zeit sehr gelangweilt und fürchtet, es werde im Winter noch langweiliger hier werden."

„Durch die Abweſenheit des Fürſten werden ſich ſeine Geſchäfte vermehren, ſagte die Fürſtin aufmerkend, und er findet Gelegenheit, dem Fürſten ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, indem er ſie pünktlich vollzieht; darum muß er bis gegen den Frühling hier bleiben.“

„Geſchäfte ſind Geſchäfte, Ihre Durchlaucht! ein junger Mann wünſcht nebenbei auch Unterhaltung.“

„Die wird er freilich nicht bei mir und Frau von Ringoltingen finden,“ ſagte ſie lauernd.

„Das iſt es eben, Ihre Durchlaucht!“ verſetzte Jean mit einer Verbeugung.

Sie winkte ihm ſeine Entlaſſung zu. Er ſagte, noch ehe er ging:

„Geſtern Abend hat der Poſtbote einen Brief für den Herrn Grafen Erberg mitgebracht, wieder mit dem Stempel Rüdesheim, ſo wie der erſte; aber noch einmal ſo dick.“

Als er fortging, begegnete er Louis, der an Margarita einen Brief von Unica brachte, voll Freude und Freundlichkeit über die Ausſicht des Wiederſehens. Er machte Margarita vollends leichten Herzens. Es war abſcheuliches Wetter; der Sturm warf ſich in einzelnen Stößen brauſend gegen ihre Fenſter, drehte die knarrende Wetterfahne des Thurms und peitſchte den Regen an die Scheiben; aber ſie ſah in die graue Welt hinaus, als ſei ein Frühlingshimmel über ſie ausgeſpannt. Sie ſchüttelte ſich mit dem kleinen egoiſtiſchen Behagen, das Jeder empfindet, der ſich geborgen vor dem Unwetter ſieht, dachte: o welch einem angenehmen Winter geh' ich entgegen! und lief geſchwind zur Bibliothek hinauf, um ſich ein intereſſantes Buch zu holen. Denn ſie war allein. Gräfin Friedrich hatte ihren Mann nicht begleitet, war krank,

oder hatte sich krank melden lassen, weil sie sich bei dem schlechten Wetter allzu unbehaglich in dem Prunkgemach von Ambrach befand.

Severin war in der Bibliothek. Er ging auf und nieder in dem großen Saal und schien auf gut Glück Margarita erwartet zu haben.

„Ah sind Sie da, Herr Severin! rief sie; ich bitte, geben Sie mir doch Robertsons Geschichte von Marie Stuart. Dort oben steht sie."

Er stieg schweigend die Leiter hinauf und herab, und gab ihr die Bücher. Sie wollte auf der Stelle damit fortgehen, und sagte nur noch:

„Es ist ja fürchterlich kalt hier oben! bleiben Sie doch nicht ohne Noth."

Da er keine Sylbe antwortete, sah sie ihn an und rief erschrocken:

„Jesus, was fehlt Ihnen! Sie sehen leichenblaß aus!"

„Ich bin krank," sagte er und lehnte sich an die Wand.

„So bleiben Sie in Ihrem Zimmer! kommen Sie doch gleich herunter."

„Nein! sagte Severin und schüttelte heftig den Kopf, ich bin krank, weil ich trostlos bin."

„Trostlos? sagte sie sanft; und vermuthlich wegen einer Ihrer demokratischen Grillen! haben Sie vielleicht erkannt, daß die agrarischen Gesetze nicht bei uns einzuführen sind?"

„Nein, weil ich erkannt, daß Sie mir Ihre Gnade entzogen haben."

„Erstens ist das ein Irrthum, Herr Severin, erwiderte sie sehr gelassen auf diesen Ausbruch, ich bin für Sie gesinnt, *wie ich es* immer gewesen. Zweitens aber, wenn es kein

Irrthum wäre, ſo wär' es doch nie ein Grund für Sie, um deshalb krank zu werden, ſondern um das zu vermeiden, was mir in Ihrem Betragen hätte mißfallen dürfen. Doch, wie geſagt, davon iſt nicht die Rede. Sie ſind krank; glauben Sie mir, die Luft von Ambrach iſt Ihnen nachtheilig"....—

„Ja, ſeit einiger Zeit."

„Nicht ſeit einiger Zeit, ſondern längſt, ſondern immer, denn Sie ſind unbeſchäftigt. Sagen Sie das dem Fürſten. Sagen Sie ihm, daß Sie durchaus Ihre unterbrochenen Studien auf einer Univerſität fortſetzen müſſen; er wird das einſehen. Ich weiß wol, daß es Ihnen ſchwer fallen wird, dort ohne die Unterſtützung von Ihrem Vater zu leben; doch vielleicht iſt der mit Ihnen zu verſöhnen .... oder vielleicht giebt es Mittel, Ihnen die Exiſtenz zu erleichtern"....—

„Der Fürſt hat mir heute früh, vor zwei Stunden geſagt, daß er mich nothwendig für den ganzen Winter brauche, alſo kann ich nicht auf den Vorſchlag Ew. Durchlaucht eingehen," ſagte Severin eiſig.

„Das bedaure ich ſehr! rief Margarita lebhaft. Indeſſen begreif' ich, daß Sie wünſchen, dem Fürſten eine Gefälligkeit zu erzeigen. Aber bedenken Sie Ihre Zukunft! gehen Sie, wenn wir von Frankfurt zurückkommen"....—

„Dann? und warum grade, wenn Sie zurückkommen?" fragte er mißtrauiſch.

„Mein Gott! weil dann der Fürſt ſelbſt wieder ſeinen Geſchäften vorſtehen wird! rief ſie ein wenig ungeduldig, und ſetzte dann hinzu — Ulrichs Vorſchlag eingedenk —: bis dahin wird ſich Manches arrangiren laſſen, wenn Sie mir nur freie Hand gönnen, für Sie zu ſorgen. Und nicht wahr, das

thun Sie? — Und nun gehen Sie hübſch in Ihr Zimmer. Man erkältet ſich hier!"

Sie warf ihm einen Blick des reinſten Wolwollens, der vorſorglichſten Theilnahme zu, wickelte ſich in ihren Shawl und eilte hinaus.

„Es iſt klar! murmelte Severin, ja, nun iſt es ſonnenklar, daß ich ihr läſtig bin, daß ſie mich fortſchicken will, weil ſie fürchtet, von mir beobachtet zu werden. Ja, beobachten will ich ſie auch! .... doch fortſchicken laß ich mich nicht. Und was war denn das für ein Vorſchlag, daß ſie für mich ſorgen wolle! ſie, die kaum die Mittel hat, beſchränkte Almoſen zu ertheilen! Auf wen rechnet ſie? auf den Fürſten? Bah, der Fürſt! der braucht mich hier! .... O ſie rechnet auf ihn, dem auch daran liegen muß, zwei wachſame Augen zu entfernen. In ſolchen Abgrund der Verderbniß iſt bereits dieſe Frau geſunken, die rein und edel wie Cornelia war — blos, weil ſie vierzehn Tage lang mit einem dieſer verderbten Männer gelebt hat, die alles Große mit Füßen treten und jeden Aufſchwung hemmen mögten, weil ſie fühlen, daß ſie in dem Gebiet nicht Herrſcher ſind. Und ich Thor wähnte gutmüthig, ein Weib aus dieſer Kaſte könne ausnahmsweiſe ein Engel ſein! ... Wie ſie ſo gleichgültig meine Klage über Krankheit anhörte! Oh!"

Verletzte Eitelkeit, die Triebfeder aller Geſinnungen und Handlungen Severins, ſo wie der meiſten jungen Leute, die ſeine Anſichten theilen und auf ſeinen Wegen gehen, machte ihn zu Margaritas bitterſtem Feinde.

Als die Jäger durchnäßt und halb erfroren heimkehrten, ſaß Margarita im Salon an ihrem Stickrahmen, und wieder fiel ihr auf, was ihr in Wildingen beim Billard zuerſt ſo

frappant gewesen war: Ulrichs Anstand. Der Jagdanzug mit der Mütze und den plumpen Stiefeln, die Ermüdung, das Sichgehenlassen unter lauter Männern, geben den heimkehrenden Jägern etwas so Schwerfälliges, so Gewöhnliches — um nicht zu sagen Gemeines — daß man sie leicht mit ihren Büchsenspannern verwechseln kann. Das bemerkte auch Margarita; aber nicht bei Ulrich. Er war gekleidet, wie die Uebrigen, ermüdet und durchnäßt wie sie, Heinrich war ungleich schöner, Fürst Anton selbst hatte eine imposantere Figur; doch in seiner Haltung lag eine solche Unabhängigkeit von seinen Kleidern und seiner ganzen Umgebung, daß Margarita sich unwillkürlich sagen mußte: es gehöre ein unglaublicher fond von innerm Adel dazu, um in dieser ignoblen Aeußerlichkeit nicht entadelt auszusehen. Ihre Wangen waren durch diesen Gedanken, wie durch eine freudige Ueberraschung, rosenroth gefärbt, und Severin, der neben ihr stand, bemerkte es und sagte hämisch:

„Es scheint, als ob Ihre Durchlaucht eine erfreuliche Bemerkung machten."

Margarita fand sein ganzes Benehmen von unbegreiflicher Impertinenz, und der Szene in der Bibliothek eingedenk, antwortete sie sehr kalt:

„Allerdings! ich beobachtete an einigen jener Herren den Vortheil, den gute Manieren ihnen geben. In der gewöhnlichen Umgebung sehen sie anständig aus, wie viel mehr sind sie es in der Gesellschaft."

„Von wem sprichst Du, Margarita?" fragte die Fürstin, die von ihrem Sopha aus und über ihr Strickzeug hinweg gern allen Unterhaltungen folgte.

„Den Graf Erberg und Graf Heinrich," entgegnete Margarita, und erkannte ſich.

„Ich muß ſagen, daß Graf Erberg wie ein vollkommener Edelmann ausſieht," bemerkte Frau von Ringeltingen, die höchſt ſelten irgend eine Aeußerung machte. Sie beſchäftigte ſich nicht, ſie dachte nicht viel — nach einer kurzen Beobachtung werfen ſich ſolche Perſonen auf das Strecken: allein ſie machte eine Ausnahme, ſie ſprach ſehr nie. Wer nicht an ihren beſtändigen Umgang gewöhnt war, erſchrak förmlich, wenn ſie ſich in die Unterhaltung miſchte.

Die Fürſtin, beſtändig eiferſüchtig, wie die von Neid und Geiz verzehrten Gemüther ſind, ſagte ſpitzig: „Es ſcheint, Graf Erberg habe ſich der ganz beſondern Gunſt der Damen von Ringeltingen zu erfreuen."

Frau von Ringeltingen ſchwieg: ſie hatte ihre Meinung geſagt; auf Erklärung oder Vertheidigung derſelben ließ ſie ſich nicht ein. Margarita fand die Aeußerung ihrer Schwiegermutter in Severins Gegenwart ganz unpaſſend; daher ſah ſie ruhig von ihrer Arbeit auf und ſagte:

„Es iſt gewiß keine Gunſt, wenn man die Wahrheit erkennt, und ich denke, meiner Mutter und meine eigene Meinung von Graf Erberg iſt die aller Welt."

Die Fürſtin war verſteinert. Nie hatte Margarita ſonſt auf ähnliche und ziemlich häufige ſpitze Bemerkungen geantwortet; immer hatte ſie ſie fallen laſſen. Plötzlich wagte ſie eine Widerlegung, und ganz unverzagt. Die Fürſtin vergaß zu antworten, denn ſie nahm ſich vor, der Sache auf den Grund zu kommen. Der Eintritt ihres Sohnes machte ihr Verſtummen nicht auffallend, denn Fürſt Anton, noch in ſeinen naſſen Kleidern, ſtürmte zum Ofen, rieb ſich die Hände,

ſchüttelte ſich, trat von einem Fuß auf den andern und rief ununterbrochen:

„Hölliſches Wetter! Regen den ganzen Tag! den ganzen Tag Regen und Sturm! man wird durchnäßt bis auf die Knochen!.... Höllenwetter!“

„Statt hier herum zu toben, ſollteſt Du Dich umkleiden, mein Sohn,“ ſagte die Fürſtin ſehr verdrießlich, weil ſie noch nicht vom Aerger über Margaritas „Impertinenz“ ſich erholt hatte.

Fürſt Anton war unendlich gleichgültig gegen die üble Laune ſeiner Mutter, weil er nicht darunter litt. „Das iſt die Gewohnheit der alten Weiber!“ ſagte er häufig zu Margarita, wenn ſie niedergeſchlagen klagte: „Es iſt ſchwer, den Willen und die Meinung Deiner Mutter zu erkennen.“ — Er behauptete: „Die üble Laune kommt den Frauen mit den Runzeln, und vielleicht wegen derſelben. Man muß von Beiden keine Notiz nehmen und ſie behandeln, als hätten ſie weder Launen noch Runzeln — dann vergeſſen ſie ſelbſt Beides.“ Darum ſagte er jezt gelaſſen:

„Der Rath iſt zu gut, um ihn nicht auf der Stelle zu befolgen,“ und ging hinaus.

Tony rief aus Margaritas Zimmer dringend nach ihrer Mutter wegen einer wichtigen Puppenangelegenheit, und Margarita war froh, dem Ruf zu folgen, denn Severin ſtand ihr noch immer gegenüber und ſah ganz aus, als habe er Luſt, die Exploſion von heute Morgen zu wiederholen. Sie dachte bei ſich ſelbſt: Bin ich denn ſo ſehr unvorſichtig oder leichtſinnig in meinem Benehmen geweſen, um dieſem Menſchen Veranlaſſung zu ſeinen ewigen Ungezogenheiten zu geben! — Er wurde ihr unerträglich und ſie wünſchte ſehn-

lichſt, jeden nähern Verkehr mit ihm aufzuheben und ihn auf jeden Fall im Frühling von Ambrach zu entfernen. Sie ahnte, daß eine thörige Neigung für ſie der eigentliche Grund ſeiner Verſtimmung ſein möge; aber ſie mogte es ſich nicht eingeſtehen — um ſo mehr, da ſie kein Mittel zu ſeiner Entfernung darin ſah, denn ſie hatte nur die unbehagliche Ahnung, und ſelbſt die Gewißheit würde ſie kaum vermogt haben, ihren Mann davon zu benachrichtigen, weil deſſen innere Rohheit ihr Vertrauen weit mehr verſcheuchte, als ſeine äußere Plumpheit. Zwei Dinge ſind nothwendig zu einer glücklichen Ehe: Vertrauen und Aufrichtigkeit von beiden Seiten, aber nothwendig, wie friſche Luft im Zimmer! viel nothwendiger, als Uebereinſtimmung der Neigungen, ꝛc. Die ſind ein angenehmer Luxus — jene tägliches Brot. Man hört wol zuweilen ſagen: gewiſſe Geheimhaltung, oder gar ein kleiner „unſchuldiger Betrug," wie man es nennt, ſei unumgänglich erfoderlich. Das kann wol ſein — für die Ehe; aber ich ſprach von einer glücklichen Ehe.

Margarita dankte ſpäter Ulrich für Unicas Brief und ſagte darauf:

„Wiſſen Sie wol, daß ich mich faſt fürchte, Unica wiederzuſehen, obgleich ihre große Herzlichkeit es mich doch wahrhaft wünſchen läßt! aber wir haben uns ſeit unſrer Penſion nicht geſehen und ſind vermuthlich Beide ſo verändert, daß wir Mühe haben werden, uns zu erkennen."

„Sie ſind Beide in dem glücklichen Alter, wo die Veränderung nur eine Verſchönerung iſt," antwortete Ulrich.

Margarita machte eine kleine ungeduldige Kopfbewegung.

„Finden Sie meine Wahrheit zu ſehr im Styl der Fadaiſen *vorgetragen*?" fragte er.

„Es iſt keine Wahrheit, erwiderte ſie — wenigſtens nicht was die innere Schönheit betrift — wenn durchaus von Schönheit die Rede ſein ſoll. Ich glaube, daß ſowol Unica als ich nicht mehr unſre frühere Unbefangenheit und Aufrichtigkeit beſitzen, daß wir Manches verloren haben, was uns früher gut und liebenswürdig machte, daß ſie wahrſcheinlich auch viel gewonnen und ſich ſehr ausgebildet hat; aber dennoch, daß keine von uns die frühere Unica, die frühere Margarita findet, und daß die neue uns weniger gefallen dürfte, als die alte."

„Ich glaube, Unica hat ſich gar nicht geändert, ſagte Ulrich, wenigſtens nicht ſo lange ich ſie kenne. Sie beſitzt noch all' ihre — ich mögte ſagen ſtolzen Eigenſchaften."

„So? rief Margarita froh; nun, damit iſt ſie vollkommen charakteriſirt! doch wer ſagt mir, ob ich die Alte bin?" — ſetzte ſie traurig hinzu, denn ihr fiel ein, daß ihr Mann ſchwerlich ein ſo bezeichnendes Wort für ſie finden würde.

„Das wird Unica thun, entgegnete Ulrich; aber ich ſehe wirklich nicht ein, weshalb Sie noch grade ſo ſein wollen, wie Sie bei fünfzehn Jahren waren,.... da Sie doch jezt unvergleichlich ſind."

„Weil Unica mich damals ſehr lieb hatte," antwortete Margarita, ohne ſeinen Nachſatz zu beachten.

Ulrich war faſt eiferſüchtig auf den großen Werth, den Margarita auf Unicas Wolwollen legte. Er ſagte ganz ungeduldig: „Mein Gott! iſt denn Unica für Sie ein Tribunal höchſter Inſtanz!"

„Ja, das iſt ſie wirklich! rief Margarita; bedenken Sie, wie fremd, wie unwiſſend, wie ungeſchickt ich im Winter da draußen in der Welt ſein werde, und Sie begreifen dann, wie

wichtig mir Unicas Freundſchaft bei tauſend Dingen ſein muß, von denen ich nichts verſtehe, weil ich ungeübt in ihnen bin, und die ich doch auch gern machen mögte wie andre Leute.“

„O, nicht wie andre Leute! rief Ulrich; thun Sie, was Andre thun — aber auf Ihre eigene Weiſe.“

„Dann bin ich nicht vom bon genre, ſagte ſie munter; das hab' ich bereits von Gräfin Friedrich gelernt und ich habe mir doch vorgenommen, meinen Frankfurter Aufenthalt zu benutzen, um ganz und gar eine Frau vom bel air zu werden.“

„Das gelingt Ihnen nicht; Sie ſind zu natürlich.“

„O, die brutale Natürlichkeit wird zuerſt unterdrückt.“

„Und was hoffen Sie denn zu gewinnen, nachdem Sie ſich von dieſer himmliſchen Grazie losgeſagt?“

„Nun, z. B. Geduld, um all Ihre Fadaiſen ruhig anzuhören,“ ſagte ſie mit einem allerliebſten ſpottenden Ausdruck.

„Vielleicht beſitzen Sie mehr Talent dafür, als ich geglaubt, entgegnete Ulrich, denn ich entdecke ſo eben, daß Sie im Stande ſind, ſich über die Aufrichtigkeit luſtig zu machen.“ — Im Stillen dachte er: Heiter — iſt ſie doch ganz und gar bezaubernd; aber traurig ebenfalls... und ruhig nun vollends!... ach, immer! grade wie Meluſine und dennoch ſo anders. — — Das Herz wurde ihm ſchwer, denn der Glanz der Gegenwart kämpfte darin mit den Schatten der Vergangenheit und mit den Nebeln der Zukunft. Er ſtellte noch nicht Margaritas Bild wie eine Siegesfahne über den Ruinen auf.

Am andern Morgen fühlte ſich Ulrich nicht ganz wol und ließ daher dem Fürſten ſagen, er könne die Jagd nicht *mitmachen*. Fürſt Anton kam ſogleich herauf.

„Armer alter Junge! rief er; das iſt ja wirklich recht übel, denn was fang' ich mit Dir an? Du wirſt umkommen vor Langeweile."

„Nicht doch! entgegnete Ulrich, vor der Hand verhalte ich mich ein Paar Stunden ganz ruhig, vielleicht vergehen die Kopfſchmerzen; und iſt das der Fall, ſo werd' ich die Fürſtin Margarita um Erlaubniß bitten, ihr einen Beſuch machen zu dürfen — wenn Du meinſt, daß ich ſie nicht ſtöre."

„Stören? Gott bewahre! worin ſollteſt Du ſie ſtören? ſie hat nichts in der Welt zu thun, meine Frau! ſie kann Dich unterhalten. Ich ſage ihr ſogleich, Du würdeſt unten frühſtücken."

„Ums Himmels willen! rief Ulrich erſchrocken, ich werde ihr läſtig ſein! glaube mir, die Frauen mögen nicht in ihren kleinen gewohnten Beſchäftigungen geſtört werden, wenn die auch noch ſo geringfügig ſind. Aber..... Du kannſt mir vielleicht Severins Geſellſchaft verſchaffen."

„Das kann ich! aber Severin iſt ſeit einiger Zeit ſcheu und wild wie ein Wolf. Mit mir und meiner Familie allein, war er bereits etwas gezähmt, denn mir fühlt er ſich verpflichtet, mein ehrliches treuherziges Benehmen ſtößt ihn nicht ab, Margarita iſt gut gegen ihn, wie gegen alle Welt; aber nun ſeid Ihr gekommen, Du und die Wildinger, mit Eurem kühlen gemeſſnen Betragen, lauter Grafen, der Heinrich gar aus dem Faubourg St. Germain — das bewirkt vermuthlich eine wüthende demagogiſche Reaction in ihm, und Du wirſt ſchwerlich eine Unterhaltung bei ihm finden."

„Hat er nicht Luſt, mich zu beſuchen, lieber Thierſtein, ſo plag' ihn nicht, ſagte Ulrich; es war ein Einfall! Du aber geh' jezt; es iſt Zeit, die Jagd erwartet Dich."

„Leb' wol, mein Alter! d. h. werde geſund!“ ſagte Fürſt Anton, ſchüttelte Ulrichs Hand und verließ das Zimmer.

Nach ungefähr zehn Minuten ward angeklopft, und Ulrich konnte eine freudige Regung nicht unterdrücken, er glaubte, es ſei eine Botſchaft von Margarita. Statt deſſen trat Severin ein, den er völlig vergeſſen hatte, und der mit einer ſteifen Verbeugung ſagte:

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht, Herr Graf.“

„Ihre Geſellſchaft hab' ich gewünſcht, Herr Severin,“ erwiderte Ulrich, der auf ſeinen Vorſatz zurückkam, wo möglich etwas von Severins Ausſichten für die Zukunft zu erfahren, um ihn vielleicht bald aus Margaritas Nähe zu entfernen. „Ich bin nicht ganz wol und rechne auf Ihre Nachſicht mit einem Kranken, wenn der Fürſt Thierſtein Sie meinetwegen ſollte geſtört haben.“

Severin verbeugte ſich ſteif und ſtumm.

„Denn Sie ſind sauvage, fuhr Ulrich nach einer kleinen Pauſe fort, Sie vermeiden die Geſellſchaft, Sie ſind ſelten mehr Abends gegenwärtig“.... —

„Ich glaubte mich nicht ſo ſcharf beobachtet,“ unterbrach Severin ſchneidend.

„O mein Gott, nein! ſagte Ulrich nachläſſig; Beobachtung iſt für andere Gegenſtände. Aber wo ein Dutzend Menſchen beiſammen ſind, da bemerkt Einer des Andern Thun und Treiben; er ſucht es nicht, es drängt ſich ihm auf. Geht es Ihnen nicht ſo?“

„Nein, Herr Graf,“ ſagte Severin trocken.

„Dann müſſen Sie ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſein oder irgend eine dominirende Idee haben,“ erwiderte Ulrich lächelnd.

„Und wenn ich eine ſolche hätte?“

„Das wäre ſehr glücklich für Sie — oder ſehr unglücklich.“

„Glücklich! denn ſie weiſt mich auf einen beſtimmten Pfad.“

„Das genügt nicht zum Glück. Wir müſſen zuvor den Pfad erkannt, geprüft und gewählt haben.“

„Ich glaube, wir ſuchen uns ſpäter zu überreden, wir hätten den Pfad aus hundert andern herausgewählt. In dem Augenblick, wo wir ihn betreten, ſind wir unter der Macht der Umſtände, der Schickſale, der Leidenſchaften.“

„Richtig! darum eben ſagte ich, die Herrſchaft einer Idee könne auch eben ſo gut ſehr unglücklich machen.“

„Kaum! wenn ſie uns wirklich beherrſcht, ſo giebt ſie uns Kraft, Nahrung und Schwung, und man wird nicht unglücklich durch Begeiſterung.“

„Nein, aber durch Fanatismus.“

„Und was unterſcheidet beide?“ fragte Severin achſelzuckend.

„Reinheit der Geſinnung.“

„Welche Goldwage vermag ſie unparteiiſch zu prüfen!“

„Für die Maſſen oder für den Einzelnen, der ſich über die Maſſen erhebt — die der Geſchichte. Für uns Uebrige giebt es auf der Erde keine andre, als unſer Gewiſſen.“

„Die Leidenſchaften beſtechen es.“

„Nein! ſie verſuchen es unabläſſig, doch es gelingt ihnen nicht; darum fühlen wir uns ſo oft elend. In den Momenten, wo ſie mit dem Gewiſſen parlamentiren, bilden wir uns ein, nun hätten wir gewonnenes Spiel, nun brauchten wir nicht mehr zu kämpfen oder zu leiden. Hat die Unterhand-

lung aufgehört, so sehen wir ein, daß wir miserabel waren, sie anzuknüpfen; das Bewußtsein macht uns elend."

„Ich bin zu stolz, um eine so geringe Dosis von Selbstachtung an mir oder an Andern bewundern zu können," sprach Severin verächtlich.

„Herr Severin! entgegnete Ulrich sehr ruhig und sehr ernst: jeder Mensch, der gegen sich selbst aufrichtig zu Werke geht, hat Momente, in denen er sich tief verachtet."

„Bis jezt sind sie mir erspart worden."

„So nehmen Sie sich in Acht, sagte Ulrich scherzend, Sie kennen das alte Sprichwort vom Hochmuth, und wenn man so jung ist wie Sie, hat man die größte Lust von der Welt, hochmüthig zu sein."

Severin glaubte überall eine Beleidigung oder Kränkung heraushören zu müssen, und rief wiederum ganz gereizt: „Herr Graf, wenn ich eine Zurechtweisung verdient oder verlangt habe, so nehme ich sie mit Dank an, sonst nicht."

„Herr Severin, entgegnete Ulrich erstaunt, aber freundlich, meine Stimme muß durch mein Schnupfenfieber heiser worden sein — sonst würden Sie dem Ton derselben angehört haben, daß ich nicht im Entferntesten einen so seltsamen, in jeder Hinsicht unpassenden Einfall haben konnte."

Severin wüthete innerlich über sein eignes ungeschicktes Benehmen, das ihn in Ulrichs Augen lächerlich machen mußte. Er beschloß, sich dermaßen zusammen zu nehmen, daß Ulrich keinen äußern Vortheil über ihn erlangen sollte. Da ward geklopft, Johann trat ein und sagte, es würde der Fürstin sehr lieb sein, wenn Graf Erberg sich wol genug befände, um bei ihr zu frühstücken. Ulrich fragte nach der Stunde; Johann sagte, um zehn Uhr. Vorbei war es mit Severins

Faſſung! Ohne ein Wort zu ſagen, noch anzuhören, ſtand er blitzſchnell auf, und verließ früher noch als Johann das Zimmer. — Das iſt umſonſt! dachte Ulrich; mit ſolchen Menſchen iſt nichts anzufangen! und am Ende .... was fürchte ich denn für ſie? jezt vollends, da ſie nach Frankfurt kommt? — Er meinte unwillkürlich, in ſeiner Nähe ſei Margarita ſicher vor allen Unbilden.

Um die beſtimmte Stunde ging er zu ihr. Sein Kopfſchmerz hatte ſich nicht verringert, er ſah noch blaſſer als gewöhnlich, und ſehr angegriffen aus. Nervenreizbar, wie er war, pflegte er in ſolchem Zuſtand Niemand zu ſehen; aber Margarita konnte unmöglich einen andern Eindruck, als einen wolthätigen machen! Ihre ſchönen Augen ſahen ihn ſo theilnehmend und aufmerkſam an, ihre ſanfte Stimme klang ſo beſchwichtigend, ihr Gang und all' ihre Bewegungen waren ſo weich und leiſe, daß ihre Nähe ihn ebenſo beruhigte, wie die andrer Perſonen ihn aufzuregen pflegte. Der Schmerz hörte nicht auf, aber von Minute zu Minute hofte Ulrich, er werde abnehmen, während ihm ſonſt in Andrer Gegenwart beſtändig vorkam, er nehme zu. Sie ſprachen von gleichgültigen Dingen, d. h. von Aeußerlichkeiten. Ulrich vermied, tiefer zu gehen. Er war in einer Stimmung, die ihm nicht die gewohnte Beherrſchung geſtattete; er fürchtete, zu einem Wort hingeriſſen zu werden, das wie ein Blitzſtral zwiſchen ihm und Margarita eine Kluft reißen könne. Sie fügte ſich ſo ganz der Richtung, die er andeutete, daß er ſich heimlich fragte, ob es Indolenz oder Verſtändniß ſei. Aber ihr Auge und ſein Herz widerſprachen der Indolenz. Ein Paar Stunden vergingen ſo, ganz ſtill, ganz friedlich; Margarita ſaß neben ihm auf dem Sopha und arbeitete an einer zierlichen

Stickerei; Tony trieb ihre ſtillen Spiele, kam zuweilen zu ihrer Mutter geſchlichen und küßte deren Hand oder Schulter, und immer erwiderte Margarita die Liebkoſung durch tauſend andere.

„Liebe Tony! rief Ulrich auf einmal, komm' doch auch zu mir!"

Kinder wiſſen inſtinktmäßig, wer ſie lieb hat, wer nicht. Tony hatte ſchon längſt mit Ulrich Freundſchaft geſchloſſen, die darin beſtand, daß ſie fröhlich zu ihm ging, wenn er ſie rief. Weiter aber hatte er es nicht gebracht bei dem zarten, ſcheuen Kinde, das von ſelbſt zu Niemand, als zur Mutter ging. Ulrich nahm ſie auf den Schooß und ſtreichelte zärtlich ihre ſeidenweichen Locken. Er dachte an Hulderich, an jenen Moment, wo er den Knaben auf dem Arm gehabt und ſeitdem nicht wiedergeſehen. Ein Meer von Wünſchen, von Schmerzen, von Sehnſucht flutete durch ſeine Seele. Er lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen; da ſah Margarita zu ihm auf. Doch geſchwind blickte ſie fort, denn ſie ward gewahr, daß ſeine geſchloſſenen Wimpern zwei Thränen zerdrückten.

„Mögteſt Du nicht ſpazieren gehen, Tony? ſagte ſie mit etwas zitternder Stimme; die Sonne ſcheint ſo freundlich; und es würde Ihnen vielleicht wolthätig ſein, Graf Erberg" — ſetzte ſie hinzu, ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Sie ſind barmherzig, wie ein Engel! entgegnete Ulrich, der ſich gefaßt hatte. Ich verdiene, fortgeſchickt zu werden, denn ich bin krank und langweile Sie tödtlich, und ſtatt deſſen ſinnen Sie auf Linderungsmittel. Ich glaube ſelbſt, ein *Spaziergang* würde mir gut thun."

„So wollen wir gehen," ſagte ſie freundlich, ging aus dem Salon in ihr Zimmer, nahm Hut und Shawl und ſetzte hinzu: „Darf ich bitten, Graf! hier durch."

„Denn Tony war ſchon aus dieſem Zimmer auf die Thurmtreppe voran geeilt. — Ulrich war nie in Margaritas Zimmer geweſen, weil es nie geöfnet war.

„O! rief er eintretend, welche Freude machen Sie mir! erlauben Sie mir, mich hier ein wenig umzuſehen! das Zimmer einer Perſon iſt, ſo zu ſagen, das Vorzimmer ihrer Seele."

„Welch ein ſchwülſtiger Ausdruck!" rief Margarita lachend.

„Ich weiß mich wirklich nicht ſimpler auszudrücken, behauptete Ulrich, denn Gewohnheiten und Beſchäftigungen und Liebhabereien, die aus unſern Neigungen entſpringen und mit unſern Gemüthszuſtänden übereinſtimmen, drücken dem Gemach ein beſtimmtes Gepräge auf, das zu manchen Schlüſſen führen kann. Ich kenne eine Frau, in deren Zimmer ihr ganzer prächtiger Schmuck zur Schau liegt, in einem eleganten, mit einer Glasſcheibe bedeckten Tiſch; während durch das Zimmer eine graue Leinwand gelegt iſt, damit man wiſſe, daß das Parquet zu koſtbar für den täglichen Gebrauch iſt."

„Dergleichen Köſtlichkeiten finden Sie nicht bei mir," ſprach Margarita.

„Gottlob nein! und auch nicht die Kleinlichkeiten!" rief Ulrich.

Das Zimmer war von der alleräußerſten Einfachheit. Eine weiße, mit bunten Blumen beſtreute Tapete, Fenſtervorhänge und Meublebezug von genau dazu paſſendem Zitz, ein

ähnlicher Teppich, ein Schreibtiſch und davor ein Lehnſtuhl in Tapiſſerie genäht in einem Fenſter; in dem andern ein Tiſch mit Zeichengeräth, zwei Chiffonieren, ein Bücherſchrank, auf einem Tiſch ein großer Korb von indiſchem Rohr mit Wolle und Stramin; Tony's vollſtändiges Etabliſſement mit Sopha, Schrank und Tiſch, ihrer Größe angemeſſen; — dies Alles ordentlich, aber keineswegs geordnet, und der helle Sonnenſchein dazu; es war unmöglich, dies Gemach zu betreten, ohne friedlich und freundlich geſtimmt zu werden.

„Hier iſt gut wohnen!" ſagte Ulrich. Er trat an den Bücherſchrank und las die Titel der Bücher durch die Scheiben; lauter ſchöne, edle Bücher; viel Dichter, alle Werke der Staël und Chateaubriands, außerdem weder deutſche noch franzöſiſche Romane.

„Bücher ſind meine Liebhaberei, ſprach Margarita während der Zeit. Zu meinem Geburtstag und zum Weihnachtsfeſt ſchenkt mir mein Mann immer ein oder das andere Werk. So complettire ich allmälig die obere Bibliothek, die nur Werke der beiden letzten Jahrhunderte enthält."

Ulrich ging zum Schreibtiſch, auf dem mehre Bücher und Portefeuilles lagen.

„Wer die durchblättern dürfte!" ſagte er.

„Würde ſich langweilen," entgegnete Margarita. Es ſind Auszüge und Bemerkungen, faſt immer meine Lektüren betreffend, um mein Gedächtniß und mein Urtheil zu üben."

„Sie zeichnen auch?" fragte Ulrich, als er auf dem Zeichentiſch eine friſche Aſter und eine halbvollendete Aquarellzeichnung fand.

„Ich verſuche, die Natur nachzuahmen; gelernt hab' ich es nicht, und Sie ſehen es wol dem Dinge an."

„Es iſt bewundernswerth, wie Sie Sich zu beſchäftigen verſtehen.“

„Wie ſoll man es ſonſt anfangen, um der Langenweile zu entgehen?“

„Da haben Sie freilich recht!... allein es gehört ſeltne Kraft und Stille des Gemüths dazu, um nicht all' dieſe Beſchäftigungen ſelbſt langweilig zu finden.“

„Sagen Sie lieber: ein Zweck. Was ich treiben möge, gewinnt Reiz und Sporn durch den Gedanken an Tony, und durch die Hofnung, ſie reich und ſchön auszubilden.“

„Und ſo langweilen Sie Sich wirklich nie?“

„Wenn ich allein bin — nie!“ ſagte ſie unbefangen; aber hinterher erröthete ſie.

„Soll das heißen: z. B. jezt? fragte Ulrich, der doch ihre wahre Meinung ſehr gut verſtanden hatte. Sie müſſen immer, und heute ganz beſondre Nachſicht mit mir haben. Ich bin nervos; vorhin ganz abgeſpannt, jezt ganz wol.“

„Wirklich?“ fragte ſie zweifelnd.

„Ganz gewiß! ſagte er, und es verhielt ſich in der That ſo; — hier iſt die Luft anders, weicher, wärmer, heller“.... —

„Das macht die himmliſche Sonne!“ rief ſie ans Fenſter tretend; wo er vor dem Zeichentiſch ſaß und ihre angefangene Aſter mit ein Paar Pinſelſtrichen corrigirte und dann fertig machte. „Ah! ſagte ſie; ſo kommt man hinter Ihre Talente.“

„Sie ſind eingeſchlummert,“ erwiderte er.

„Nun, ſo wecken Sie ſie auf.“

„Das kann ich nicht! eine fremde Hand muß es thun. Um ſie zu üben, blos der Uebung wegen — dazu müßten ſie

von andrer Ordnung ſein! winzig wie ſie nun eben ſind, bedarf ich, wie Sie, eines Zweckes, um ſie zu cultiviren — und der fehlt mir." — Er legte den Pinſel fort.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen?" fragte ſie, mehr durch ſeinen Ton als durch ſeine Worte beklemmt.

„O! rief er aufſpringend, wiſſen Sie denn nicht, daß es etwas ſehr Wehmüthiges hat, eine Stätte zu verlaſſen, die man nie wieder betreten wird!.... und nun vollends eine ſolche Stätte!"

„Das wird nicht der Fall ſein, ſagte Margarita, Sie werden im nächſten Sommer wiederkommen — und mit Unica, nicht wahr?"

„Nein, o nein!" ſagte er langſam und traurig, lehnte ſich an den Tiſch und betrachtete noch einmal das ganze Zimmer.

Margarita verſtummte und wurde zum erſten Mal in ihrem Leben marmorbleich; denn ſie hörte in ihrem Herzen ganz deutlich zwei Stimmen, von denen die eine ſagte: Er liebt dich! — und die andre: Wahnſinniger Gedanke! — Sie hörte es ſo deutlich, daß ſie ſich angſtvoll umſah, ob ihr nicht Jemand die Worte ins Ohr flüſtere. Ulrich bemerkte dieſe Bewegung und glaubte, ſie fürchte eine Unterbrechung von außen dieſes ſchweigſamen tête-à-tête.

„Sie befehlen zu gehen?" fragte er und bot ihr den Arm. Sie nahm ihn, immer unter der Herrſchaft ihrer Gedanken.

Sie gingen. Auf der dritten Stufe ſagte Ulrich:

„Gnädige Fürſtin, Sie ſind ohne Hut und Shawl."

„Mein Gott, welche Zerſtreutheit!" rief Margarita heftig *erröthend* und eilte zurück. Während Ulrichs Aufenthalt in

ihrem Zimmer hatte ſie Hut und Shawl wieder abgenommen und jezt — vergeſſen. Als ſie zurückkehrte, wollte er ihr abermals den Arm geben, aber ſie ſagte:

„Die Treppe iſt zu ſchmal, gehen Sie nur voran.“

So ging er rückwärts herunter mit der äußerſten Langſamkeit, und Margarita ging drei Stufen über ihm. Wie aus dem Himmel ſtieg ſie für ihn herab! auf ihrem weichen durchſichtigen Antlitz lag wirklich noch der Abglanz einer himmliſchen Heimat. Die leichtgeöfneten friſchen Lippen, die großen ruhig glänzenden Augen, die reine Stirn — Alles hatte den Ausdruck, den die Maler ihren Engelsköpfen geben; aber es war überhaucht mit einem gedankenvollen Schleier, der keinem einzelnen Zug, ſondern ihrer Seele angehörte. Ihre kleine Hand lag auf dem Treppengeländer, mit der andern hielt ſie ihren Shawl und ihre Handſchuh, die ſie noch nicht Zeit gehabt anzuziehen. Ihr ſchmaler leichter Fuß blickte aus dem Saum des Kleides hervor, indem ſie herabſtieg. Ulrich beſann ſich, ob er ihr nicht ſeine Hand ſtatt der harten ſchmalen Steinſtufen anbieten ſolle, oder vor ihr hinknien und ſie anbeten, oder ſie in ſeine Arme ſchließen und ihr ſeine Liebe geſtehen, oder wenigſtens ihr Händchen küſſen, das ſo leicht auf dem Geländer fortglitt. Aber er that nichts von dem Allen! er wagte es nicht. Er wußte, daß nur die Liebe dergleichen verzeiht, weil ſie dazu auffodert, und Margaritas Liebe war ihm noch etwas ſo Fernes, ſo ganz Undenkbares, daß das geringſte Zeichen ihrer Theilnahme ihm ein mirakulöſes Glück ſchien.

„Warum ſchütteln Sie verneinend den Kopf, Graf Erberg?“ fragte Margarita, um irgend etwas zu ſagen und das

Schweigen zu unterbrechen, das nur zwiſchen zwei vertrauten Menſchen nicht peinlich iſt.

Ulrich war ganz verlegen, nicht ſowol über die Frage, als weil er aus derſelben erkannte, wie völlig er aus ſeiner gewohnten Haltung und Beherrſchung herausgetreten ſei. „Mir iſt noch immer nicht ganz wol, ſagte er, ich mögte eine gewaltſame Bewegung haben, ſpringen, ſchwimmen, um das Unbehagen los zu werden, das bergeſchwer auf mir liegt.“

„Iſt Ihnen oft ſo zu Muth?“ fragte Margarita.

„So wie jezt? o nein! ſehr ſelten.“

Es war immer etwas in ſeinem Ton, das ſie verſtummen machte! Ulrich verſuchte abermals, ihr ſeinen Arm zu bieten, doch ſie lehnte es ſchweigend ab und ſie gingen neben einander durch die langen, kahlen, wüſten Gänge des Gartens. Zu ſeinem höchſten Erſtaunen hielten ſie zuſammen Schritt, als hätten ſie ſich darauf eingeübt. Er ging etwas langſamer, doch Margarita bemerkte es nicht und ging fort; ſo ſah er denn, daß ſein gewohnter Schritt auch der ihre war. Er beſann ſich, wo er einen ähnlichen raſchen gleitenden Gang ohne Kniebewegung und eine ähnliche ſchwebende Haltung geſehen. Zum erſten Mal gab er ſich nicht die Antwort: bei Meluſinen! — ſondern: auf etruriſchen Vaſen. — Aber ich muß wahrhaftig irgend etwas ſagen! ermahnte er ſich ſelbſt, und nie war ihm die Converſation ſo ſchwer geworden. Endlich fragte er, was ſie für Lehrmeiſter in Frankfurt zu haben wünſche, und Beide ganz froh, einen ſo gleichgültigen Gegenſtand gefunden zu haben, beſprachen ihn mit dem höchſten Eifer und machten ab, daß Margarita mit Ida zuſammen ihre Studien treiben könne.

Als Fürst Anton heimkehrte, war er sehr erfreut, Ulrich ganz hergestellt zu finden, und Graf Friedrich lud ihn ein, wieder übermorgen eine Jagd in Wildingen mitzumachen. Aber Ulrich dankte ihm und erklärte, morgen Abend reisen zu müssen. Der Fürst wollte es nicht zugeben, allein er beharrte. Margarita sah ihn ganz erstaunt an, doch ohne etwas zu sagen. Sie sah wol ein, daß er nicht beständig in Ambrach bleiben könne, dennoch that seine Abreise ihr weh, und sie war den ganzen Abend stiller als gewöhnlich. Am andern Morgen fuhr Graf Friedrich mit Heinrich fort. Margarita stand im Fenster, blickte den Abreisenden nach und sagte zu Ulrich:

„Es wird recht einsam in Ambrach werden."

„Nicht einsamer als gewöhnlich, mein gutes Kind," antwortete ihr Mann und klopfte sie in seiner plumpen Weise auf die Schulter.

Ulrich hatte von Anfang an einen Widerwillen gegen diese Manier gehabt, jezt litt er darunter, und nie war ihm Fürst Anton so brutal, so drückend, so unerträglich im vertrauten Umgang vorgekommen. Er begriff nicht — was doch die meisten Männer sehr schnell begreifen — wie man eine Frau unter vier Augen rücksichtslos genug behandeln könne, um zu vergessen, wenn man nicht mehr unter vier Augen mit ihr ist.

„Sie kommen bald nach Frankfurt," sagte er tröstend zu Margarita.

„Nun, so sehr bald doch eben nicht," sagte Fürst Anton.

„Zum Weihnachtsfest doch, wie ich hoffe?"

„Nein, mein Junge, gewiß nicht!"

„Aber zum neuen Jahr?"

„Ich glaube kaum, mein Alter! heute iſt ſchon der ſechste November.“

„Und was thut das? lieber Thierſtein, gieb mir Dein Wort, zum neuen Jahr zu kommen, ich bitte Dich! Ich bin etwas abergläubiſch ... lächle wie du willſt! aber ich bin es nun einmal und ich bilde mir ein, es wird mir Glück bringen, wenn ich auf dieſe Weiſe das neue Jahr beginne. Warum ſollte das Glück nicht von etwas Ungewohntem, Ungehoftem abhängen, oder damit im geheimnißvollen Zuſammenhang ſein?“

„Ah, Du biſt abergläubiſch! ſagte der Fürſt mit überlegenem Lächeln; Du hältſt auf gewiſſe Zeichen, auf gewiſſe Tage? .... Seltſam! ich habe das nie begreifen können! mir däucht, ein Tag iſt ſo gut wie der andre.“

„Freilich — für den ſtarken Geiſt! .... allein der Aberglaube raiſonnirt nicht, und ich habe Dir ja auch völlig freie Hand gelaſſen, mich auszulachen — vorausgeſetzt, daß Du meine Bitte erfüllſt.“

„Aber was haſt Du denn vor am erſten Januar?“ fragte der Fürſt mißtrauiſch.

„Nichts in der Welt! entgegnete Ulrich lachend; ich will dann weder einen Handel abſchließen noch in die Lotterie ſetzen, ſondern nur eine neue Aera beginnen.“

„Eine neue Aera!“ ſagte der Fürſt mißbilligend.

„Du tadelſt ganz umſonſt meinen lieben Aberglauben und meine lieben großen Worte, ſagte Ulrich, ohne ſich ſtören zu laſſen; hat man dergleichen Liebhabereien, ſo hält man ſie feſt und mir ſcheint, daß Du mich nur zu decontenanciren ſuchſt, um mich von meiner Bitte abzulenken.“

Fürſt Anton hatte nicht daran gedacht; allein er that ſo und ſagte: „Ich ſehe ein, daß es nicht möglich iſt! vielleicht ſollt' ich Dich nicht in Deinem Aberglauben beſtärken; indeſſen ſei es drum! am einundbreißigſten Dezember ſind wir in Frankfurt, mein Wort darauf!"

„O wie freue ich mich!" rief Margarita.

„Wozu denn eigentlich?" fragte ihr Mann.

„Wie kann ich das wiſſen? entgegnete ſie; vor der Hand zu Allem!.... ich meine zu Allem, was mir neu ſein wird" — ſetzte ſie verbeſſernd hinzu.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du ſo kindiſch wäreſt, Ita!" ſagte der Fürſt vornehm.

Aber Margarita war zu froh, um ſich über dieſen Ausſpruch zu betrüben.

Der Eintritt der Fürſtin gab dem Geſpräch eine andre Wendung. Sie hatte am Morgen eine ungewöhnlich lange Conferenz mit Jean gehabt; ſie hatte ihm früher aufgetragen, den Louis geſchickt auszuforſchen, ob Graf Erberg glücklich verheirathet ſei ꝛc., und er hatte ihr einen Bericht abgeſtattet, der ſeines Lakonismus wegen den weitläuftigſten Commentar zuließ. Louis beſaß die Haupteigenſchaft eines guten Kammerdieners: Impertinenz gegen Andere und unverbrüchliche Verſchwiegenheit in Allem, was ſeinen Herrn betraf. Nachdem Jean ſeine Fragen gedreht und gewendet hatte, war Louis kurze Antwort geweſen:

„Die Herrſchaften leben mit einander wie die Engel im Himmel! das wollen Sie ja wol wiſſen?" — Und darauf war er fortgegangen. Die Fürſtin ergoß ſich in Vorwürfen über Jeans Ungeſchicklichkeit im Ausfragen; er behauptete

„Ich glaube kaum, mein Alter! heute ist schon der sechste November."

„Und was thut das? lieber Thierstein, gieb mir Dein Wort, zum neuen Jahr zu kommen, ich bitte Dich! Ich bin etwas abergläubisch ... lächle wie du willst! aber ich bin es nun einmal und ich bilde mir ein, es wird mir Glück bringen, wenn ich auf diese Weise das neue Jahr beginne. Warum sollte das Glück nicht von etwas Ungewohntem, Ungehofftem abhängen, oder damit im geheimnißvollen Zusammenhang sein?"

„Ah, Du bist abergläubisch! sagte der Fürst mit überlegenem Lächeln; Du hältst auf gewisse Zeichen, auf gewisse Tage? .... Seltsam! ich habe das nie begreifen können! mir däucht, ein Tag ist so gut wie der andre."

„Freilich — für den starken Geist! .... allein der Aberglaube raisonnirt nicht, und ich habe Dir ja auch völlig freie Hand gelassen, mich auszulachen — vorausgesetzt, daß Du meine Bitte erfüllst."

„Aber was hast Du denn vor am ersten January?" der Fürst mißtrauisch.

„Nichts in der Welt! entgegnete Ulrich lachend, dann weder einen Handel abschließen noch in die sondern nur eine neue Aera beginnen."

„Eine neue Aera!" sagte der Fürst mi

„Du tadelst ganz umsonst meinen lie meine lieben großen Worte, sagte Ulri lassen; hat man dergleichen Liebhaberei und mir scheint, daß Du mich nur um mich von meiner Bitte abzul

hingegen, der Louis sei taub und stumm in diesem Punkt, und sie bedauerte schließlich, keine Gelegenheit zu haben, um selbst es zu erproben. Sie hatte über Jean den ungeheuren Vortheil, daß sie gradezu fragte, dadurch oft die Menschen in Verlegenheit setzte und ihnen eine unbesonnene oder wahre Aeußerung entlockte, die sie lieber verschwiegen haben würden. Sie dachte: da es bei dem Diener nicht geht, so muß ich doch bei dem Herrn selbst versuchen! vielleicht bekomm' ich es heraus, ob er daran gewöhnt ist, seiner Frau ein X für ein U zu machen.... und dann nehme sich Margarita in Acht! — —

Sie begann mit kleinen Cajolerien für Ulrich: wie sie sich freue, daß er den letzten Tag mit ihnen en famille zubringe, welch Vergnügen sie sich für „ihre Kinder" von dem Aufenthalt in seinem Hause verspreche. Endlich sagte sie:

„Sie sollten uns aber Ihre Frau Gemalin recht genau beschreiben! es würde mein Interesse erhöhen, wenn ich sie mir leiblich und geistig vorstellen könnte."

„Wie sehr muß ich meine Ungeschicklichkeit bedauern, da sie mich um das Glück bringt, Ihnen einen Gegenstand vorzuführen, der Ihrer Theilnahme würdig ist, gnädige Fürstin, entgegnete Ulrich. Aber es ist mir unmöglich, die Personen zu beschreiben, die mir am nächsten sind und mit denen ich stündlich lebe."

„Aus Delicatesse vermuthlich? Sie fürchten, Ihr Lob würde übertrieben klingen oder dafür gehalten werden?"

„Lob, wenn es aufrichtig ist und wahrhaft aus dem Herzen strömt, klingt nie übertrieben, gnädige Fürstin. Ich kann nicht beschreiben, was ich nicht beurtheilen kann, und ich kann wirklich einen Charakter, mit dem ich mich aus Nei-

gung, Pflicht und Gewohnheit identifizirt habe, ebenso wenig scharf und klar beurtheilen, als meinen eigenen."

„Nun denn, Ihre Frau Schwiegermutter? denn ich darf gewiß voraussetzen, daß sich ein Schwiegersohn mit deren Charakter nicht vollkommen identifizirt habe," sagte die Fürstin mit einer schalkhaft sein sollenden Miene.

„Von der kann ich nur sagen, daß sie die liebenswürdigste Schwiegermutter ist."

„Aha! sagte die Fürstin mit demselben Ausdruck, das soll wol heißen, sie protegirt den Herrn Schwiegersohn gegen das eigene Töchterchen."

„Sie hat allerdings große Nachsicht mit mir und Gelegenheit, dieselbe immer zu üben, gnädigste Fürstin. Indessen hoffe ich, daß Sie meiner Meinung sein werden, wie auch meine Schwiegermutter es ist: in der Ehe ist für beide Theile jede Protektion einer dritten Person gefährlich, weil sie einen Mangel an Gleichgewicht erzeugt, indem sie sich bemüht, ihm abzuhelfen."

Glatt wie ein Aal! dachte die Fürstin. Laut sagte sie: „Und Sie haben ja auch noch eine kleine Nichte im Hause, die Sie erziehen — nicht wahr?"

„Nein! rief Ulrich lachend; dies Talent hab' ich mir nicht zugetraut und meine Schwiegermutter hat es auch nicht gethan — trotz ihrer Nachsicht mit mir! Sie selbst hat die Erziehung der kleinen Ida gemacht, die übrigens meine Cousine und gar nicht mehr klein, sondern ein hübsches junges Mädchen ist."

„Aber Sie leben beständig Alle zusammen?"

hingegen, der Louis sei taub und stumm in diesem Punkt, un
sie bedauerte schließlich, keine Gelegenheit zu haben, um sei
es zu erproben. Sie hatte über Jean den ungeheuren Ve
theil, daß sie gradezu fragte, dadurch oft die Menschen
Verlegenheit setzte und ihnen eine unbesonnene oder wa
Aeußerung entlockte, die sie lieber verschwiegen haben würd
Sie dachte: da es bei dem Diener nicht geht, so muß ich d
bei dem Herrn selbst versuchen! vielleicht bekomm' ich es
aus, ob er daran gewöhnt ist, seiner Frau ein X für ein
zu machen ....und dann nehme sich Margarita in Acht! —

Sie begann mit kleinen Cajolerien für Ulrich: wie sie
freue, daß er den letzten Tag mit ihnen en famille zubrin
welch Vergnügen sie sich für „ihre Kinder" von dem Aufe
halt in seinem Hause verspreche. Endlich sagte sie:

„Sie sollten uns aber Ihre Frau Gemalin recht gen
beschreiben! es würde mein Interesse erhöhen, wenn ich
mir leiblich und geistig vorstellen könnte."

„Wie sehr muß ich meine Ungeschicklichkeit bedauern, d
sie mich um das Glück bringt, Ihnen einen Gegenstand vo
zuführen, der Ihrer Theilnahme würdig ist, gnädige Fürst
entgegnete Ulrich. Aber es ist mir unmöglich, die Verse
zu beschreiben, die mir am nächsten sind und mit denen
stündlich lebe."

„Aus Delicate
würde übertrieben
Lob, w

zerflattern würde; das beruhigt mich" — sprach Ulrich, halb zu Margarita gewendet.

Fürst Anton, der während des Gesprächs wol zehnmal aus- und eingegangen war, kam jezt wieder, hörte, was Ulrich sagte und rief:

„Wenn das wahr wäre, Ita, könnt' ich Dich herrlich brauchen, um den Leuten richtige Begriffe beizubringen über das, was sie thun und lassen sollen; Du würdest es in sie hinein blicken! — Die Geduld eines Engels und die Lunge eines Menschen reicht nicht aus, um es ihnen durch Worte beizubringen."

Und mit unendlicher Breite erzählte er eine geringe Vergeßlichkeit, die sich so eben der Gärtner hatte zu Schulden kommen lassen. Dann schlug er einen Spazierritt vor, und die Fürstin, hoffend, Ulrich allmälig zutraulicher zu machen, sagte verweisend:

„Graf Erberg ist gestern unwol gewesen, mein Sohn."

„Da er heute die Nacht durchreisen will, so muß er wol ganz hergestellt sein" — entgegnete der Fürst gelassen; und Ulrich, herzlich froh, der fürstlichen Inquisitorin zu entrinnen, nahm den Vorschlag gern an.

Draußen sagte der Fürst: „Die Frauen sind merkwürdig! nichts ist ihnen lieber, den alten wie den jungen, als wenn ihnen ein Mann tagelang gegenüber sitzt und ihnen allerlei vorfabelt. Bei ihrer sitzenden Lebensweise sehen sie nicht ein, daß eine solche Zimmer-Existenz für uns eine Marter, eine wahre Gefangenschaft ist. Ihr behagliches Zimmer, ihr Sopha, ihre Tapisserie — ein schwatzender Mann dazu, das ist das Paradies für eine Frau! aber ich ginge zu Grunde, wenn ich es ihnen schaffen sollte."

Der Tag verſtrich mit freundlich gleichgültigen Geſprächen. Um zehn Uhr Abends reiſ'te Ulrich ab. Als Margarita einſam in ihrem Zimmer war, dachte ſie:

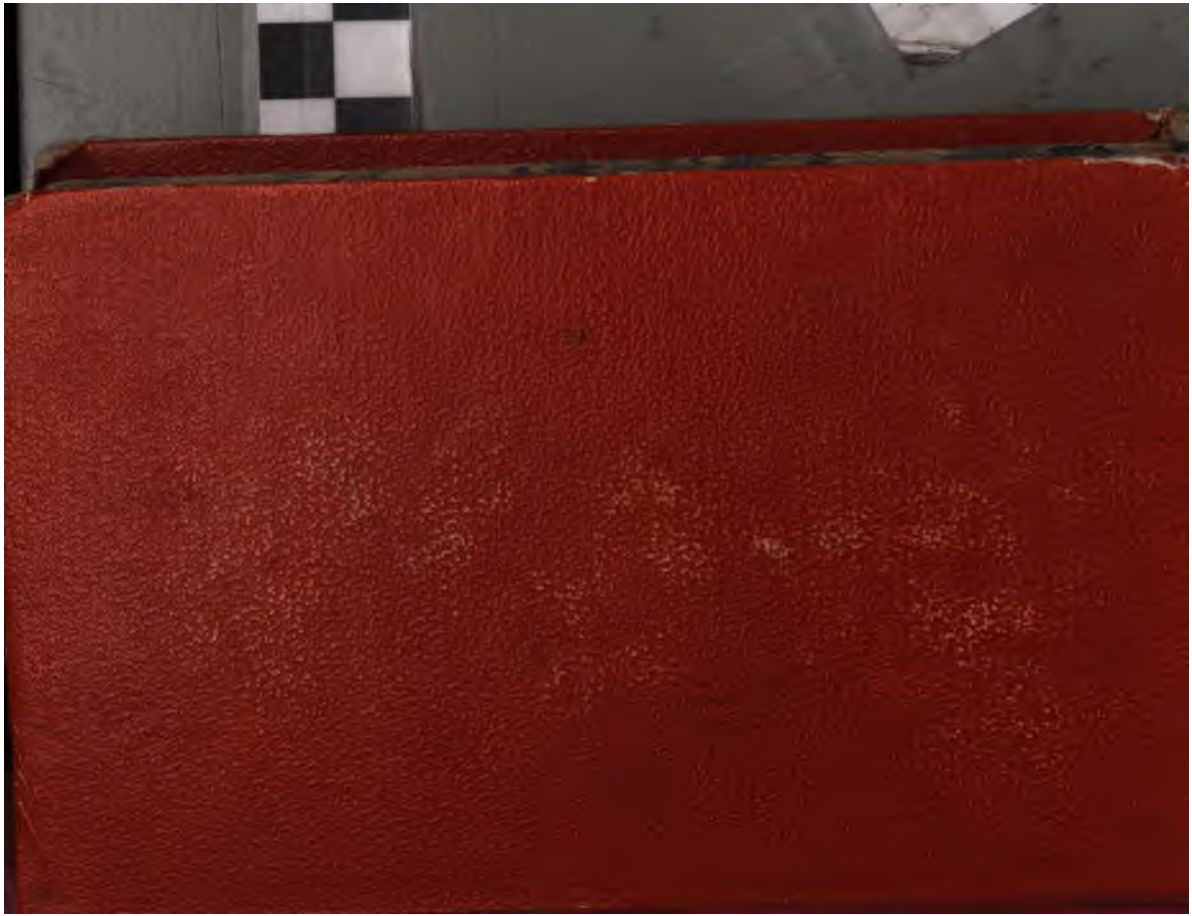
„Aber es hier ja todt, wie auf einem Kirchhof.“

Ende des erſten Bandes.

Stanford University Libraries
3 6105 015 295 541

PT
2287
.H5.A1
1845
v.3/4

JAN 13 1980 DOC OCT 21 1992

APR 19 1982

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305